A 12. 336/37b

Wie studiert man klassische Philologie?

Ein Überblick

über Entwicklung, Wesen und Ziel der Altertumswissenschaft

nebst

Ratschlägen zur zweckmäfsigen Anordnung des Studiengangs

von

Otto Immisch

Professor der klassischen Philologie an der Universität Gießen

Stuttgart

Verlag von Wilhelm Violet

1909

PA
74
I4

773985

Vorwort

Das Bedürfnis nach einem Studien-Ratgeber muß begreiflicherweise bei einer Wissenschaft besonders stark sein, bei der es keinerlei amtlich festgelegten Lehrgang gibt und geben kann. Tatsächlich wünschen denn auch unsere jungen Philologen nicht sowohl über wirtschaftliche oder andere mehr von außen her den Studiengang beeinflussende Verhältnisse Rat und Auskunft, wenn sie nach einem derartigen gedruckten Führer greifen, sondern sie verlangen neben praktischen Winken zur zweckmäßigen Anordnung ihrer Arbeiten vor allem Klarheit in den sehr innerlichen Fragen, die auf nichts Geringeres gehen als auf Wesen, Zusammenhang und Ziele ihrer Wissenschaft selbst. Eingeweihte wissen sehr wohl, wie viele Studenten (keineswegs nur die handwerksmäßig gesinnten) in wirklicher innerer Notlage sich anschaffen, was es nur an derartigen Schriften überhaupt gibt, und doch fand sich bislang schlechterdings nichts heute noch Brauchbares darunter, abgesehen von dem leider zu knappen Heftchen von Kroll (Greifswald 1905, 22 S.). Es verdient Anerkennung, daß der Herr Verleger, in richtiger Erkenntnis dieser Sachlage auf eine Neubearbeitung der gleichbetitelten Schrift von Freund-Deiter verzichtend, auf ein völlig neues Buch zugekommen ist, das auszuarbeiten ich nach Besprechung mit mehreren hervorragenden Fachgenossen für richtig gehalten habe. Es ist hinreichend bekannt, daß solche Aufgaben, wenn

sich die akademischen Lehrer zu vornehm dafür dünken, gar leicht in recht unberufene Hände geraten. Hingegen war ich selbst mir bewußt, nach dem besonderen Gange meiner amtlichen Laufbahn einige Vertrautheit mit den Nöten und Zweifeln gerade unsrer jungen Studierenden gewonnen zu haben.

Gießen, am Weihnachtstag 1908.

Otto Immisch

Erstes Kapitel

Allgemeine und einleitende Betrachtungen

Wir haben über das philologische Studium selbst und die rechte Arbeitsweise so Wichtiges auseinanderzusetzen, daß wir hinsichtlich der äußeren Verhältnisse, in denen sich die Studienjahre bewegen, mit gelegentlichen Winken uns im wesentlichen begnügen müssen. Wer sich über die deutsche Universität, nach ihrer Gesamteinrichtung, zu orientieren wünscht, der wird das am besten mit Hilfe des Buches von F. Paulsen. Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium, Berlin 1902, tun. Für die einzelnen Universitäten findet man die wichtigsten Nachweise am bequemsten in dem jedes Semester neu erscheinenden Aschersonschen Deutschen Universitätskalender, der auch in Lesehallen und Bibliotheken eingesehen werden kann. Er bietet außer dem jeweiligen Vorlesungsverzeichnis auch das nötige über Termin, Bedingungen und Kosten der Immatrikulation und Exmatrikulation, über Belegen und Honorierung der Kollegien, Erlaß oder Stundung der Kollegiengelder, über die Benutzungsordnung der Bibliothek und andrer Institute, über Freitische, Krankenkassen, Unfallversicherungen, Lesehallen und sonstige gemeinnützige Einrichtungen, ferner auch Angaben über Wohnungs- und Verköstigungsverhältnisse mit Durchschnittspreisen, sowie ein Verzeichnis der akademischen Vereinigungen, die an jeder Universität bestehen. Bezüglich der Stipendien pflegt an den Universitäten zumeist eine offizielle gedruckte Zusammenstellung zu existieren, über die man in den Buchhandlungen das Nähere erfährt. Soweit die in den deutschen Einzelstaaten außerordentlich verschiedenen Besoldungsverhältnisse des Lehrerberufes eine Rolle spielen bei den Erwägungen der Berufswahl, wird es sich empfehlen, sich

bei den eignen Lehrern Auskunft zu erbitten oder durch andre erbitten zu lassen (Eltern, Vormünder). Wir denken keineswegs so, daß derartige Rücksichten ganz aus dem Spiele bleiben sollen. Dies wäre ein verstiegener Idealismus. Auch der wissenschaftlichste Philologe soll ernstlich bedacht sein, die praktischen Voraussetzungen seines Lebens klar und sicher wahrzunehmen. Nur ist es unmöglich, in dieser Hinsicht irgendwie allgemein anwendbare Direktiven aufzustellen. Dies gilt insonderheit auch für alle Kostenanschläge, die die Studienzeit selbst betreffen. Die persönlichen Verhältnisse der Studierenden sind allzu verschiedenartig. Seit der erfreulichen finanziellen und gesellschaftlichen Hebung des deutschen Oberlehrerstandes trifft es längst nicht mehr zu, daß unser Nachwuchs im Durchschnitt nur etwa den ärmeren oder den bescheidenen Mittelschichten der Gesellschaft entstammt. Die klassische Philologie entbehrt zwar der so notwendigen Auffrischung durch gesellschaftlich erst emporstrebende Talente keineswegs, sie ist aber trotzdem heutzutage kein Studium mehr, das man auch nur vorzugsweise als ein studium pauperum bezeichnen könnte.

Schon die Wahl der Universität hängt zumeist von individuell ganz verschiedenartigen Verhältnissen ab. Es läßt sich hierüber nicht viel mehr sagen, als daß, falls die Mittel es erlauben, ein Wechsel sich allerdings empfiehlt. Schon das ist wertvoll, daß der Norddeutsche die süddeutsche Landschaft und Art, der Ostdeutsche den Westen und umgekehrt, kennen lernt. Namentlich aber werden Studenten von ländlicher oder kleinstädtischer Herkunft das durchaus berechtigte Interesse haben, Leben und Bildungsmittel einer Großstadt eine Zeitlang auf sich einwirken zu lassen. Für solche, die nach Herkunft und Zukunftsplänen als die eigentliche Abschlußuniversität eine der kleineren Landes- oder eine preußische Provinzialuniversität zu betrachten haben, wird es sich empfehlen, einen womöglich auf zwei oder drei Semester berechneten Aufenthalt in Berlin, München oder Leipzig in die Mitte ihres Studiums zu verlegen, am besten so, daß nach der Rückkehr der Eintritt ins Seminar in Aussicht genommen werden kann, während Proseminarübungen vorausgegangen und an den großen Universitäten fortgesetzt worden sind. Umgekehrt werden solche, deren Studium im wesentlichen an solch großer

Universität zum Abschluß gebracht werden soll, die Annehmlichkeiten und Vorteile einer kleinen Universität zweckmäßig am Anfang der Studienjahre genießen. Kleine Universitäten bieten auch dem Anfänger die Möglichkeit, leichter an den Dozenten heranzukommen und sich auch in den an sich unbedeutenden, für ihn aber sehr wichtigen Dingen jederzeit fachmännischen Rates zu erfreuen. Große Universitäten haben meist den Vorzug sehr berühmter Lehrer; aber der Großbetrieb und die hohe Frequenzziffer bewirken natürlich eine verminderte Zugänglichkeit der Art, wie sie gerade der Anfänger braucht. Der Studierende wird also hier den vollen Gewinn erst finden, wenn er schon etwas gefördert ist und selbständig Bescheid weiß, ganz abzusehen davon, daß er nur in diesem Falle für die besondere Bedeutung eines wirklichen Großmeisters der Wissenschaft das rechte Verständnis und Urteil mitbringt.

Diese Gründe also sprechen für die von uns empfohlene Verteilung der Semester, falls ein Wechsel der Universität überhaupt möglich ist, was ja aus pekuniären oder anderen Gründen nicht immer der Fall sein wird. Hinzu kommt noch, daß das Großstadtleben als solches mit mancherlei Gefahren und Verführungen behaftet ist: ein gewisses Maß von Reife und Ernst ist ihm gegenüber durchaus erforderlich. Um die erste, frische Burschenlust auszukosten, ist die Großstadt kein geeigneter Boden. Anderseits bedeutet bei sonst gesunden Naturen in dieser Periode rascher und unendlich gesteigerter Entwicklung schon ein Jahr Lebensalter mehr einen Zuwachs an Männlichkeit und innerer Reife, und solche ist schließlich auch erwünscht, um aus den großstädtischen Möglichkeiten der politischen, sozialen und künstlerischen Weiterbildung den vollen Gewinn zu ziehen.

Indessen selbst diese allgemeine Direktive, die wir aufstellen, wird mit dem bestimmtesten Vorbehalt gegeben, daß ihr keinerlei Verbindlichkeit zuzuschreiben sei. Die unendliche Verschiedenheit persönlicher Verhältnisse, Anlagen, Interessen ist durch allgemeine Normen überhaupt nicht zu fassen: ist doch heutzutage, um nur ein Beispiel zu nennen, der Fall nicht gar so selten, daß ein klassischer Philologe auch eine Lehrbefähigung für Französisch mit ins Auge faßt und demgemäß ein oder zwei Semester in Frankreich studiert.

Übrigens ist es gar nicht wünschenswert, daß der beginnende Student zuviel über einem ausführlich festzulegenden Programme seines Studiums herumspintisiert: frisch hineinspringen in die praktische Einzelarbeit und die Augen ordentlich aufmachen, das ist bei uns durchaus die Hauptsache: Sapere aude! Die berufenen Ratgeber für den ersten Ansatz und Anfang, das möchten wir sehr nachdrücklich betonen, sind zunächst der Leiter und die Lehrer der Anstalt, die den jungen Philologen entlassen hat. Es werden darunter kaum jemals solche fehlen, mit denen ein besonderes Vertrauensverhältnis den Abiturienten verbindet. Mit diesen väterlichen Freunden bespreche er die Wahl der Universität (wenn ihm die Wahl überhaupt freisteht), von ihnen erbitte er sich praktische Winke zur ersten Einrichtung seines Studienplanes und auch, wofern nicht in der Familie selbst akademische Tradition besteht, über die äußerlich wirtschaftlichen Maßnahmen des neuen ihm bevorstehenden Lebens. Nach allen Erfahrungen darf man wohl versichern, daß solcher Rat sehr gern gegeben wird. Wir fügen aber hinzu, daß es zweckmäßig sein wird, ihn nicht nur bei den ergrauten Häuptern des Lehrerkollegiums einzuholen, sondern namentlich auch bei dessen jungen und jüngsten Mitgliedern. Nicht nur die äußeren Lebensverhältnisse an einer Universität und die Gepflogenheiten des studentischen Lebens wandeln sich in unserer Zeit recht schnell, es haben sich auch innerhalb unsrer Wissenschaft selbst gewisse Grundauffassungen in den letzten Jahrzehnten (wir werden in diesem Buche noch davon zu handeln haben) so stark verschoben, daß der eben gegebene Wink durchaus berechtigt ist. Er will der lobenswerten Pietät für die Philologen alter Schule wahrlich keinerlei Eintrag tun, deren Verdienste und Vorzüge niemand lebhafter anerkennen kann als ich. Die jungen Lehrer haben aber zu allem noch die Krisen und Gefahren ihres eignen akademischen Studiums in frischester Erinnerung; sie werden nachdrücklich vor Irrwegen warnen, die sie vielleicht selber gegangen und die bei ihnen noch unvergessen sind, weil die vergoldende Erinnerung an ferne Jugendjahre die bedeutsamsten Erfahrungen noch nicht mit ihren anmutigen Schleiern überspannen hat. Auch als laudatores temporis acti pflegen die Jungen nicht aufzutreten. Ferner werden sie ver-

hältnismäßig am meisten in der Lage sein, die rein wissenschaftliche Seite der Ausbildung, wie das fürs nächste durchaus erwünscht ist, von den pädagogischen Erfordernissen der späteren Amtstätigkeit ganz getrennt zu halten. Die Universitätsjahre sollen ganz oder doch möglichst vollständig der Wissenschaft selbst und nicht ihren praktischen Anwendungen gewidmet werden. Bei langjähriger Lehrertätigkeit ist es aber durchaus begreiflich und deshalb auch häufig der Fall, daß das Interesse sich nach der Seite jener „Anwendungen", d. h. nach der technisch-unterrichtlichen Seite hin verschiebt. Wo indessen, wie das erfreulicherweise an deutschen Gelehrtenschulen noch recht oft zu verzeichnen ist, unter den Lehrern Männer sind, die, der wissenschaftlich-produktiven Arbeit treu geblieben, in der Philologie einen geachteten Namen erworben haben, da ist es selbstverständlich, daß der Abiturient in erster Linie bei ihnen sich Rat und Weisung holen wird. Den Schülern pflegt niemals unbekannt zu sein, für welche Lehrer das Gesagte zutrifft.

Auf der Universität selbst suche dann der junge Philologe möglichst rasch an seine Professoren persönlich heranzugelangen und erbitte mit rückhaltlosem Vertrauen häufig ihren Rat. Wo das nicht möglich oder nicht ausgiebig genug möglich sein sollte, wende er sich an die jüngeren Lehrkräfte, Extraordinarien und Privatdozenten, die wiederum den Vorzug haben, seinen Zweifeln und Bedürfnissen, meist schon ihrem Lebensalter zufolge, verständnisvoll nahezustehen. Eine besonders ergiebige Quelle guten Rates sind aber die Studiengenossen in älteren Semestern. Natürlich sind damit nicht gemeint die uns hie und da begegnenden „endlosen" Studenten, die allenthalben das große Wort führen und besonders gern über die Methode und die Prinzipien der Wissenschaften sich verbreiten, d. h. über theoretische Allgemeinheiten, während sie in der praktischen Einzelarbeit versagen. Nur in der Kritik ihrer Dozenten pflegen sie etwas Erhebliches zu leisten. Vielmehr wende man sich an tüchtige Leute, die etwas vor sich gebracht haben, von denen man sieht, daß sie das Vertrauen ihrer Lehrer besitzen, Leute, die etwa schon promoviert sind oder in der Promotion drinstehen oder sonstwie mit dem Abschluß offensichtlich erfolgreicher Studien sich beschäftigen. Sie sind meist an allerlei kleinen Prärogativen, die ihnen der Kreis

studierender Fachgenossen gern zugesteht, leicht zu erkennen; jedenfalls aber macht die akademische vox populi gar bald auch den Anfänger auf solch wackere Kommilitonen aufmerksam. Hier suche er Anschluß; das sind, für die ersten Anfänge wenigstens, die allerbesten Berater. Vielfach bietet sich Gelegenheit zu einem vertrauten Verkehre dieser Art in den studentischen Fachvereinen für klassische Philologie. Ob der junge Philolog sich zweckmäßigerweise einem solchen Vereine anschließen soll oder nicht, auch darüber läßt sich nichts allgemein Verbindliches sagen. Diese Vereine sind sowohl dem Ort wie der Zeit nach sehr verschiedener Natur. Es ist denkbar, daß sie in recht unerwünschter Art eine arg beschränkte Einseitigkeit pflegen und in ödester „Fachsimpelei" stecken bleiben. Es gibt aber erfreulicherweise auch genug Fälle, wo das gerade Gegenteil zu konstatieren ist, wo z. B. durch Zusammenschluß mit den Nachbargenossen von der neueren Philologie und der Geschichte eine rege Vielseitigkeit der Interessen gepflegt wird, oder aber wo auch innerhalb der Beschränkung auf die klassische Philologie durch geschickte Organisation die Klippen des Spezialistentums gemieden werden. Manche dieser Vereine verschönen ihre Feste durch Aufführung antiker Dramen: das vorausgehende gemeinsame Studium des Stückes, das Memorieren großer Partien griechischer oder lateinischer Verse, die praktisch dramaturgischen Erfahrungen und noch manches andre bilden, ganz abzusehen von der Freude, ein Stück antiker Poesie wieder lebendig zu machen, einen sehr wertvollen Gewinn auch für die Studienarbeit selbst. Die Hauptsache bei der Frage des Eintritts wird immer der Geist sein, der die Korporation beherrscht und der mehr noch als auf Tradition (obgleich auch diese wichtig ist) auf der Gesinnung der jeweiligen Mitglieder beruht. Ist es ein guter Geist, dann kann ein solcher philologischer Verein allerdings, um mit Ritschl zu reden, „ein herrliches Incitament" der Studien werden. Es gilt eben für den jungen Studenten auch hier, daß er nicht gar zu unselbständig nur nach Rat umherhorcht, daß er vielmehr seine ihm vom Gymnasium bescheinigte Reife dadurch bewährt, daß er auch in diesem Falle durch offnes Auge und eigne Prüfung zur richtigen Entscheidung selbständig zu gelangen weiß. Die Möglichkeit, zunächst eine

Zeitlang in ungezwungener Weise als Gast an den Vereinsabenden teilzunehmen, wird überall geboten. Es sei noch darauf hingewiesen, daß diese Vereine unter sich in einem die deutschen Universitäten umfassenden Kartellverbande stehen, sodaß die Mitgliedschaft hier einen leichten Anschluß dort verbürgt, ohne doch zum lästigen Zwange zu werden. Auch die mit dem Kartell verbundene Möglichkeit des Austauschs von Dissertationen ist eine zweckmäßige Einrichtung.

Ob es sich für den jungen Philologen empfiehlt, andersartigen Vereinen, insonderheit aber einer Farben tragenden und schlagenden Verbindung beizutreten oder nicht, darüber kann gleichfalls nur von Fall zu Fall entschieden werden. Es gibt zweifellos Korporationen dieser Art, bei denen die Zugehörigkeit nichts anderes bedeutet, als daß die fraglichen Semester für die wissenschaftliche Ausbildung so gut wie völlig verloren sind. Es gibt aber ebenso zweifellos auch solche, bei denen das keineswegs zutrifft, ja wo mit einer gewissen Disziplin auf Mitglieder wohltätig eingewirkt wird, die den Gefahren der akademischen Freiheit zu erliegen drohen. Auch hier heißt es, selber prüfen und sich nicht durch Äußerlichkeiten bestechen lassen. Vor allem aber wolle sich der junge Philologe folgendes zu Herzen nehmen. Sein Studium setzt mehr als manches andere die fleißigste Selbsttätigkeit auch außerhalb von Kollegium und Übung voraus. Kein, aber auch gar kein Gedanke daran, daß man lange Semester verbummeln und dann mit einem „Einpauker" ein Examen notdürftig erzwingen könne! Solche „Einpauker", die traurigste Erscheinung, die der deutsche Universitätsbetrieb gezeitigt hat, gibt es glücklicherweise innerhalb unseres Studienkreises überhaupt nicht, es kann sie auch gar nicht geben, weil die in der Prüfung festzustellenden Ergebnisse der wissenschaftlichen Selbsttätigkeit zu einem Hauptteile so innerlicher, ja individueller Art sind, daß sie von außen her und durch mechanisches Anlernen überhaupt nicht zu übermitteln sein können. Aber auch hiervon abzusehen unterscheidet sich das philologische Studium von anderen durch das besonders hohe Maß von individuellster Eigenarbeit, das es erfordert. Der junge Philologe mag sich das besonders an einem Vergleich mit seinem medizinischen Kollegen verdeutlichen, dessen Tagewerk sich mit seiner rezeptiven Tätigkeit im Hörsaal und

in der Klinik, wenn auch nicht vollständig, so doch nahezu erschöpft. Der Philologe wird dagegen von Anfang an, auch wenn es zunächst nur in ganz bescheidenem Umfange geschehen kann, zur Teilnahme an Problemen der Forschung herangezogen, und schon die ersten Übungsthemata werden ihm in der Absicht gestellt, daß mit dem Zwecke, das Technische und die Methode zu lernen sowie gesicherte Kenntnisse sich anzueignen, doch auch noch der andere Zweck verbunden wird, ein wenn auch noch so bescheidenes Gebietsteilchen in irgend einem Sinne wissenschaftlich zu erobern. Damit hängt auch die genau zu erwägende und von uns hiermit auf das nachdrücklichste unterstrichene Tatsache zusammen, daß es für den klassischen Philologen einen allgemein verbindlichen Studiengang nicht gibt und niemals geben kann. Keine offizielle Regelung befreit ihn von der vollen Selbstverantwortlichkeit. Der Anfänger wird sozusagen ohne weiteres ins tiefe Wasser geworfen: Nun schwimm, so gut du kannst! Da heißt es, die Kräfte anspannen und sich auf sich selber verlassen. Hier gibt es keine Schablone. Auch wer sich etwa zum Ersatz dafür streng an die ihn angehende Prüfungsordnung halten wollte, findet, daß sie eine Fülle individueller Entwicklungsmöglichkeiten freigibt. Jeder einzelne Student der klassischen Philologie arbeitet in persönlich eigner Weise, und wenn auch gewisse Hauptwissensgebiete natürlich allgemein verbindlich sind, so wird doch durchaus erwartet, daß er auch eine stattliche Zahl von Sonderkenntnissen aufzuweisen hat, selbst erarbeiteten, die in dieser besonderen Vertiefung oder Zusammensetzung nur ihm allein zu eigen sind. Ja, sein Professor wird mit besonderem Stolze in diesen Gebieten von ihm zu lernen bereit sein. So frei und schön ist das philologische Studium — aber auch so verantwortungsvoll. Deshalb gilt es bei uns in ganz besonderem Maße, die Zeit auszukaufen und allen öden Trödel zu vermeiden.

Das schließt aber ein frisches und frohes Burschentum wahrlich nicht aus. Je intensivere Arbeit gefordert wird, um so berechtigter erscheint auch jede gesunde Ausspannung, jede frohe Jugendlust, jeder poesievolle Übermut. Pedanten, Philister, Bücherwürmer sollen die jungen Philologen zu allerletzt sein oder werden! Jugend will ihr Recht und soll ihr Recht haben. Stürmische Entwicklungszeiten bedürfen des intermittieren-

den Ablaufes. Nie wieder im Leben arbeitet's so rasch und gewaltig in den innersten Tiefen der Persönlichkeit: da ist es begreiflich, daß auch die Kontraste der Erholung und des Vergnügens schärfer und wilder erklingen. So mag man denn wohl auch einmal „über die Schnur hauen" und „seinem Affen Zucker geben": dulce est desipere in loco.[1]) Die Hauptsache ist jedesmal: ἔχω, οὐκ ἔχομαι! Wenn die Tyrannei des Müßiggangs beginnt, wenn des ehrlichen Gewissens Stimme übertäubt werden muß, wenn der innere Springquell echter Burschenlust versiegt ist und schal gewordene Freuden künstlich zum Aufbrausen gebracht werden, wenn das Treiben poesielos wird und roh (oder, was im Grunde dasselbe ist, gigerlmäßig und patent), dann heißt es, den Augenblick der Rückkehr nicht versäumen, zumal für den Philologen, der unweigerlich verloren ist, wenn ihm jemals das ἥδυσμα völlig zum ἔδεσμα geworden sein sollte.

Damit sind wir dazu gelangt, ein paar Worte über die Persönlichkeit des angehenden Philologen zu sagen. Es scheint wichtig, daß jeder sich prüft, ob er auch zu diesem Studium das innerliche Verhältnis werde gewinnen können, das durchaus als unerläßlich erscheint, in ähnlicher Weise wie bei der Theologie. Denn obwohl eigentlich eine solche Wahlverwandtschaft in jedem Berufsstudium, ja in jedem Berufe überhaupt vorhanden sein soll und wohl erfreulicher Weise auch in recht vielen Fällen vorhanden ist, so trifft das doch keineswegs überall zu, und vor allen Dingen zeigt bei einem Vergleiche der akademischen Berufe die Forderung einer innerlichen Hingabe denn doch erheblich verschiedene Gradabstufungen.

Es ist undenkbar, daß das Studium der klassischen Philologie nur als sogenanntes Brot- und Versorgungsstudium ohne ein inneres Verhältnis zum Kulturschatz des Altertums gewählt werde. Es kommen leider solche Leute vor, namentlich seitdem die Ausgleichung des Oberlehrerstandes mit dem richterlichen

[1]) Detur aliqui ludus aetati, sit adulescentia liberior, non omnia voluptatibus denegentur, non semper superet vera illa et derecta ratio, vincat aliquando cupiditas voluptasque rationem, dummodo illa in hoc genere praescriptio moderatioque teneatur: parcat iuventus pudicitiae suae, ne spoliet alienam, ne effundat patrimonium, ne facinore trucidetur. Cicero, pro Caelio 42.

in sozialer und pekuniärer Hinsicht nahezu und an manchen Orten ganz vollzogen worden ist. Die verhältnismäßige Billigkeit des Studiums, die verhältnismäßig rasche Versorgung (wenigstens bei den gegenwärtigen Verhältnissen), die Aussicht auf die Annehmlichkeit der Schulferien, auch wohl der fast überall bestehende Mangel einer zweiten Staatsprüfung, diese Faktoren wirken in manchen Fällen verlockend. Hierdurch angezogene Studenten ohne inneren Beruf vertiefen sich dann möglichst bald in ihre Prüfungsordnung und stellen zunächst gewissenhaft fest, was alles sie kraft dieses Dokumentes nicht zu wissen und zu betreiben brauchen. Den Rest suchen sie in banausischer Memorierarbeit sich anzueignen, die freie Selbsttätigkeit, soweit es nur irgend angehen will, einschränkend. Die Zusammenstellung der Fächer, in denen sie sich prüfen lassen, erfolgt entweder so, daß man leicht sieht, das Brett wird gebohrt, wo es am dünnsten ist, oder aber so, daß die Spekulation auf eine gesteigerte „unterrichtliche Verwertbarkeit" das maßgebende gewesen ist, aber keinerlei innerlicher Drang. Nicht wenige dieser Leute scheitern ganz oder halb, weil sie den Anforderungen an die Wissenschaftlichkeit der aufzuweisenden Kenntnisse infolge ihrer handwerksmäßigen Arbeit gar nicht oder nur unvollkommen zu genügen imstande sind. Auch ist erfreulicherweise durchaus damit zu rechnen, daß die Zeit vorüber ist, wo eine Anzahl von deutschen Unterrichtsverwaltungen in unbegreiflich kurzsichtiger Befangenheit auf die Wissenschaftlichkeit der Oberlehrer wenig oder gar keinen Wert gelegt haben. Es steht zu hoffen, daß die Anforderungen bei der Auswahl zu höheren Dienststellen in diesem Punkte künftig eher eine Steigerung als eine Abminderung erfahren werden. Denn stärker als alle Bedenken bureaukratischer Art wirkt der Zwang, die von unserer Wissenschaft neuerdings erarbeitete Vertiefung und Erweiterung unsrer Anschauung vom Altertum in all seinen Gebieten fruchtbar und wirkungsvoll werden zu lassen, innerhalb eines aus vielen Gründen quantitativ eingeschränkten Unterrichtsbetriebes. Das geht nur an durch eine Steigerung der wissenschaftlichen Qualität. Kein Techniker und Praktiker der Unterrichtsmethode vermag den Mann zu ersetzen, der nicht aus (manchmal noch dazu veralteten) Kompendien, sondern aus dem

tiefen Born eines selbst erarbeiteten Wissens zu schöpfen weiß. Nicht unwichtig gewiß ist das Wie des Lehrens, aber obenan steht doch immer das Was. Jetzt mehr als jemals! Es ist ganz unmöglich, daß diese Tatsache nicht stetig mehr und mehr sich in durchgreifende Wirkung umsetzt. Nur die Bakchen sind wirklich zu brauchen, die Zeit der nur verwaltungskundigen und didaktisch routinierten Thyrsusschwinger muß ihrem Ende nahen.

Das soll nicht heißen, daß die klassische Philologie den übertriebenen Anspruch erhöbe, nur völlig erstklassige Intelligenzen unter ihren jungen Adepten zu dulden. Gewiß, wer nur schwach veranlagt ist oder doch so veranlagt, daß er — um es unverblümt zu bezeichnen — auf seinem Maturitätszeugnis fragwürdige Noten in Latein und Griechisch stehen hat, der handelt klug, wenn er unsere Reihen meidet. Ich habe eine größere Zahl von Fällen beobachten können, wo trotz wohlgemeinter Warnungen dennoch der Fehlgang angetreten worden ist, etwa nur weil das Jus zu teuer, zu überfüllt, zu vornehm-anspruchsvoll, die Medizin zu teuer, zu aufreibend und zu ekel, die Theologie zwar billig aber innerlich inkommensurabel erschien. Da sollte dann als eine neutrale und leidlich versorgende Auskunft der Beruf des Gymnasiallehrers herhalten. Aber an der Klippe der Staatsprüfung zerschellte das schwachgebaute Schifflein, geriet wohl auch schon vorher heillos auf den Grund.

Dagegen wäre es töricht, wollte man behaupten, für einen guten, soliden Mittelschlag an Begabung habe die klassische Philologie keine Verwendung. Natürlich wird auch hier die glänzende Intelligenz Glänzenderes leisten als das bescheidenere Talent. Aber unser Weinberg ist groß, und wir haben Arbeit die Fülle für mancherlei Gaben und Geister, auch bescheidenere und dennoch wahrhaft nützliche und keineswegs geistlose Arbeit für den tüchtigen Durchschnitt, der mit offnem Sinne Fleiß und Energie verbindet. Nicht gar selten sogar haben solche Kräfte Besseres erreicht als ein verwöhnter Primus omnium. Es kommt leider vor, daß solche leuchtende Sterne auf der Universität nicht halten, was sie versprachen. Sie dünken sich bisweilen über manche Anfängerleistung irrtümlich schon erhaben, sie vermissen die gewohnte Anfeuerung durch tägliches Lob, sie finden sich wohl überhaupt nicht leicht zurecht in einer Schar von

Gleichstrebenden, wo die Führung auf einem Gebiete erst wieder errungen sein will, auf dem die bisherigen Genossen wegen vielleicht ganz anders gerichteter Interessen einen ernsthaften Kampf gar nicht versuchten. Möchten sich also diese an sich der Universität natürlich hochwillkommnen Jünger besonders streng in Selbstzucht nehmen. Vielleicht darf man ihnen den Eintritt in eine mit Vorsicht ausgewählte akademische Korporation mehr als anderen empfehlen. Fuchs ist Fuchs, und ein löblicher Burschenkonvent pflegt nicht darnach zu fragen, ob das Füchslein Primus oder Ultimus war: das ist in manchen Fällen eine treffliche Schule der Bescheidenheit, und um darüber etwa verwelkende Vorschußlorbeeren ist es niemals schade. Auch ein zwischen Schule und Studium liegendes Militärjahr kann ähnliche gute Dienste leisten, die zu hohe Selbsteinschätzung herabmindernd und den Sinn dafür weckend, daß man zunächst Rekrut und nicht sogleich Offizier wird. Überhaupt dürfte, um dies nebenher mitzuerwähnen, ganz allgemein in der oft erörterten Frage, ob das Militärjahr gleich nach der Schulzeit abzuleisten oder bis zur Beendigung der Studien hinauszuschieben sei, das erstere sich empfehlen, namentlich auch im Hinblick darauf, daß die Studienzeit jetzt durchweg das vor alters übliche Triennium überschritten, zum Teil sehr bedeutend überschritten hat. Einschließlich des Examens und eventuell der Promotion muß mit ca. 5 Jahren (8—11 Semestern) gerechnet werden, wodurch dann das Militärjahr bedenklich weit hinausgeschoben wird. Doch läßt sich natürlich auch in dieser Frage keine irgendwie verbindliche Norm aufstellen.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, möchten wir dem angehenden Philologen noch eine besondere Herzstärkung mitgeben. Manch einer wird nicht ohne inneres Zagen sich einem Fache zuwenden, von dem er weiß, daß es selber, wie auch seine Vertreter, mannigfachen Anfechtungen ausgesetzt ist. In Parlamenten und andern Versammlungen, in der Tagespresse und in den Familienzeitschriften ertönt fast unablässig ein Chorus von Stimmen, die über die Belastung unsrer Jugendbildung und Kultur durch das angeblich nutzlos, ja schädlich gewordene, in jedem Falle aber veraltete Erbe des Altertums zetern. Unter dem hochroten Banner eines extremen Modernismus wird weit-

gehendste Einschränkung oder Abschaffung des humanistischen Betriebes gefordert. Billige Schlagworte und ewig wiederholte Argumente, denen ein vielleicht wirklich berechtigter Kern die willige Aufnahme sichert, haben auch bereits mehr als einen bedauerlichen Erfolg davongetragen. Vor allem wird das Persönliche im humanistischen Unterrichtsbetriebe scharf und rücksichtslos kritisiert, wobei dann namentlich den klassischen Philologen Pedanterie und Rückständigkeit jeder Art, sowie Mangel an erzieherischen Fähigkeiten vorgeworfen zu werden pflegt. Auf einen solch befehdeten Posten sich zu stellen scheint nicht jedermanns Sache zu sein. Die Furcht vor der augenscheinlich weitverbreiteten Unbeliebtheit des Faches wie des Standes mögen wohl manchen abschrecken. Dazu kommt noch ein weiteres. Trotz aller Hebung des Gymnasiallehrerstandes möge sich kein angehender Philologe der Wahrheit verschließen, daß er weder Schätze sammeln wird in seinem Berufe noch an Orden, Titeln und andern Kostbarkeiten männlicher Eitelkeit einen Reichtum erwerben, der dem eines juristischen Koätanen von guter Karriere auch nur entfernt gleichkäme, obwohl er doch vielleicht an allgemeiner Tüchtigkeit mit bestem Rechte glaubt sich mit jenem vergleichen zu können. Ja, es gehört in dieser Hinsicht eine starke Liebe zur Sache, es gehört auch eine gewisse Fähigkeit der Entsagung dazu, um als Philologe glücklich zu sein. Aber man halte sich auch folgendes recht ernsthaft vor Augen.

Um mit dem letzterwähnten zu beginnen: keine Standesausgleichung kann und wird jemals den äußerlichen Vorzug beseitigen, der dem Juristen (ähnlich wie dem Offizier) daraus erwächst, daß seine Amtstätigkeit in alle Wege ein unmittelbarer Ausfluß der Souveränität des Staates ist. Die Unterrichtstätigkeit des Philologen dagegen wird nur mittelbar, in ihrer äußeren Organisation von der Staatsgewalt getragen; den Wissenschaftsgehalt seines Unterrichts selbst, also dessen eigentlichste und innerste Substanz, kann diese durch kein Gesetz wirklich beeinflussen: non Caesar supra grammaticum! Nun ist es nur natürlich, daß der Staat den Trägern seiner Macht, je unmittelbarer und selbstständiger zugleich in ihnen diese Macht sich verkörpert, um so mehr durch äußerlich dekorative Mittel ihre Stellung zu heben und zu stärken beflissen sein wird. Dat Justinianus

honores: das liegt so unweigerlich in der Natur der Dinge, daß man sich schlechthin damit abfinden muß, und auch die wildeste Gleichmacherei wird sich hier stets und überall vor unübersteiglichen Schranken sehen. Das mache sich jeder vor der Wahl seines Berufes klar, und prüfe sich genau, ob er verzichten kann auf Dinge, deren Nichterwerb freilich einem ernsten Manne, der seine Befriedigung in keinen Äußerlichkeiten sucht, nicht allzu schwer fallen sollte. Die wenigen, die Tüchtigkeit (und Glück, wie stets hinzuzufügen ist) in die leitenden Stellen führt, vielleicht sogar zur Teilnahme an der Tätigkeit der Oberbehörden selbst beruft, bestätigen als Ausnahmen nur die hier vorgetragenen Anschauungen. Auch wird ja wohl niemand gleich bei seiner Berufswahl auf den Vorsatz kommen, Provinzialschulrat oder Ministerialdezernent werden zu wollen. Man sorge für nichts als für eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage auf der Universität: die Entfaltung etwaiger praktischer und staatsmännischer Fähigkeiten bleibe ganz und gar der späteren amtlichen Tätigkeit vorbehalten. Wenn diese nur mit vornehmem Sinne und ernster Lebensauffassung betrieben wird, so vermag sie auch dann gar wohl zu beglücken, wenn der klingende Lohn und die äußerlichen Auszeichnungen immerdar karg zugemessen bleiben sollten.

Was ferner die vorhin geschilderten Befehdungen unseres Berufes und Standes angeht, so tröste sich der junge Philologe vor allem damit, daß in unsrer Zeit die Lust, an allen Autoritäten, an allem bewährten Herkommen zu rütteln, schließlich die andern Berufe ebenso wenig verschont wie den seinen. Er gehe nur die Fakultäten durch. Da wird die Aufhebung der theologischen Fakultäten, sei es im Namen der Wissenschaft, sei es im Namen der Religion gefordert. Wie stark angegriffen und im Wert bezweifelt der Beruf des Geistlichen ist, mit wieviel Abneigung und Spott man seiner Tätigkeit begegnet, ist allbekannt. Und die Jurisprudenz! Die Richter sind dem Rechtsbewußtsein des Volkes ganz entfremdet, sie üben Klassenjustiz; nichts Besseres als ihre fachmännische Tätigkeit möglichst durch die von Laien zu ersetzen oder einzuschränken! Die juristischen Verwaltungsbeamten sind den Aufgaben des modernen Lebens nicht gewachsen, sind im Bureaukratismus erstarrt, sind hochmütig usw. Dem Mediziner setzt die Schwärmerei für Homöo-

pathie, Naturheilkunde und dergl. zu. „Sie wissen eigentlich alle nichts", wie oft kann man das hören! Und das alte[1]) „dat Galenus opes" ist durch die modernen Kassenorganisationen auch schon sehr weitgehend in sein Gegenteil verkehrt worden. Kurz, wenn man die Stimmungen und Wertungen der führenden (oder doch am lautesten lärmenden) Geister ernst nehmen wollte, so wären alle vier Fakultäten mitsamt den Hauptberufen, die ihnen zugehören, wert, daß sie zugrunde gingen. Mit dieser Gemeinschaftlichkeit der allgemeinen Negation und Bekrittelung tröste sich der junge Philologe, wenn ihm vor all dem Lärm bange werden will. Es gibt für ihn aber noch einen viel wichtigeren Trost.

So angefochten scheinbar der Kulturwert des klassischen Altertums ist, dem er seine Lebensarbeit widmen will, er sei der festen und unbeirrten Überzeugung, daß in Wahrheit dieser Kulturwert gegenwärtig bereits wieder im Steigen ist, was freilich auch wiederum bedingt ist durch eine moderne Auffassung der Altertumswissenschaft, der im Schulbetriebe Raum und Einfluß zu verschaffen mit allen Mitteln zu erstreben ist. Das ist ein schönes Ziel, für das edle Kraft und reines Wollen einzusetzen wahrlich sich verlohnt. Wir müssen, um darüber schon vorläufig einige Klarheit zu schaffen, etwas weiter ausholen.

In der psychischen Natur des Menschen treten trotz ihrer Einheit (denn der Seele verschiedene, nebeneinander bestehende „Vermögen" zuzuschreiben ist veraltet) zwei Seiten deutlich zutage, die im Leben des Einzelnen wie im Leben ganzer Völker und Zeiten eine verschiedene Wertschätzung und demzufolge auch Betonung erleiden: wir reden, je nachdem die eine oder die andere vorherrscht und Lebens- wie Denkhaltung bestimmt, von „Intellektualismus" und „Voluntarismus". Während der erste Ausdruck von selbst durchsichtig ist, müssen wir bemerken, daß mit dem zweiten, sehr unzureichenden Ausdrucke, der an die Willensvorgänge nur a potiori anknüpft, eine Vorzugswertung ausgedrückt werden soll, die zuteil wird dem ganzen Bereiche der aus dunklen Tiefen der Seele aufsteigenden Triebe des Willens und der Welt der Gefühle. Eine besonders hohe Ein-

[1]) Dat Galenus opes, dat Justinianus honores,
Inter utrumque friget pauper Aristoteles
(oder: Pauper Aristoteles cogitur ire pedes).

schätzung der Sinne und der Leiblichkeit geht damit Hand in Hand. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nur in der harmonischen Entwicklung beider Gebiete das eigentliche Kulturideal zu erkennen ist, daß aber die einseitige Betonung des einen notwendig das andere schädigt und verkümmern läßt. Deshalb folgt auf Zeiten solcher Einseitigkeit mit fast naturgesetzlicher Regelmäßigkeit als Gegenwirkung zunächst die entgegengesetzte Einseitigkeit. Man mag hinzunehmen, daß aus vielen Gründen der Intellektualismus rückwärtsschauend zu sein pflegt, der Voluntarismus vorwärtsgewendet: jener ist klassizistisch, dieser modernistisch. Ferner: dem Intellektualisten erscheint als „höherer Mensch" immer der Denker, dem Voluntaristen der Künstler. Jener möchte die Wissenschaft, dieser die Kunst zur geistigen Herrscherin, zur Erzieherin und Führerin des Lebens machen. Vgl. auch Nietzsches Worte apollinisch und dionysisch.)

Es liegt auf der Hand, daß aus einer voluntaristischen Reaktion gegen die sinnenarme Verstandesmäßigkeit, wie sie bis in das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts herrschend war, zu einem guten Teil diejenige jetzt weitverzweigte geistige Bewegung hervorgegangen ist, die man die „Moderne" zu nennen sich gewöhnt hat, insonderheit auf dem Gebiete der Kunst, wo sie am augenfälligsten ihr Wesen treibt und das sie in die oberste Rangstufe der Lebenswerte zu erhöhen vielfach eifrig und mit Erfolg bemüht ist. Es ist unverkennbar, wie viel gesundes und wohlberechtigtes in dieser Bewegung liegt, aber ebenso unverkennbar, daß ihre Einseitigkeit ebenso schädlich sich erweisen müßte wie die entgegengesetzte, die sie so laut und erbittert bekämpft hat und noch bekämpft. Aber ein scharfes und ruhig beobachtendes Auge vermag gar wohl zu erkennen, daß ein Einlenken schon im Gange ist, daß man wiederum beginnt, Sinn und Verständnis zu zeigen für jene höhere Harmonie, wo die Empfänglichkeit für den Künstler mit der für den Denker gleichmäßig entwickelt ist, wo die alte Formel „Wissenschaft und Kunst" keine Phrase ist, sondern ein gleichwertig und innig verbundenes Paar darstellt, ein Paar, das so notwendig zusammengehört und so köstlich sich gegenseitig zu ergänzen vermag wie Mann und Weib.

Nun ist aber jedem auch nur oberflächlichen Betrachter klar, daß eben diese ideale Verbindung das wunderbar vorbild-

liche der antiken Kultur darstellt. Starke Sinnenhaftigkeit und künstlerische Formenfreude war ein Vorzug desselben griechischen Geistes, der zuerst in der Welt die freie Forschung und Wissenschaft aus sich heraus erschuf. Wenn jemals, so sind gerade in unsrer Zeit die Griechen wiederum berufen, uns Lebensführer zu werden, nicht im Sinne schwächlicher Nachahmung des einzelnen, sondern in der Gesamthaltung und Richtung von Leben und Denken. Ein günstiges Geschick hat gewollt, daß gerade in diesen unsern Zeiten die Kunstschöpfungen des Altertums in überschwänglicher Fülle dem Boden entstiegen sind. Die Museen, die diese Schätze bergen, sind es denn wohl auch gewesen, wo sich zuerst die neuen Fäden angesponnen haben, die gerade die Modernsten mit der antiken Kultur wiederum zu verknüpfen beginnen. Mancherlei andres ist hinzugekommen, z. B. der Umstand, daß der auf die Modernen so einflußreiche Nietzsche ein Philolog und Griechenverehrer war, vor allem aber die Tatsache, daß die neuere Altertumswissenschaft, wie wir sehen werden, eine Auffassung der Antike lehrt, die im innersten mit der modernen Denkhaltung übereinstimmt. Überall treten uns Zeugnisse entgegen, die wenigstens den Beginn eines erneuten, tieferen Verhältnisses beweisen zwischen der im Werden begriffnen Kultur unsrer Zeit und dem kostbaren Erbe der Vorzeit. „Schriften zur antiken Kultur", Übersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller (besonders der Philosophen) erscheinen in stetig größerer Zahl. Aufführungen antiker Dramen wirken weit hinaus über die Fachkreise. Gelegentlich reizt es sogar einen modernen Dichter, aus einem antiken τραγῳδούμενον ganz neue und eigenartige Motive herauszuholen. Kurzum: der junge Philologe darf das stolze Bewußtsein hegen, daß er, falls er nur seine Wissenschaft recht anfaßt, keineswegs zu den Nachzüglern, daß er vielmehr zu einer fröhlichen Avantgarde gehört, und wenn er Ererbtes verteidigt, so mag er wissen, daß das Erbe, für das er kämpft, nicht lastend und lähmend auf die „Forderungen des Tages" drücken soll, daß es sich vielmehr um ein Erbe handelt, das Lebenskräfte zu wecken und zu spenden niemals aufhören kann. Wir Philologen sind die Sendboten τοῦ ἀρίστου φύλακος. — Τίνος; — Λόγου μουσικῇ κεκραμένου, ὃς μόνος ἐγγενόμενος σωτὴρ ἀρετῆς διὰ βίου ἐνοικεῖ τῷ ἔχοντι, nach Platon im Staat VIII 549 B.

Zweites Kapitel

Überblick über die Geschichte der Philologie

Vorbemerkungen

Wie bei den meisten Universitätsdisziplinen unterscheiden wir auch bei der klassischen Philologie zwischen der reinen und der angewandten Wissenschaft. Als reine Wissenschaft verfolgt sie ohne jeden Nebenzweck die große Aufgabe aller historischer Wissenschaft überhaupt: sie will, auf dem Gebiete des griechisch-römischen Altertums, zeigen (mit Ranke zu sprechen), „wie es eigentlich gewesen ist".

Sie will damit an ihrem Teile das große Problem fördern, das der Mensch dem Menschen stellt, die Wissenschaft vom Menschen. Ihre Legitimation in diesem Sinne ist nichts andres als der Dienst an der Wahrheit um der Wahrheit willen, ihre Arbeit ist bestimmt, als ein Teil einzugehen in den langsamen aber stetigen Fortschritt des menschlichen Gesamtwissens. Dagegen die Philologie als eine angewendete Wissenschaft aufgefaßt geht darauf aus, die Ergebnisse der reinen Wissenschaft praktisch zu verwerten, indem sie diese in den Dienst ganz bestimmter, das Leben fördernder und veredelnder Bestrebungen stellt. Die geistigen Erzeugnisse des Altertums können dabei im Zusammenhang von Erziehungsaufgaben ausgenutzt werden (die Gymnasialphilologie), oder sie können darüber hinausgehend verwertet werden im Interesse von bereits erzogenen und reifen Menschen, zur Vertiefung und zur Veredelung einer nationalen Kultur (als ein Beispiel mag man sich etwa den Einfluß vergegenwärtigen, den das Altertum in diesem Sinne im Renaissancezeitalter und später wieder bei Schiller und Goethe entfaltet hat). Wir können einstweilen die angewandte Philologie die humanistische, die reine dagegen die geschichtswissenschaft-

liche nennen. Der Unterschied wird uns später noch beschäftigen. Hier sei zunächst nur gesagt, daß der Student auf der Universität fast allein mit der geschichtswissenschaftlichen Philologie zu tun hat. Das bedeutet einen tiefen und den Anfänger bisweilen befremdenden, ja enttäuschenden Gegensatz zu der Art und Weise, in der er das Altertum auf der Schule behandelt zu sehen gewohnt gewesen ist, die ja keine Philologenbildungsanstalt war und deshalb durchaus die humanistisch-erzieherische Seite der Antike zu betonen die Pflicht hatte. Wir werden noch sehen, daß in früheren Zeiten der Unterschied, von dem wir sprechen, weniger scharf hervortrat. Das Beiwort „klassisch" ist noch ein Erbe aus jener Zeit, wo auch die Universitätsphilologie noch völlig humanistisch war. Gegenwärtig ist die Scheidung klar vollzogen, ihre Notwendigkeit und Bedeutung wird auch dem Anfänger durch die Lektüre dieses Buches deutlich werden. Zunächst kommt es vor allem darauf an, daß er sich der Tatsache des Unterschiedes bewußt sei und weiterhin der daraus sich ergebenden Folgerung, daß er es in seiner Universitätszeit nahezu ausschließlich mit der Philologie als reiner Wissenschaft und nicht mehr mit ihrer gymnasialen Anwendung zu tun hat. Er soll vielmehr in diesen Jahren die strengwissenschaftlichen Grundlagen legen, auf denen später die „Anwendungen" ruhen werden, die er dereinst im Lehramt zu geben berufen sein wird. Das vorliegende Buch beschäftigt sich zunächst nur mit dieser Grundlegung, mit der Philologie als reiner Wissenschaft.

Wir gedenken dabei folgendermaßen zu verfahren:

Vor allem scheint notwendig, daß der junge Philologe sich eine klare Vorstellung erwerbe von Wesen, Begriff, Aufgabe, Methode, Umfang und Gliederung seiner Wissenschaft. Wir suchen diese Einsicht zu gewinnen in den drei folgenden Kapiteln. Die Aufgabe der ersten zwei davon ergibt sich aus der Tatsache, daß man das Wesen einer Wissenschaft auf einem doppelten Wege ergründen kann, auf dem historischen und auf dem Wege der Begriffsbestimmung. Wir werden demnach im vorliegenden Kapitel die Geschichte der Philologie überblicken und aus dem Gange ihrer langen Entwicklung zu bestimmen suchen, was zufolge ihrer Vergangenheit gegenwärtig ihre natur-

gemäßen Ziele und Methoden sein müssen. Wir werden im folgenden Kapitel mit den Mitteln der philosophischen Wissenschaftslehre ihr Wesen und den Platz begrifflich feststellen, der ihr in der großen Gesamtsystematik der Wissenschaften zukommt. Ein darauf folgendes Kapitel wird dartun, wie sich nunmehr von den gewonnenen Grundanschauungen aus die Philologie als ein organisches Ganze darstellt und wie sie sich in Teile gliedert (denn sie ist wirklich ein Ganzes, ein ἕν, und keineswegs nur ein Aggregat einzelner Disziplinen). Dieser Abschnitt soll zugleich dem Zwecke einer ersten Orientierung über die Teilgebiete dienen. Ein Abschlußkapitel wird dann noch das Nötigste an praktischen Winken für Gang und Anordnung des Studiums zusammenstellen. Doch sei betont, daß ein Buch wie das vorliegende eine etwa dargebotene Vorlesung über Geschichte und Enzyklopädie der Philologie niemals ersetzen kann oder will. Aus diesem Grunde, aber auch um den Anfänger nicht zu verwirren, ist u. a. auch die äusserste Sparsamkeit in den Literaturangaben vorgesehen. Empfehlen möchten wir dem jungen Philologen vor allem, daß er — etwa in Ferienzeiten und Feiertagen — möglichst reichlich auch Lebensbeschreibungen großer Philologen liest. Es handelt sich dabei um weit mehr als daß er lernt, mit den berühmten Namen, auf die er in Vorlesungen und Büchern trifft, das Bild einer Persönlichkeit zu verbinden. Diese Lektüre bringt ihm viel hundert heimliche und ganz persönliche Antriebe, wie auch Beruhigungen. Sie macht ihn ferner am besten mit der Tradition und der Kontinuität unsrer Wissenschaft vertraut; denn auch in der Wissenschaft sind es die großen Persönlichkeiten, durch die der innerste Strom der Entwicklung weiterfließt. Wie die Römer den Jüngling durch den Verkehr mit bewährten Männern ausbildeten, so suche der junge Philologe mit Hilfe der biographischen Literatur den geistigen Verkehr mit den Großen und den Meistern seines Faches. Auch wenn er keinen besonderen Gewinn an examinierbaren Einzelkenntnissen dabei einheimsen wird, so erntet er dennoch köstliches: Erfahrung und Reife des Urteils und die läuternde Kraft des großen Vorbilds. — Die Titel der betreffenden Biographien sind leicht zu finden; die empfehlenswertesten sind zusammengestellt im Anhang von Wilhelm Krolls kurz-

gefaßter Geschichte der klassischen Philologie, in der Sammlung Göschen Nr. 367. Leipzig 1908.

1. Das Altertum

Die klassische Philologie ist eine adelige Wissenschaft. Ihr Stammbaum und eine stolze Tradition reicht hoch hinauf ins Altertum selber. Gleichwohl ist sie keineswegs alt geworden in dem Sinne, daß ihre Aufgaben erschöpft seien. Im Gegenteil: gerade in unsrer Zeit erweist sie ihre unverwüstliche Jugendlichkeit am augenfälligsten, und keineswegs nur, weil der Spaten dem Erdboden neues Forschungsmaterial an Monumenten und Schriften abgewonnen hat, nein auch in der Kraft zu immer neuen Problemstellungen und immer neuen Gesamtorientierungen. Sie ist, wie alle echte Wissenschaft, ewig und unendlich und alles andere eher als eine jemals völlig erwerbbare Summe von Kenntnissen. Wie die Philologie, so ist auch der Philologe niemals „fertig", auch nicht nach einem wohlbestandenen Examen.

Über die technischen Benennungen, die im Altertum für den Philologen und das, was er treibt, üblich waren, gibt es eine grundlegende Abhandlung des um die Geschichte der antiken Grammatik und Philologie hochverdienten Königsberger Philologen Karl Lehrs († 1878): de vocabulis φιλόλογος γραμματικός κριτικός, beigegeben dem Buche Herodiani scripta tria (1848), p. 379 ff. — Der älteste Ausdruck für ungefähr das, was wir jetzt Philologie nennen, war κριτική κριτικός, und im Gegensatz zu den Alexandrinern haben die pergamenischen Gelehrten versucht, wenn auch ohne Erfolg, diese Bezeichnung aufrecht zu erhalten. Durchgedrungen ist, namentlich durch die alexandrinische Schule, die Bezeichnung γραμματική (und γραμματικός: dies wohl zu scheiden vom γραμματιστής, dem Elementarlehrer). Dagegen das Wort φιλόλογος (ursprünglich nicht viel etwas andres als im allgemeinen den bildungsfreundlichen und geistig regsamen Mann bezeichnend, seit etwa der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nicht ohne eine nähere Beziehung zu Fragen, die mit λέγειν, ἀκούειν, ἀναγιγνώσκειν zusammenhängen) ist von einzelnen Vertretern der Grammatik zunächst gewählt worden, um damit einen gewissen Universalismus auszudrücken, den sie pflegten. In γραμματική lag

unverkennbar eine Enge, die wesentliche Beschränkung auf Sprache und Literatur; ja späterhin, als die Behandlung der klassischen Kunstprosa mehr und mehr dem rhetorischen Unterricht anheimfiel, verblieb dem Grammatiker eigentlich nur noch die poetische Literatur. Wenn sich dagegen der große alexandrinische Gelehrte Eratosthenes (und ihn kopierend im 1. vorchristl. Jahrh. bei den Römern L. Ateius Praetextatus) einen Philologen nannte, so erhob er damit den Anspruch, als ein Polyhistor zu gelten, dem auch alles das am Herzen lag, was wir heute etwa die Realien nennen würden, wie er denn z. B. auf den Gebieten der Chronologie und der Geographie hochbedeutende Arbeit geleistet hat. In dem Sinne von Polyhistorie wird dann am Ausgang des Altertums das Wort Philologie den Folgezeiten übermittelt besonders durch ein wunderlich bizarres Werk des 5. Jahrhunderts, das gleichwohl auf die schulmäßige wie gelehrte Bildung des Mittelalters einen kaum zu überschätzenden Einfluß ausgeübt hat, das Buch des Martianus Capella von der Hochzeit zwischen Mercur und der Philologia, der alle Künste und Wissenschaften, insonderheit die sieben Artes Liberales ihre Huldigung darbringen (wodurch der Verfasser die Gelegenheit erhält, ein Compendium dieser Artes darzubieten). Die Geschichte des Worts von da ab ist noch nicht völlig klargestellt. Man merke sich beiläufig, daß in England von *classical scholarship* gesprochen wird, während *philology* daselbst merkwürdigerweise mehr den Sinn von Sprachwissenschaft hat.

Die Anfänge nun der antiken „Grammatik" knüpfen an Homer an, und man kann sagen, daß die ersten Betätigungen des philologischen Sinnes bis in die letzten Zeiten der Entstehungsgeschichte der großen Epen selber zurückreichen, wobei nicht nur an die eigentlichen Sammler und Redaktoren zu denken ist, sondern sogar noch an die jüngeren produktiven Dichter, die besonders sprachlich und stilistisch durch eine traditionelle Kunstform sich gebunden sahen, deren Einzelheiten, namentlich die altertümlichen und dunklen Wörter, nachweislich schon in diesen Kreisen Anlaß geboten haben zu auseinanderstrebenden Lehrmeinungen. Diese primitive Homerphilologie, bereichert alsbald durch die ersten Versuche allegorischer Dichtererklärung,

gelangte durch den Umstand, daß sie ein Hauptgegenstand des Schulunterrichtes wurde, zu gesteigerter Bedeutung. Deshalb beteiligten sich auch die Philosophen an ihr (Democrit), vor allem die Träger der griechischen „Aufklärung", die Sophisten. Auch bei Platon zeigt der Protagoras mit seiner Besprechung eines simonideischen Gedichtes, wie entwickelt diese Interessen waren, zugleich auch, daß der Kreis der Betrachtung schon über Homer hinausreichte. Sein Cratylus beweist, daß die Probleme der Sprache als solcher, die Grundfragen der Sprachwissenschaft schon den Gegenstand selbständiger Erörterungen bildeten. Alle diese Anfänge der Philologie laufen zusammen in der Tätigkeit und in der Schule von Platons großem Schüler Aristoteles († 322). Dieser hat durch chronologisch-archivalische Studien (Διδασκαλίαι, Ὀλυμπιονῖκαι, Πυθιονῖκαι) für Hauptgebiete der Literaturgeschichte ein zuverlässiges Gerüst gezimmert, hat in seiner Poetik die noch heute grundlegenden Daten der dramatischen Hauptgattungen festgestellt, hat die Studien seiner Schüler auf Kulturgeschichte und Volkskunde hingeleitet (Sprichwörter: λείψανα παλαιᾶς σοφίας), hat auch die Anfänge grammatischer Sprachsystematik, die er vorfand, weiterzuführen gesucht. Diese Verdienste sind unermeßlich groß, wenngleich bei den jüngeren Peripatetikern der Eifer für diese Studien nicht mehr im rechten Verhältnis zu wissenschaftlichem Ernst und Wahrheitsliebe gestanden, sondern sich verflacht hat zu einer curieusen und effekthaschenden schönwissenschaftlichen Unterhaltungsliteratur, aus der die Hauptmasse der mehr oder minder gut erfundenen Legenden und pikanten Histörchen herstammt, die für die literarhistorische Tradition des Altertums so charakteristisch sind.

Aristoteles steht an der Grenzscheide zweier Zeitalter, des attischen und des hellenistischen, mit dessen Beginn zugleich eine Reihe von alten Literaturgattungen ausgelebt und nahezu völlig abgeschlossen erscheinen, so daß die hinter der Gegenwart liegende, die alte Literatur (οἱ παλαιοί, οἱ ἀρχαῖοι), in immer deutlicherem Gegensatze vom Schrifttum des Tages sich abhebt Hiermit ist alsbald für die retrospektive Betrachtung auch der Begriff einer „klassischen" Literatur gegeben. In Auswahlen (κανόνες) werden die mustergültigen (zur μίμησις geeigneten) und deshalb im grammatischen oder im rhetorischen Unterricht

bevorzugten Schriftsteller zusammengestellt (οἱ ἐγκρινόμενοι; ferner οἱ πραττόμενοι die im Unterricht „traktierten"). An sie vor allem knüpft sich auch die gelehrt philologische Tätigkeit, die bei den Alexandrinern durch noch deutlich erkennbare Fäden zusammenhängt mit Aristoteles und seiner peripatetischen Schule. Die Dichtung der hellenistischen Zeit selbst (Callimachus, Theocrit, Apollonius, Lycophron u. a.) wird erst vom ersten vorchristlichen Jahrhundert an, also erst nachdem auch sie durch einen zeitlichen Abstand von der Gegenwart getrennt ist, häufiger zum Gegenstand der philologischen Pflege und Erklärung. Dies ist durchaus natürlich, denn das Bedürfnis nach philologischer Arbeit entsteht immer erst dann, wenn es gilt, Bedingungen des Verständnisses, die im Laufe der Zeit verloren gegangen sind, durch Nachforschung wiederherzustellen.

Der an die florentinischen Medizäer erinnernde Eifer der ersten Ptolemäer für die Wissenschaft begünstigte deren rasches Emporblühen. Im alexandrinischen Museum, einer Stiftung, deren Organisation sich an die Schulstiftungen der attischen Philosophenschulen anlehnte, fand eine Reihe von Gelehrten die äußeren Lebensbedingungen wie die Hilfsmittel, um ganz nur ihrem wissenschaftlichen Berufe zu leben, forschend und auch lehrend. Daneben bestanden zwei große Bibliotheken, die sich mit den fast unbeschränkten Mitteln fürstlicher Sammlerfreude unter Leitung erster Sachkundiger bemühten, so vollständig wie nur irgend möglich den Bestand an älterer Literatur in sich zu vereinigen, der damals überhaupt noch erreichbar war. Die größere lag im Stadtteil Bruchion, die zu allen Zeiten kleinere, wohl eine Art Filiale, im Stadtteil Rhacotis in Verbindung mit dem Serapeum. Der Brand zu Caesars Zeit, im alexandrinischen Kriege (47), kann nur einen Teilverlust bedeutet haben. Die Serapeumsbibliothek wird vermutlich Ende des 4. Jahrhunderts, die große während der letzten Zeit des Altertums allmählich verkommen sein: der Vernichtungsbefehl des Kalifen Omar ist eine haltlose und auch schlecht überlieferte Fabel. Die wichtigste Konkurrenzbibliothek befand sich dort, wo auch eine mit der alexandrinischen Philologie konkurrierende Wissenschaft blühte, bei den Attaliden von Pergamon. Ihre ehemaligen Räume sind bei den deutschen Aus-

grabungen in Pergamon sicher festgestellt worden. Sie scheint im Jahre 41 als Geschenk des Antonius an Kleopatra nach Alexandria gelangt zu sein, ähnlich wie die Heidelberger Palatina, vom bayrischen Kurfürsten 1622 dem Papst geschenkt, in die Vaticana gelangte. Diese gewaltigen Büchersammlungen, neben denen natürlich noch zahlreiche andere, größere wie kleinere, bestanden haben, nach deren Muster später auch das kaiserliche Rom für die Thesaurierung der Literatur Sorge zu tragen begonnen hat, bilden den festen Rückhalt für die antike Philologie als Wissenschaft, die sich mithin frühzeitig der ausgezeichnetsten Grundlagen für ihre Arbeit hat erfreuen dürfen.

Von der ersten Hälfte des dritten bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts erstreckt sich die Tätigkeit der großen Philologen, die die Hauptleistungen der alexandrinischen Wissenschaft verkörpern: Zenodot, Callimachus, Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Aristarch. Hierbei konnte vor allem der Literaturgeschichte, wenn man eine solche beabsichtigt hätte, die gewaltige Arbeit zugute kommen, die das Ordnen und wissenschaftliche Inventarisieren der Bibliothekschätze erheischte, eine Arbeit, die sich zusammenfaßte in dem staunenswerten Hauptwerk des Callimachus, das schon seinem äußerlichen Umfange nach (120 Rollen) zu den monumentalsten Leistungen des Gelehrtenfleißes zu zählen ist. Es trug den bescheidenen Titel Πίνακες (d. h. Verzeichnisse) τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν und führte den Bestand der Literatur nach sachlichen Kategorien vor: Drama, Epos und andre Dichtgattungen, Gesetzgeber, Philosophen, Historiker, Redner, rhetorische Techniker, Vermischtes. Jeder Schriftsteller erhielt eine Biographie und ein Verzeichnis seiner Werke (teils chronologisch, teils inhaltlich, teils einfach alphabetisch geordnet, wie gerade der Stand der Wissenschaft es erlaubte) und zwar bibliographisch genau, d. h. mit authentisch festgestelltem Titel, mit Angabe der Anfangsworte und des Umfangs, berechnet nach Zeilen (Stichometrie). Bei dramatischen Werken fehlte das Aufführungsjahr nicht und auch die sonstigen sogenannten didaskalischen Notizen. Gab es Echtheitsfragen (und das war nicht selten der Fall, besonders auch deshalb, weil der fürstliche Sammeleifer die Fälscherindustrie lohnend

gemacht hatte, so war das nach fester Methode aufgestellte Pro und Contra kurz verzeichnet, auch namhafte Vertreter der einen wie der andern Ansicht angeführt. Man sieht leicht ein, daß auf diese Weise das imposante Werk zum Fundament alles spätren Wissens über die ältre griechische Literatur geworden ist. Weithin verstreut und auf mannigfachen Mittelswegen aus dem Original abgeleitet finden sich die sogenannten „pinakographischen" Notizen. Der junge Philologe sei insonderheit darauf aufmerksam gemacht, daß sie es sind, die ihm so oft unter dem Namen Suidas genannt werden: das ist ein byzantinischer Mönch des 10. Jahrhunderts, in dessen großem Wort- und Sachlexikon ein letzter und wertvoller Niederschlag dieser pinakographischen Gelehrsamkeit sich für uns erhalten hat.

Eine wirkliche Literaturgeschichte aus diesen Materialien aufzubauen, dazu ist aber die antike Philologie niemals vorgedrungen. Es scheint allerdings so, als ob schon in der hellenistischen Zeit wenigstens etwas einer Literaturgeschichte Ähnliches existiert habe in Handbüchern der Poetik, von denen u. a. auch Horaz in seiner Ars Poetica abhängig ist und von denen auch wir noch einen späten Nachhall besitzen in den Resten der „grammatischen Chrestomathie" des Neuplatonikers Proclus (5. Jahrhundert). Danach war die Anlage eidographisch, d. h. die verschiedenen εἴδη oder Gattungen der Poesie wurden der Reihe nach behandelt; bei einer jeden war zunächst der Ursprung angegeben, was öfter (bei dem Mangel eines entwicklungsgeschichtlichen Verständnisses für volkstümlich-allmähliches Wachsen und Werden) auf die Nennung eines εὑρετής hinauslief, in vielen Fällen eine legendarische Person, in andern einfach der Name desjenigen Dichters, durch den zuerst die betreffende poetische Gattung literaturfähig geworden war. Dann folgten die durch die Klassikerauswahlen festgestellten, die „kanonischen" Meister der betreffenden Gattung, bei jedem einzelnen das aus der Pinakographie geschöpfte Material über sein Leben und seine Werke, deren ästhetische Beurteilung (schon im Interesse der μίμησις) nicht fehlen durfte. Die Unzweckmäßigkeit der Anlage trat sofort zutage, wenn Dichter in mehreren Gattungen zugleich und gleichmäßig tätig gewesen waren. Auch scheint diese Art Darstellung tatsächlich auf die poetische Literatur sich beschränkt

zu haben: wenigstens ist für Proclus die Annahme, daß seine Systematik auch die Kunstprosa umfaßt habe, wohl aufgestellt, aber nicht ausreichend bewiesen. Fehlte demnach den Alexandrinern eine wirkliche und zusammenfassende Literaturgeschichte, so gab es dafür eine ungeheure wissenschaftliche Literatur über einzelne literaturgeschichtliche Probleme formaler wie realer Art. Die sprachlichen, geographischen, chronologischen, historischen, mythologischen Voraussetzungen, an denen das Verständnis der Klassiker hing, wurden in monographischen wie auch in gewaltigen Sammelwerken bearbeitet und aufgeklärt (man war sogar schon so weit, mit Hilfe von wissenschaftlichen Reisen auch das inschriftliche und monumentale Überlieferungsmaterial zu erforschen; dies letztre freilich, wie es scheint, außerhalb und wohl geradezu im Gegensatz zur alexandrinischen Schule). Auf dem Grunde dieser streng wissenschaftlichen Arbeit erwuchsen dann bequeme und vielgebrauchte Handbücher, die das erarbeitete Wissen zum Gemeingut machten und für jeden gebildeten Laien zum beliebigen Gebrauche bereitlegten. Einen besonders wichtigen Teil der Leistungen unsrer großen Alexandriner bildet aber ihre im engsten Sinn philologische Betätigung, das sogenannte διορθοῦν, die Herstellung wissenschaftlich gesicherter Texte. Bereits von Zenodot an erweisen sie sich im Besitz der entscheidenden Gesichtspunkte für diese Arbeit, die bei jeder Literatur zur Notwendigkeit wird, deren schriftliche Überlieferung eine lange Zeit hindurch dem Zufall und dem mehr oder minder guten Willen zu treuer Fortpflanzung überlassen gewesen ist. Wie gewaltig die Texte differierten, zeigen noch uns die alten Homerzitate und Papyrusfunde mit Homertext. Bei den Tragikern waren Entstellungen des ursprünglichen Wortlautes im Interesse spätrer Aufführungen, sogenannte Schauspielerinterpolationen, nicht selten offensichtlich. Die Alexandriner erkannten den Trübungen und Entstellungen der Überlieferung gegenüber bereits den richtigen Leitsatz, es komme nicht darauf an, einen möglichst glatten, möglichst lesbaren, möglichst schönen, sondern es komme darauf an, den echten Text herzustellen, und die Mittel dazu seien einerseits die systematisch vergleichende Durchforschung der vorhandenen Handschriften, andrerseits die genaue Beobachtung von Sprache, Stil und poetischer Technik,

sowie auch der sachlich-historischen Voraussetzungen, die für den betreffenden alten Dichter gelten und deren Verletzung den Eingriff einer jüngeren Hand erweisen müsse. Es liegt auf der Hand, wie namentlich die zweite Reihe von Mitteln mit der Kritik die Exegese (oder Interpretation) innig verbindet, eine Verbindung, die sich für jede gesunde Auffassung als unlöslich erwiesen hat. Überhaupt haben die Alexandriner tatsächlich die für immer bleibenden Grundlagen echter und strenger Philologie geschaffen. Fehlgriffe im einzelnen, namentlich am Anfang ihrer Tätigkeit, auch Beschränktheiten wie Inkonsequenzen aller Art, können von diesem Verdienste der alexandrinischen Philologen nichts abmarkten. Nicht mit Unrecht galt schon den Alten Aristarch als das am höchsten ragende Haupt dieser Schule: besonders seine Homer gewidmete Tätigkeit ist uns ausgiebig bekannt, vor allem durch die Hauptquelle unsrer Kenntnis von der Philologie der Alexandriner überhaupt, eine berühmte Venezianer Iliashandschrift aus dem 10. Jahrhundert (Venetus A) mit Scholien, die besonders die alte Textkritik und da wieder besonders Aristarch berücksichtigen. Doch dürfen über Aristarch auch die andern, darf vor allem sein Lehrer Aristophanes nicht vergessen werden. Er war der Bahnbrecher auf dem Gebiete der Lexikographie, er hat in den Texten der Lyriker die für die Metrik grundlegenden Vers- und Strophenabgliederungen vollzogen, er hat das Normalsystem zur Anerkennung gebracht, das seitdem gilt für die Interpunktion (στιγμή) und für die προσῳδία, welcher von den Römern zu eng mit *accentus* übersetzte Ausdruck alle die Zeichen umfaßt, die zu den bloßen Buchstaben der alten Texte zur Erzielung eines richtigen Lesens nunmehr hinzutreten können, besonders Akzente und Spiritus, aber auch z. B. die Zeichen ⸗ und —. Seine Tragikerausgaben (schon für ihn sind Aeschylus, Sophocles, Euripides die ausgewählten Klassiker) waren epochemachend: in meisterhaft knappen ὑποθέσεις fanden sich hier vor jedem Stücke die didaskalisch-pinakographischen Notizen. Manches davon ist erhalten, wie denn überhaupt die Sitte gelehrter Beigaben selbst, wie auch der Kern ihres Inhaltes, in unsren Handschriften meist von spätantiken Ausgaben übernommen, im letzten Grunde aus der Blütezeit hellenistischer Philologie herzuleiten ist.

Bei all ihren Vorzügen haftet den Alexandrinern gleichwohl eine leicht erkennbare Schwäche an, eine gewisse formalistische und literarische Einseitigkeit. Die Herstellung kritisch gesicherter Texte steht so sehr im Vordergrund ihrer Bemühungen, daß der ungeheure Aufwand an Interpretationsarbeit, daß die gesamte sprachliche wie sachlich antiquarische Forschung fast nur wie ein Mittel zu jenem Zwecke sich darstellt. Keinesfalls aber kann man sagen, daß die alexandrinische Philologie als ihre Aufgabe betrachtet hätte, ein möglichst vollständiges Bild der alten Kultur zu entwerfen: dazu war sie viel zu sehr γραμματική, das Schrifttum, die Literatur, und innerhalb der Literatur die Poesie beherrschte im allgemeinen zu einseitig das gelehrte Interesse. Wohl ist es ein Verdienst der (zum Teil stoisch angeregten) Pergamener und eines ihnen nahestehenden oder von ihnen beeinflußten Kreises von Gelehrten, daß sie solcher formal-literarischen Einseitigkeit widerstrebten und die auf die Sachen gerichtete antiquarische Forschung mehr um ihrer selbst willen betrieben. Indessen es verbanden sich mit dieser Richtung gefährliche Extravaganzen, wie z. B. bei dem pergamenischen Hauptphilologen Crates die ungesunde Wiederaufnahme der allegorischen Homererklärung, die es gestattete, unter allerhand Gewaltsamkeit alle Wissenschaften und Künste, ja schließlich die Kenntnis des ganzen stoischen Denksystems in den Homer hineinzuinterpretieren. Daß aber der größere Universalismus und Realismus der Pergamener die prinzipielle Orientierung der Philologie als Wissenschaft überhaupt nur wenig oder gar nicht verändert hat, das zeigt am besten die Systematik der Grammatik, die im 1. Jahrhundert v. Chr. ein eifriger Anhänger dieser Richtung, Asclepiades aus Myrlea, aufgestellt hat: ein erster Hauptteil, der technische, umfaßt nach ihm die Sprache (was wir jetzt Grammatik nennen würden), ein zweiter, der historische, das der Sacherklärung der Schriftsteller dienende Material, ein dritter, der im engern Sinne „grammatisch" genannte, die gesamte philologische Kritik, von den Aufgaben der διόρθωσις bis zu den mit stilistisch-ästhetischer Beurteilung eng verknüpften Echtheitsproblemen. Es ist sehr deutlich, wie sich auch für diesen pergamenisch beeinflußten Philologen die ganze Philologie doch schließlich um die literarischen Texte und ihre Kritik bewegt,

wie Sprach- und Sachstudien schließlich nur dienende Glieder darstellen, nicht aber um ihrer selbst willen betrieben werden, und weil ihr Gegenstand gleichberechtigt neben der Literatur stünde. Es bleibt dabei: die Aufgabe, möglichst vollständig das Kulturbild einer verflossenen Zeit zu entwerfen, diese Aufgabe ist der hellenistischen Philologie trotz der Trefflichkeit ihrer Methoden und Resultate niemals aufgegangen. Der Grund ist vermutlich, daß diesen Angehörigen der Diadochenreiche ein Antrieb fehlte, der, wie es scheint, überall vorausgehen muß, ehe man sich jene Aufgabe um rein wissenschaftlicher Zwecke willen zu stellen lernt. Dieser Antrieb ist die Romantik, die zur Gesundung einer als nüchtern oder gar als entartet empfundenen Gegenwart die von ihr idealisierte Vergangenheit wieder lebendig machen will. Einen romantischen Glauben nun an regenerative Kräfte, die das Zeitalter der Homer, Archilochus, Pindar, Sophocles hätte entfalten können, vermochten die Bürger einer längst schon entscheidend umgestalteten Welt nimmermehr zu hegen. Anders steht es in dieser Hinsicht in Rom, wo namentlich seit Scipio Aemilianus auch die Philologie der Griechen heimisch wurde und man demnach begann, die Denkmäler der lateinischen Literatur nach den Methoden der griechischen (besonders der pergamenischen) Philologen zu erforschen. Wohl hat man recht, wenn man von dem fruchtbarsten Schriftsteller unter den älteren römischen Gelehrten, M. Terentius Varro (116–27), behauptet, er sei doch im wesentlichen nur ein Sammler und Kompilator. Seine zahllosen Arbeiten, die neben Sprache und Literatur das gesamte römische Altertum umspannten, bedeuteten gewiß im wesentlichen nur eine ungeheure Materialsammlung, angelegt nach den Methoden und mit den Hilfsmitteln der griechischen Wissenschaft; was sie aber gleichwohl so eigenartig macht und worin man einen Fortschritt über die Griechen hinaus wohl erkennen kann, das ist die romantisch-patriotische Beseelung des Stoffes. Was gleichzeitig Cicero in seiner Weise versuchte und was dann der Kaiser Augustus und die ihm nahestehenden Dichter weiterführten, das war auch bei Varro lebendig, das Bemühen, den im Revolutionszeitalter heimatfremd gewordenen Römern ihr eigenes Altertum zu einem Gesundbrunnen nationaler Selbst-

besinnung werden zu lassen.[1] Die Folge ist unmittelbar, daß die literarisch-formale Einseitigkeit überwunden wird. Die antiquarische Forschung ist nicht mehr die Dienerin nur der grammatischen. Das Verlangen ist lebendig, ein Vollbild der alten Kultur zu zeichnen, innerhalb dessen alle Lebensäußerungen im Grunde gleichberechtigt sind, und wenn das im engern Sinne literarische in Varros zertrümmertem Nachlaß zu überwiegen scheint, so ist das nur die Folge seiner Abhängigkeit von den Griechen. So hat denn also das Römertum auch in diesem Falle dem griechischen Erbe einen nicht unbeträchtlichen Eigenwert hinzugefügt. Freilich, wenn die romantische Reproduktion einer Vergangenheit, wie wir schon andeuteten, nur die Vorstufe für die eigentlich wissenschaftliche Reproduktion ist, die nicht mehr durch nationale, moralische oder ästhetische Empfindungen geleitet sein darf, sondern nur noch von dem Bestreben, das Wiedergewonnene dienstbar zu machen einer objektiven Wissenschaft von den menschlichen Dingen, so ist die römische Philologie auf jener Vorstufe stehen geblieben. Da überdies bald nachher die produktive wissenschaftliche Tätigkeit auf fast allen Gebieten (außer der Jurisprudenz) erlahmte, so war innerlich der Abschluß der antiken Philologie tatsächlich erreicht.

Ehe wir ihre Betrachtung durch einen Überblick über die Kaiserzeit zu Ende führen, wollen wir noch hervorheben, daß eine Hauptschwäche der antiken Philologen von jeher in der Behandlung der Sprache zu erkennen war. Zwar es fehlt auch auf diesem Gebiete nicht an glänzenden Verdiensten. Die (für einzelne Literaturgattungen wichtigen) Dialekte des Griechischen, besonders auch der attische, die Eigenheiten besondrer Kunststile, wie die λέξις τραγική und κωμική, wurden mit Eifer und Erfolg erforscht. Als es galt, die προσῳδία der Wörter festzustellen, hat Aristophanes und seine Schule, obwohl in dieser Hinsicht die lebende Sprache sich verändert hatte, doch so sehr das Richtige getroffen, daß auch die neuere Sprachwissenschaft zu Zweifeln fast niemals Anlaß gefunden hat. Die Schwächen

[1] Zu Varro spricht Cicero Acad. I 3.9: Nos in nostra urbe peregrinantis errantisque tanquam hospites tui libri quasi domum deduxerunt, ut possemus aliquando qui et ubi essemus agnoscere.

bestanden vor allem in folgendem. Die griechischen Gelehrten betrachteten die griechische Sprache zu sehr isolierend, die Auffassung aller Nichtgriechen als Barbaren ließ den Gedanken einer wissenschaftlichen Sprachvergleichung niemals aufkommen. Selbst als die enge Verbindung mit Rom eine solche fast aufdrängte, zog man es vor, das Lateinische als einen Dialekt des Griechischen zu erklären und diesem Phantom zuliebe eine Quelle reicher Erkenntnis törichterweise zu verschütten. Ein weiteres Verhängnis war, daß die Hauptantriebe dazu, die Sprache zu erforschen und zu systematisieren, nicht aus der Philologie selbst, sondern aus der Philosophie, besonders aus der stoischen Philosophie herkamen, und zwar schon seit deren Frühzeiten (Chrysipp), sodaß den Alexandrinern nur übrig blieb, die von den Stoikern geleistete Systematik weiter auszubilden. Dies ist der Ausgangspunkt der noch heute und zwar zumeist in lateinischer Übersetzung herrschenden Terminologie (die Übersetzung ist manchmal recht plump; vgl. z. B. πτῶσις αἰτιατική = *casus accusativus*). Wie unvollkommen aber das Gesamtergebnis war, das beweist am besten die dürftige τέχνη des Aristarchschülers Dionysius Thrax. In der Weltliteratur wird kein zweiter Fall bekannt sein, daß ein so kümmerliches Ding (etwa 15 Oktavseiten lang), unter einer Hochflut von Kommentaren selber fast verschwindend, die gesamte Lehrtradition von Europa über ein Jahrtausend lang beherrschen konnte, teils durch die Abhängigkeit der römischen Grammatiker, teils auch direkt. Selbst als dann im 13. Jahrhundert die ἐρωτήματα γραμματικά des Moschopulos die Schule beherrschten, so handelte es sich dabei doch um nichts als um einen Dionys in Katechismusform, und unmittelbar hieran schließen sich wieder die Grammatiken der Laskaris, Chrysoloras, Gaza usw., von denen eine Tradition weiterreicht bis in die neueste Zeit, in deren Schulgrammatiken immer noch ein stattliches Stück dieses Weltbüchleins weiterlebt. Und dabei ist das Ganze nichts als eine gar dürre Zusammenstellung von Definitionen und Einteilungen der Buchstaben, Silben und Redeteile, sowie ihrer Abwandlungen. Die Syntax fehlt völlig. Man kann dies grammatische Wissen in seiner zeitgeschichtlichen Bedingtheit immerhin anerkennen und namentlich an der Terminologie gar manches loben, ja selbst

bewundern, im ganzen lehrt uns trotz seiner Tyrannis das Buch denn doch, daß die Sprachforschung die Stärke der Alten nicht gewesen ist. Der philosophische Ursprung dieser Forschung hat indessen auch einen Vorteil gebracht, die Einführung der wichtigen beiden Begriffe Analogie und Anomalie. Gemäß der engen Verknüpfung mit Logik und Erkenntnistheorie, in der die Stoa ihre Sprachstudien trieb, konstruierte sie sich eine ursprüngliche Normalsprache, in der die Worte wirklich getreue Abbilder der Dinge waren, die Sprache demnach als reine Quelle begrifflicher Erkenntnis gelten konnte. (Diese Ansicht gab, beiläufig bemerkt, auch Veranlassung zu dem so verhängnisvollen Eifer für etymologische Spielereien, während doch gerade die Etymologie ohne die erst in neuester Zeit errungenen lautgesetzlichen Resultate zu einer phantastischen, z. T. geradezu kindlichen Narretei ausarten mußte, bei der man nicht selten wirklich glauben möchte, daß die ganze Sache auf einen Scherz hinausläuft: φωνή = φῶς νοῦ, „caelibes" quasi „caelites" usw.). Alle Trübungen nun und alle Entstellungen jenes ursprünglichen Parallelismus zwischen Bedeutung und Sprachform führten die Stoiker zurück auf das Walten der συνήθεια, des Sprachbrauchs, der menschlicher Willkür eine Einwirkung auf die natürliche Regelmäßigkeit und Einfachheit des ursprünglichen Zustandes gestattet habe. Dieses verwirrende Prinzip von Unregelmäßigkeit ist die Anomalie, deren Gegensatz, die Tendenz zur Regelmäßigkeit, Analogie genannt wurde. Inwieweit nun bei den Sprachfragen der Praxis, z. B. bei der Herstellung von Texten, der Anomalie oder der Analogie Zugeständnisse zu machen seien, das wurde zu einer lebhaft und lange erörterten Schulkontroverse, an der u. a. auch so bedeutende Männer wie Caesar (de analogia) Anteil genommen haben. Bezeichnender Weise war der stoisch beeinflußte Pergamener Crates ein Anomalist, sein Gegner Aristarch ein Analogist. Die Hauptsache ist, daß mit der Fragestellung „Freiheit oder Regel in der Sprache?" der Anfang gemacht war zu wertvollen Unterscheidungen, die auch heute noch wichtig sind. Es hat auch schon im Altertum an solchen nicht gefehlt, die zu einem vernünftigen mittleren Standpunkt gelangten, von dem aus beiden Prinzipien ihr Recht wird. Man merke sich übrigens, daß in diesem antiken Streit das eine

der beiden Schlagworte, Analogie, eigentlich in einem dem Brauche der jetzigen Sprachwissenschaft direkt entgegengesetzten Sinne verwendet wird. Denn während die Alten damit das Prinzip der Regel und der gesetzmäßigen Bildung bezeichnen, drückt heute dies Wort geradezu das Entgegengesetzte aus, nämlich die Störung der lautgesetzlichen, also der eigentlich regelmäßigen Bildungen durch eine den Lautgesetzen entgegenwirkende Anziehungskraft, die infolge psychischer Assoziationen irgendwelche nachbarliche Sprachgebilde ausüben.

Auch noch auf eine andre Besonderheit der antiken Philologie müssen wir das Augenmerk lenken. Daß sie zur völlig freien und reinen Erfassung ihrer eignen Ziele niemals gelangt ist, das liegt zum Teil auch darin, daß neben sie die Rhetorik tritt, um sich mit der Grammatik in das von dieser bearbeitete Gebiet zu teilen. Dies geschieht teils dadurch, daß der Rhetor die Kunstprosa ganz übernimmt, teils auch dadurch, daß die der Grammatik verbleibende Behandlung der Dichter durch rhetorische Interessen und Gesichtspunkte beeinflußt wird, dies namentlich durch die sogenannte „rhetorische Interpretation", von der wir insonderheit in den späteren Kommentaren zu den römischen Klassikern reichliche Proben haben. Sie sind schon deshalb nicht durchweg zu mißbilligen, weil das Schaffen dieser Dichter selber vielfach schon ein mehr rhetorisch als poetisch bestimmtes gewesen ist, so daß diese Art der Interpretation dem Autor in gewisser Art durchaus gerecht wird. Die ganze Erscheinung entspricht auch insofern den Lebensbedürfnissen, als in der Tat der grammatische und der rhetorische Jugendunterricht eng miteinander verknüpft waren. Vom Grammatiker kam der Knabe zum Rhetor, und die Grenzen zwischen beiden Gebieten waren fließend; oft wohl auch waren sie durch die Personalunion des Lehrers miteinander verbunden, sodaß wir auch Rhetoren finden, wie in augusteischer Zeit Dionys von Halicarnaß, die bei ihren stilistisch-rhetorischen Analysen von klassischer Kunstprosa und auch bei andern Gelegenheiten Methode und Hilfsmittel der Philologie in Anwendung bringen. Wann übrigens und wo zuerst dieses Nebeneinander von Grammatik und Rhetorik, das den großen Alexandrinern noch durchaus fremd gewesen zu sein scheint, hervorgetreten ist, das liegt noch gar sehr im Dunkeln:

vielleicht kommt hier der wichtigen Seerepublik Rhodus eine besondre Bedeutung zu, der in den Zeiten, wo das Römertum als maßgebender Faktor in die hellenistische Welt eingetreten ist, auch in den geistigen Dingen wichtige Vermittler- und Ausgleichsaufgaben zugefallen sind (ähnlich wie später Venedig zwischen Byzanz und Italien vermittelte). Wie dem auch sei, sicher ist, daß die Belastung der Philologie mit rhetorischen Interessen, insonderheit mit den Interessen des rhetorischen Unterrichtes, sehr erheblich mit dazu beigetragen hat, daß die formalistische Beschränktheit und der Mangel an historischem Sinn der antiken Wissenschaft dauernd anhaftete.

Die Kaiserzeit, während welcher die römische Grammatik in der engsten Verbindung mit der griechischen steht, ist, wie gesagt, durch ein allgemeines Erlahmen der wissenschaftlichen Produktivität gekennzeichnet. Ihre Stärke sind große Sammel- und Abschlußarbeiten, in denen das reiche Erbe der alten Gelehrsamkeit zusammengezogen und zu bequemem Gebrauche vereinigt wird, Werke, die dann nach den Bedürfnissen hauptsächlich der Schule im Laufe der Zeit zu immer schmächtigeren Auszügen zusammenschrumpfen. Nur selten tritt noch originale Forschung zutage, wie etwa auf römischer Seite in Neros Zeit bei M. Valerius Probus, der den Texten des Terenz, Lucrez, Virgil, Horaz und Persius nach alexandrinischem Vorbild die Wohltat kritischer Ausgaben erwies, auf griechischer Seite in der Aufrichtung eines für die Folgezeit maßgebenden Lehrgebäudes der Syntax durch den Alexandriner Apollonius Dyscolus aus der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Freilich ist's möglich, daß im Fall des Apollonius infolge der Zertrümmerung ältrer Literatur die Leistung jetzt noch originaler erscheinen mag als sie in Wahrheit war. Eine Aufgabe freilich gab es auch noch für die damaligen Philologen, die selbst bei der Benutzung bereits vorhandenen Materiales doch einigermaßen eigenartige und neue Gesichtspunkte forderte. Die lebendige Sprache der Gegenwart hatte sich in natürlichem Entwicklungsprozeß auf griechischem Gebiete immer weiter von der Sprache der alten und klassischen, insonderheit von der Sprache der attischen Literatur entfernt. Sie war bereits in vielen Stücken weit vorangeschritten auf dem Wege, dessen Ende das heutige

Neugriechisch darstellt. Da nun gleichzeitig (deutlicher erkennbar seit den letzten Jahrzehnten vor unsrer Zeitrechnung) ein starker Klassizismus die rhetorisch-künstliche Prosaliteratur in seinen Bann gezwungen hatte, so ergab sich die Notwendigkeit, neben der natürlichen Umgangssprache die alte klassische Sprache schulmäßig zu lernen. Die Künstlichkeit der spätren Prosa durchläuft verschiedene Grade, von einer freien und natürlichen Temperierung der Rede (wie bei Plutarch) bis zu einem pretiösen und exklusiven Attizismus, der kein Wort schreibt, das sich nicht literarisch belegen läßt, und mit längst erstorbenen Worten und Bildungen sich brüstet. Hierzu bedurfte es gelehrter Hilfsmittel, und die Grammatiker dieser Zeit haben diesem Bedürfnis entsprochen, indem sie eine ganze Literaturgattung dieser Art, die mannigfaltigen Werke der sogenannten Attizisten, auf den Markt brachten. So ungesund auch der Zweck war, dem diese Arbeiten dienten (der Fluch der Diglossie, des Nebeneinanderbestehens zweier Sprachen, der Einschnürung des natürlichen Wachstums der echten Volkssprache durch eine gelehrte Reprisination, dieser Fluch, der noch heute auf den Griechen lastet, nahm damals seinen Anfang): immerhin förderte die attizistische Bewegung viel kostbare Beobachtung zutage, die zwar in den meisten Fällen schon von den ältren Gelehrten gemacht war, uns aber ohne das attizistische Interesse der Kaiserzeit schwerlich erhalten geblieben wäre. Auf römischer Seite ist ein Analogon zu dieser Studienrichtung gleichfalls durch die immer fühlbarer werdende Trennung der klassischen Literatur- und der Volkssprache, namentlich aber durch die in Hadrians Zeit auch hier emporkommende, freilich weniger nachhaltige Altertümelei hervorgerufen worden, derzufolge man begann, den Ennius über Virgil, den Cato über Cicero und Livius zu stellen. Beides hatte zur Folge, daß man die ältere, insonderheit die archaische Literatur, auch sprachlich durchmusterte.

Für die sinkende Zeit der letzten Jahrhunderte des Altertums ist es hinsichtlich der philologischen Interessen wichtig zu wissen, daß die enge Verbindung zwischen Griechisch und Lateinisch allmählich sich lockerte. Religiös wie kulturell begannen sich die zwei Welten schärfer zu scheiden: die byzantinisch-orthodoxe und die romanisch-katholische. Zweisprachige

Autoren, wie es Sueton, Favorinus, Apuleius gewesen waren, werden immer seltner. Augustin liest seinen Plato in lateinischer Übersetzung, die lateinische Bibelübersetzung des Hieronymus wird zur „Vulgata", bei dem gallischen Dichter Ausonius (4. Jahrh.) ist das Griechische eine schwache Ziererei. Eine innere Verbindung bildet nur noch die neuplatonische Philosophie, insofern als sich um ihre Fahnen hüben wie drüben alles sammelt, was der altheidnischen Religion und Kultur treu geblieben ist. Die heidnische Rhetorik und Philologie finden bei diesen Philosophen eine letzte Zufluchtsstätte. Wir erinnern z. B. an die schon S. 26 erwähnte grammatische Chrestomathie des Neuplatonikers Proclus. Von ganz besondrer Bedeutung aber ist diese Richtung für die lateinischen Klassiker und ihre Erhaltung geworden.

Vom Ende des 4. Jahrhunderts an finden wir in Rom eine Zahl aristokratischer Familien (Symmachi, Nicomachi, Vettii u. a.), in denen der romantische Patriotismus wieder aufgelebt ist, den wir bei Cicero und Varro kennen lernten, und die in uns durch die tiefernste Opferwilligkeit, mit der sie bemüht sind, die stolze Tradition Altroms zu erhalten, jene Teilnahme erwecken, die den einsamen Verteidigern einer sinkenden und dem Untergange geweihten Welt und Weltanschauung immer gewiß ist. Ihre Beziehung zum Neuplatonismus ist in mehr als einem Falle deutlich. Aber auch, als ihre Häuser schon christlich geworden waren, in den ostgotischen Zeiten, ist in ihnen die Liebe zur Literatur ihres Volkes und die Sorge für deren Erhaltung lebendig geblieben, und diese ihre Sorge, für die Geschichte der Philologie die wertvollste Seite ihrer Tätigkeit, ist auch nicht vergeblich gewesen. Wir verdanken die Erhaltung einer großen Zahl der wichtigsten lateinischen Schriftsteller zweifellos nur dem werktätigen Interesse dieser hochgesinnten Granden. Sie sorgten, daß auf ihre Kosten, meist unter Beteiligung von philologisch gebildeten Sachverständigen, Texte hergestellt wurden, die möglichst korrekt waren und auch von seiten der Orthographie und Interpunktion sich empfahlen. Bescheidene Vermerke, die sogenannten Subscriptionen, bezeugten diese Verdienste. Zur Empfehlung des Textes sind sie bei der weiteren Fortpflanzung der Handschriften immer wieder von

neuem mit abgeschrieben worden und bilden für uns die wichtige Kennmarke dafür, daß wir den betreffenden Text oder die betreffende Gestaltung (*recensio*) des Textes jenen Männern verdanken. Doch sind natürlich im Laufe der Jahrhunderte auch gar manche dieser immer nur unregelmäßig und mehr nach Laune und Zufall weitergegebenen Vermerke verschwunden, so daß die Zahl der Schriftsteller, die wir dem romantischen Patriotismus des ausgehenden Altertums verdanken, sicherlich noch größer ist, als die erhaltenen Subscriptionen an sich dartun. Die Tatsache ist um so wichtiger, als diese Fürsorge für die alte Literatur gerade in eine Zeit fiel, wo ihr Bestand nicht nur durch die Stürme der Völkerwanderungszeit bedroht war, sondern auch durch die große Umwälzung, die sich damals auf dem Gebiete des Buchwesens vollzog, indem die (Papyrus)Rolle zugunsten des (Pergament)Codex zurücktrat. Die Nötigung, dem Literaturbestande äußerlich die neue Form zu geben, gefährdete an sich schon die Erhaltung manches mehr im Hintergrunde der Interessen stehenden Werkes. Wieviel mehr war das der Fall in einer Zeit, wo das Interesse an der altheidnischen Literatur überhaupt aus vielen Gründen zusammengeschrumpft war! Man hat mit Recht gesagt, wäre der nationale Eifer jener Romantiker in den Tagen des Theodosius und des Theoderich nicht gewesen, so hätte später die karolingische Renaissance, der wir unter dem noch erhaltenen Handschriftenbestande das meiste und beste verdanken, nur wenig noch vorgefunden, was sie hätte fortpflanzen können.

Hiermit verlassen wir das Altertum. Will man ein bestimmtes Abschlußjahr sich merken, so empfiehlt sich das Jahr 529. In diesem führte eine Verordnung Kaiser Justinians die Schließung der Akademie in Athen herbei, der berühmten Stiftung Platos, die etwa ein Jahrtausend bestanden hatte und gerade in den letzten Zeiten der Hort des sinkenden Heidentums gewesen war; denn im Neuplatonismus waren, wie schon erwähnt, alle letzten Lebenskräfte der heidnischen Kultur zusammengeströmt. Einer der sinnigsten Synchronismen der Weltgeschichte hat es so gefügt, daß genau in demselben Jahre, wo die Akademie geschlossen wurde, Benedikt von Nursia auf den Trümmern eines Apollotempels in Monte Cassino bei

Neapel sein berühmtes Kloster gründete. Dies war das Mutterkloster für das gesamte Abendland und damit der greifbare Ausgangspunkt des Geistes, der die Kultur des Mittelalters beherrscht, und der allmählich auch für die Pflege und Erhaltung der antiken Literatur von entscheidender Bedeutung geworden ist.

2. Das Mittelalter

Als Ganzes betrachtet, hat das Mittelalter für die Wissenschaft der klassischen Philologie nur die Bedeutung einer Bewahrerin. Irgend ein selbständiger und schöpferischer Fortschritt in der Behandlung der antiken Literatur hat nicht stattgefunden: daß etwa gar der Kreis wissenschaftlicher Betrachtung über Sprache, Literatur und Wissenschaft der Alten hinausreichen und z. B. auch die monumentalen Reste des Altertums mitumfassen könnte, dieser Gedanke liegt erst recht fern. Die im Ausgang des Altertums vollzogene Scheidung zwischen der orientalischen und abendländischen Welt nötigt uns, Byzanz und das Abendland gesondert zu betrachten.

Was zunächst Byzanz angeht, so entfällt von den überlieferten Literaturmassen, wenn man von den theologischen absieht, nahezu die Hälfte auf das philologisch-antiquarische Gebiet. Darin tritt nicht nur ein Hauptkennzeichen der byzantinischen Welt zutage, die über alle Maßen starke Belastung dieser Kultur durch die Tradition einer großen Vergangenheit, sondern auch die große Bedeutung, die Byzanz zukommt in der Überlieferungsgeschichte der antiken Literatur. Der Mangel an schöpferischer Originalität sichert zugleich die Treue und den Eifer in der Bewahrung des überkommenen Erbes, Vorzüge, die freilich nicht durchweg einem romantischen Idealismus entsprungen sind, sondern überwiegend sehr nüchternen Erwägungen, sei es nun der Praxis des Schulunterrichts, sei es anderen naheliegenden Bedürfnissen. Schon hieraus erklärt sich das häufig so niedrige Niveau und die Trivialität, die den Byzantinern zum guten Teile anhaftet. Und doch tut ihnen namentlich der klassische Philologe leicht unrecht. Man darf diese Mittelgriechen nicht an den Klassikern der großen Zeiten messen. Man soll sie vergleichen mit ihren gelehrten Zeitgenossen im Westen, mit den Schulhäuptern der karolingischen Zeit und dann weiterhin

mit den scholastischen Doktoren der abendländischen Universitäten. Unrecht tut ihnen aber vor allem die Meinung, sie hätten unermeßliche Schätze antiker Literatur, die sie noch mehr als wir besessen hätten, verkommen lassen. Dergleichen kann man nur annehmen, und zwar auch nicht ohne Vorbehalt, für die trübste und dunkelste Zeit, von der Mitte des siebenten bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts. Dagegen von etwa dem zehnten Jahrhundert ab besaß Byzanz, einzelne Ausnahmen abgerechnet, durchschnittlich eben das an altgriechischer Literatur, was wir auch haben, weshalb denn auch die Durchforschung der orientalischen Bibliotheken im ganzen mehr Enttäuschungen als Bereicherungen bringt und gebracht hat. Ein trügerisches Zeugnis ist insonderheit die Nachricht, daß priesterlicher Zelotismus die Kaiser zu systematischer Vernichtung antiker Literatur getrieben habe, wobei so kostbare Sachen wie Sappho, Anacreon, Menander u. a. als moralisch bedenklich ausgerottet sein sollen. Dem liegt nichts als ein absolut unkontrollierbares Gerede zugrunde, das Papst Leo X. als Knabe von dem griechischen Gelehrten Demetrius Chalcondylas gehört hatte. Wenn bei der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer (1204) manches vernichtet worden ist (wohl hauptsächlich an gelehrter Literatur), so ist es doch ohne die Schuld der Byzantiner geschehen. Die Türken endlich haben sich durchaus als tolerant, auch als klug genug erwiesen, wertvolle Handschriften lieber zu verkaufen, statt sie zu verbrennen; oder auch sie benutzten sie zu diplomatisch gedachten Geschenken, wie z. B. ein Teil der griechischen Handschriften des Escurial aus einem Geschenke des Sultans Soliman II. an den spanischen Gesandten Mendoza besteht.

Im allgemeinen also schulden wir den Byzantinern eher Dank als Vorwürfe. Doch zeigte das Gesagte auch, daß wir innerhalb des gesamten Zeitraumes Unterscheidungen machen müssen. Zunächst, bis zum Beginne der Berührung mit dem Islam, bis zur Mitte des siebenten Jahrhunderts, dominiert in dem antik-mittelalterlichen Gemisch, das die byzantinische Kultur darstellt, noch durchaus und unmittelbar das Nachleben der antiken Tradition. Dann folgt bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts jene Zeit der jammervollsten Verödung fast auf allen Gebieten der Geistesbildung mit einziger Ausnahme der spezifisch kirch-

lichen Literatur. In dem noch übrigen dritten Zeitabschnitte zeigt sich innerhalb der literarischen Bestrebungen alsbald eine Art Renaissance, die immer deutlicher die Züge derjenigen Geistesbewegung annimmt, die später auf dem Boden Italiens sich entfaltet und zu der die Byzantiner denn doch noch etwas mehr als nur die griechischen Sprachkenntnisse und die handschriftlichen Schätze der Levante beigesteuert haben.

Nicht nur hinsichtlich der drei Perioden, sondern auch hinsichtlich der verschiednen Einzelgebiete der Philologie sind Unterscheidungen nötig. Vor allem sondert sich ab die eigentliche Grammatik, die Sprachlehre. Sie trägt den schulmäßig trivialen Charakter am ausgeprägtesten an sich, und zwar in immer zunehmender Weise. In der ersten Periode gliedert sich an den Hauptautor, Dionysius Thrax, eine massenhaft anschwellende Schulexegese an, die gemäß dem Charakter dieser Epoche immerhin noch gar manches wertvolle Stück antiker Gelehrsamkeit in sich birgt. Andrerseits reicht doch auch schon bis in diese Periode zurück die für die niedrig-praktischen Bedürfnisse der Byzantiner so charakteristische Methode der ἐπιμερισμοί. Hier wird ein Text, besonders Homer, rein grammatisch-lexikalisch zergliedert in durchaus isolierender Behandlung der einzelnen Wörter, ohne jede Beziehung auf den Zusammenhang und den Geist des Schriftwerkes. Aber auch wo höhere Ziele als die des Elementarunterrichtes maßgebend sind, wird das niedrige Niveau erzwungen durch das praktische Bedürfnis, die gewaltig weit gewordene Kluft zwischen der alten und der Gegenwartsprache zu überbrücken, namentlich in Anbetracht der historischen Orthographie, die mit der herrschenden Aussprache nicht im Einklang stand. Ein typischer Vertreter dieser Richtung, aus dem Anfange etwa der dritten Periode, ist der Grammatiker Theognostus mit seinen rund 1000 orthographischen κανόνες, der auf dem Grunde von Herodians großem Werke über die Prosodie sein praktisches Handbuch aufbaut. Er steigt so tief herab, daß sich z. B. auch die Anweisung findet, Wörter, die mit ὑπὲρ oder ὑπὸ beginnen, seien vorn nicht mit οι zu schreiben. Es klangen nämlich damals οι und υ wie *ü* (später zusammen mit ι η ει η wie *i*, der sogenannte Jotazismus, dessen Wirkungen dem Philologen

in den Schreibversehen der griechischen Handschriften so oft begegnen. Deswegen kommt denn auch in Byzanz die unantike Buchstabenbezeichnung ὁ ψιλόν auf, zum Unterschied von der lautlich gleichwertigen diphthongischen Schreibweise οι, ebenso ἓ ψιλόν zum Unterschied von αι. Die gleichwertigen Buchstaben heißen ἀντίστοιχα, und mit Rücksicht auf sie wird in manchen alphabetisch geordneten Werken, z. B. im Lexikon des Suidas, weshalb der Philologe mit dem antistoechischen Ordnungsprinzip Bescheid wissen muß, die alphabetische Folge insofern durchbrochen, als man αι mit ε zusammen hinter δ, ει nebst η und ι hinter ζ, οι und υ hinter τ stellt, sowie auch ω gleich hinter ο (denn auch die Quantitätsunterschiede haben sich ausgeglichen, und zur orthographischen Unterscheidung kommen die gleichfalls erst byzantinischen Zusätze μικρόν und μέγα auf).

Ein sehr viel erfreulicheres Bild stellt sich dar, wenn man von der eigentlichen Grammatik absieht und die Philologie im weiteren Sinne ins Auge faßt. Hier tritt uns namentlich zu Beginn der dritten Periode die hochragende Gestalt des Patriarchen Photius entgegen. Der gewaltige, streitbare Kirchenfürst hat in seinem kampferfüllten Leben literarisch-wissenschaftliche Neigungen bei sich selbst gepflegt und bei andern in der fruchtbarsten Weise angeregt, für die er keineswegs einen vorbereiteten Boden, eine bereits vorhandene Stimmung und ein entgegenkommendes Interesse vorfand. All das hat der rastlos tätige und vielerlei umspannende Kopf erst von sich aus geschaffen und in Bewegung gesetzt. Hauptsächlich ihm ist der Aufschwung dieser letzten Periode zu danken. Nicht mit dem flüchtigen Literaturinteresse eines Grandseigneurs hat Photius diese Anregungen ausgestreut, sondern in strenger Eigenarbeit, zugleich aber auch mit erfolgreicher Organisation wissenschaftlichen Gemeinschaftsbetriebes, Genossen werbend und schulend, die seine Pläne fortführten und jene Erneuerung der Altertumsstudien mindestens vorbereiteten, die man als Vorrenaissance oder als die byzantinische Renaissance bezeichnen kann.

Ein Spiegelbild der Studien seines Kreises bietet seine βιβλιοθήκη, ein urteilender und zwar mit bemerkenswerter Selbstständigkeit urteilender Bericht über 280 von ihm gelesene Codices, bisweilen mit biographisch-pinakographischen Notizen, ohne

bestimmte Ordnung, in ungleichmäßiger Ausführlichkeit, kirchliche wie profane Literatur umfassend, doch gemäß seinem individuellen Interesse, das seine kräftige Persönlichkeit sehr stark zum Ausdruck zu bringen weiß, ohne Berücksichtigung der poetischen Literatur. Die Allerweltsklassiker treten mehr zurück. Offenbar ist das Bestreben, Rareres zu bringen. Darunter ist manches für uns seitdem wirklich Verlorne. So sind besonders kostbar des Photius Historikerberichte (Ctesias, Theopomp, Agatharchides u. a.). Neben der Bibliothek kommen besonders die erst in der neuesten Zeit recht gewürdigten Verdienste des Patriarchen um die Lexikographie in Betracht. Plänen derart begegnen wir auch in der Bibliothek (cod. 151 ff.); ihre Ausführung ist teils von ihm selbst, teils unter seiner Anleitung von anderen in Angriff genommen worden. Aber auch unmittelbar für die Erhaltung der antiken Literatur, durch die Sorge für Herstellung von philologisch gepflegten Texten, muß er sich eingesetzt haben. Denn aus seiner Schule stammt Arethas aus Paträ, etwa seit 907 Erzbischof im kappadokischen Caesarea, der nachweislich in dieser Richtung auf das emsigste tätig gewesen ist, so daß die für ihn hergestellten oder von ihm erworbnen und mehrfach mit Scholien versehenen Arethashandschriften noch heute für eine Anzahl profaner wie kirchlicher Autoren Hauptzeugen der Textüberlieferung darstellen.

Die Früchte der Anregungen, die von Photius und seinem Kreise ausgingen, treten uns greifbar entgegen in dem Sammelfleiße des folgenden, des zehnten und elften Jahrhunderts, in die u. a. auch das schon mehrfach erwähnte Lexikon des Suidas gehört, noch vor ihm die Epigrammensammlung des Constantinus Cephalas, die sogenannte Anthologie, die neben Spätem und Spätesten auch einen unvergleichlich kostbaren Schatz an hellenistischer Dichtung uns aufbewahrt hat. Der auf allen Gebieten rege Sammeleifer findet einen erfreulichen Rückhalt am literarischen Interesse des Kaisers Constantinus VII. Porphyrogennetus (912—959), desselben, dem man u. a. das berühmte Zeremonienbuch verdankt, das dem Worte Byzantinismus seine heutige Färbung vornehmlich verschafft hat. Auf seine Veranlassung ward eine umfangreiche Exzerptenenzyklopädie hergestellt, sachlich geordnete Zusammenstellungen aus vielen Zweigen der an-

nken Literatur, wobei teils (wie im Falle der landwirtschaftlichen, ärztlichen, zoologischen Enzyklopädie) ältre Sammelwerke erneuert, teils (wie bei der Neuschöpfung der historischen Enzyklopädie) einfach die Originalausschnitte (ἐκλογαί, freilich durch mitunter recht mittelmäßige und leichtfertig arbeitende Kräfte, aneinandergereiht wurden. Auf diese Weise sind uns wertvolle Ergänzungen, z. B. zu Polybius, Diodor, Cassius Dio, erhalten worden; manches, wie z. B. Stücke aus dem Historiker Nicolaus von Damascus aus augusteischer Zeit, entfließt überhaupt nur dieser Quelle. Dabei sind nur von wenigen (sicher von 6) Abteilungen Reste auf uns gekommen, während die ganze Riesenenzyklopädie in 53 Abteilungen unter ebensoviel verschiednen Gesichtspunkten die gesamte griechische Geschichtsschreibung bis zur damaligen Gegenwart herab berücksichtigen sollte. Ein Teil des Erhaltenen, der berühmte codex Peirescianus in Tours, stellt sich uns als eine Prachthandschrift dar, die wohl für den Kaiser selber bestimmt gewesen ist. In die gleiche Zeit gehört die berühmte Paradoxographensammlung (Schriftsteller über Παράδοξα, Seltsamkeiten) in einer Heidelberger Handschrift des zehnten Jahrhunderts. Ein anderes Sammelwerk ist schon erwähnt, die Anthologia Palatina, gleichfalls ein Kleinod der Pfälzer Bibliothek, wovon 1815 der Hauptteil nach Heidelberg zurückgelangt ist (vgl. S. 25).

Wenn auch bei diesen Sammelwerken der praktische Zweck durchaus im Vordergrunde steht (das historische Exzerptenwerk z. B. will direkt dem Regenten und Staatsbeamten dienen; noch unter dem Erhaltnen zeigt das die Abteilung über das Gesandtschaftswesen und über Attentate auf fürstliche Personen), so stellt sich doch alsbald, im 11. Jahrhundert, auch der Beginn einer wissenschaftlichen Neubeseelung des Stofflichen ein, und zwar durch das jetzt erfolgende Wiederaufleben des Platonismus. Es handelt sich dabei für uns nicht so sehr um Einzelheiten als um die Gesamttendenz. Was zurückgedrängt werden soll, das ist der kirchliche Aristotelismus (in dem z. B. Photius noch sehr fest steht) und damit der Zwang der kirchlich-mittelalterlichen Weltanschauung überhaupt. In Platos Namen beginnt sich die Freiheit individueller Forschung zu regen. Der damit geweckte Geist ist (zunächst wohl ohne Klarheit der Ziele, aber mit inner-

licher Notwendigkeit) bestrebt, die Alten nicht nur als eine nützliche Ergänzung der kirchlichen Lehrtradition aufzufassen, zu deren Dogmen ihnen ein autoritativ geregeltes Verhältnis angewiesen ist, sondern er will philosophische Erkenntnis, ästhetischen Genuß, Erbauung und Stärkung, kurz wirkliche Lebenswerte unmittelbar aus ihnen schöpfen. Die hieraus sich entspinnenden Kämpfe zwischen Aristotelikern und Platonikern, in denen ein gut Teil des Gegensatzes zwischen Mittelalter und Neuzeit zum Ausdruck kommt, sind zwar wirklich ausgefochten worden erst innerhalb der italienischen Renaissance, aber eine reichbewegte erste Etappe haben sie bereits in Byzanz durchmessen. Das hervorragende Haupt des neuen Platonismus scheint im elften Jahrhundert Michael Psellus gewesen zu sein, ein merkwürdig vielseitiger Geist, dessen Lebenswerk vollständig ans Licht zu stellen eine bislang noch ungelöste Aufgabe der Wissenschaft ist. Wenn in Byzanz der neue Geist nicht so viel Blüten und Früchte gezeitigt hat wie nach seiner Übertragung im Abendlande, so trägt die Schuld daran das tiefe politische und wirtschaftliche Elend, das die letzten Jahrhunderte des dem Untergange geweihten Reiches ausfüllt und leider eine Überzahl kleinlicher und armseliger Geister erzeugte, deren sich eitel vordrängende, seichte Geschwätzigkeit und Vielschreiberei das Bild auf das ungünstigste beeinflußt. An ihr oft leider unentbehrliches Gesudel denkt der Philologe manchmal zu sehr, wenn ihn „die Byzantiner“ ärgern. Typisch für diese Gesellen ist im zwölften Jahrhundert die traurig-lächerliche Figur des Johannes Tzetzes, dessen mit grotesker Eitelkeit erfüllter und durch mesquine Schmähsucht gegen die schamlos ausgeschriebnen Vorgänger unangenehm gewürzter Schriftenwust bei seiner (freilich kritiklosen) Benutzung von jetzt verlornen ältren Quellen manches wertvolle Stück namentlich an grammatischer Gelehrsamkeit erhalten hat. Sehr viel erfreulicher ist die Gestalt seines Zeitgenossen, dessen Name dem jungen Philologen gleichfalls gelegentlich begegnen wird, des Bischofs von Thessalonich, Eustathius, der als Mensch in jeder Hinsicht und nach dem Maßstabe seiner Zeit gemessen auch als Schriftsteller und Gelehrter höchst respektabel ist. Er kämpft energisch gegen die Vernachlässigung der Klosterbibliotheken durch die ignoranten

Mönche, deren Barbarei er überhaupt mit reformatorischem Eifer zu Leibe geht. Seine großen Kommentare zu Ilias und Odyssee, die in eigenhändig von Eustathius selbst geschriebnen Handschriften vorliegen, stehen hoch über Tzetzes; ihre Breite ist nur deshalb so gefürchtet, weil ein großer Teil der von ihm benutzten Quellen noch erhalten und man daher gewohnt ist, bei ihm nur nach dem zu forschen, was er drüber hinaus hat.

Etwa ein halbes Jahrhundert nach Eustathius, mit dem Jahre 1261 beginnt die Zeit der Paläologen, und in diesem Schlußabschnitt der byzantinischen Geschichte entfaltet sich trotz der schweren Not der Zeit, nicht ohne den Einfluß stetig zunehmender Verbindung mit Italien, der Geist der Renaissance immer deutlicher. Das Studium der heidnischen Autoren verläßt mehr und mehr die praktischen und in das Gefüge mittelalterlicher Weltanschauung wohleingegliederten Gesichtspunkte. Neben die Lektüre von Historikern, Rednern, Fachschriftstellern tritt jetzt mit besondrem Nachdruck das Studium Platos und vor allem auch der Dichter. Namentlich für die letzteren bedeutet das den Eintritt einer sehr wichtigen Periode der Textgeschichte, die der Philologe in ihrer Bedeutung sich deutlich gemacht haben muß. Das Verhältnis dieser Spätbyzantiner zu den Texten ist nicht das schon von den Alexandrinern grundsätzlich geforderte und gegenwärtig allgemein für richtig gehaltene einer streng wissenschaftlichen Objektivität, sondern — genau so, wie bei den Philologen der italienischen Renaissance, den sogenannten Itali — geht das Bestreben darauf, einen schönen, glatten, womöglich leicht verständlichen Text herzustellen, teils weil es für ganz selbstverständlich galt, daß der Klassiker (der ἀρχαῖος) immer nur die vollkommenste Fassung gewählt haben könne, teils weil man überhaupt nicht eigentlich auf die historisch-objektive Erkenntnis des Echten ausging, sondern in erster Linie Erbauung und ästhetischen Genuß von den Werken des Altertums begehrte. Wie die Renaissancezeit antike Statuen, um den unmittelbaren Kunstgenuß daran durch nichts zu trüben, von Meisterhand ergänzen ließ (Ergänzungen, die die heutige Archäologie wieder zu entfernen bestrebt ist), genau ebenso verfährt jene Philologie mit schadhaften oder gar zertrümmerten Dichtertexten. Blendende Besserungen und Ergänzungen, ja selbst Eindichtungen sind der

Stolz dieser Meister; kurz die Interpolation in jeder Form ist das zu erwartende, und eine glatte Decke legt sich trügerisch über Verderbnisse und Schäden der Überlieferung. Je genialer oder auch nur sach- und sprachkundiger die Urheber sind, desto größer die Gefahr. Man darf aber nicht vergessen, daß neben all den Willkürlichkeiten auch eine große Menge der glücklichsten Treffer steht. In zahllosen Fällen hat jene eben erwähnte wirkliche Sprach- und Sachkunde wirkliche Schäden auch wirklich und für immer geheilt. Als ein Repräsentant dieser schon halbhumanistischen Spätbyzantiner kann Demetrius Triclinius aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gelten, von dem es eine große Zahl meist kommentierter Ausgaben (denn als Ausgaben muß man das geradezu bezeichnen) aus allen möglichen Gebieten der griechischen Dichtung gibt, zum Teil wie bei Eustath in autographischem Exemplar. Sie sind namentlich wegen ihrer verkehrten metrischen Grundsätze wohl etwas unbillig verrufen. Für den Austausch zwischen Byzanz und Italien ist Maximus Planudes wichtig, etwas älter als Demetrius. Er kann lateinisch und hat sogar, eine Seltenheit, römische Klassiker ins Griechische übertragen. Intensiver werden die Beziehungen, als ihnen unter dem Drucke der Türkengefahr die öfter wiederholten Versuche zugute kommen, durch eine Kirchenunion dem sinkenden Byzanz die Hilfe des Abendlandes zu sichern. Für diese Epoche, im fünfzehnten Jahrhundert, mag man sich vor allem die Gestalt des Kardinals Bessarion einprägen, eines Griechen aus Trapezunt, der zur Zeit des Konzils von Ferrara und Florenz von der griechischen zur römischen Kirche übertrat, in den Kämpfen des Renaissanceplatonismus eine hervorragende Rolle spielte, für die Geschichte der Philologie aber besonders dadurch bedeutend ist, daß er noch kurz vor dem Zusammenbruch des Reiches möglichst viele Handschriften im Orient (freilich nicht dort allein) sammeln ließ und für deren Vervielfältigung Sorge trug. Seine kostbare Bibliothek schenkte er schließlich der Republik Venedig, in der er ein Neu-Byzanz erblickte. Sie bildet noch jetzt einen wichtigen Teil und den Grundstock der dortigen Bibliotheca Marciana. In seiner Kampfschriftstellerei aus Anlaß der Neubelebung des Platonismus gehört Bessarion bereits zu den ersten „gedruckten" Autoren.

Mit dem Auftreten des Buchdrucks ist aber die letzte Grenze bezeichnet, bis zu der wir in der Geschichte unserer Wissenschaft noch vom Mittelalter reden dürfen.

Wenden wir uns nunmehr dem Abendlande zu, so ist eine besonders wichtige Erscheinung das Erlahmen des klassizistischen Widerstandes gegen die natürliche Weiterentwicklung der volkstümlichen Rede. Natürlich hängt dies Emporkommen des Vulgärlateins unter anderm auch mit dem Emporkommen des Christentums innig zusammen. Berühmte Zeugnisse für die Romanisierung des Lateinischen sind der (1887 aus einer Handschrift von Arezzo bekannt gewordene) Bericht über eine Pilgerfahrt ins heilige Land, den (im 4. Jahrh.?) eine fromme Frau niederschrieb, wie es jetzt scheint eine Spanierin, sowie das Latein des Frankenhistorikers Gregor von Tours (6. Jahrh.). Griechisch wird im Abendland immer seltner, Süditalien ausgenommen, wo die Klöster der Basilianermönche auch wertvolle Handschriftenschätze bargen. Sonst hat sich eine zwar schmale, aber merkwürdig dauerhafte griechische Tradition seltsamerweise in Irland und England gehalten, eine Erscheinung, die noch nicht völlig aufgeklärt, keinesfalls aber von tiefgehender Bedeutung ist.

Wenn die Klöster die Hauptstätten geworden sind für die Pflege der lateinischen Sprache und Literatur, so ist das nicht geschehen aus reiner Begeisterung für diesen Kulturschatz, sondern ganz überwiegend (und mehr noch als es im ältren Byzanz mit der griechischen Sprache und Literatur der Fall war) aus praktischen Gründen. Lateinisch war nun einmal die Muttersprache der katholischen Kirche des Abendlandes, sie ist es ja bis auf den heutigen Tag geblieben. Mit welchem Eifer die Erlernung betrieben wurde, davon legt vor allem ein lautredendes Zeugnis ab die geradezu ungeheure Masse der Handschriften, die Priscian, den berühmten Hauptgrammatiker spätantiker Zeit, enthalten. Soll es doch von dessen umfassenden Institutiones grammaticae (18 Bücher) über 1000 Handschriften geben. Nur im Interesse der Spracherlernung fand zunächst auch die lateinische Profanliteratur ihre Pflege. Die Autoren werden lediglich als Meister der Form, als nachahmenswerte Stilmuster, hinsichtlich des Inhaltes dagegen mit größtem Mißtrauen betrachtet. Selbst wer persönlich anders dachte, machte dem Zeit-

geist überraschend weitgehende Zugeständnisse. Z. B. der berühmte Bischof Isidor von Sevilla (um 600; wichtig als einer der einflußreichsten Übermittler des antiken enzyklopädischen Wissens ans Mittelalter, in seinem Sammelwerk Origines) besaß zwar selbst eine reiche und wohlgewählte Bibliothek, stellte aber gleichwohl für seine Mönche die Regel auf: Gentilium libros vel haereticorum volumina monachus legere caveat. Auch gab er seinem zunächst doch sachlicher Belehrung dienenden Werke einen Einschlag besonders in den letzten Büchern, der im Interesse der Spracherlernung die wichtigsten Ausdrücke für verschiedene Gebiete, wie Krieg, Kleidung, Speise usw., in systematischer Ordnung bringt. Sein Verhalten kann als typisch gelten für die allgemeine Stimmung in den ersten Jahrhunderten des frühen Mittelalters. Unter den Klöstern, die für die Erhaltung und Vervielfältigung der Profanautoren unter so mißlichen Umständen von hauptsächlicher Bedeutung geworden sind, steht voran das um 613 (also nur etwa ein Jahrhundert nach der vom stadtrömischen Adel der alten Literatur erwiesenen Pflege) südlich von Piacenza an der Trebia gegründete Kloster Bobbio, eine Stiftung des Iren Columban. Die berühmte Bibliothek enthielt fast alle bekannteren Klassiker und hat bestanden, bis Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein großer Teil in die Vaticana und in die Mailänder Ambrosiana gelangte, während (abzusehen von zersplitterten Teilen) der Rest im achtzehnten Jahrhundert nach Turin gekommen ist. Columbans Begleiter Gallus stiftete 614 St. Gallen, das nördlich der Alpen als Schatzhaus lateinischer Handschriften eine ähnliche Bedeutung hatte und zum Teil noch hat wie Bobbio im Süden. Auch im nordfranzösisch-belgischen Gebiete siedelten sich die Iren oder Schottenmönche an, und die Spuren ihrer Fürsorge für die Klassiker sind z. B. in der Überlieferungsgeschichte des Horaz besonders deutlich erkennbar. Ihre Tätigkeit leitet unmerklich hinüber zu der eine zweite Periode im abendländischen Mittelalter bezeichnenden sogenannten karolingischen Renaissance. Hinsichtlich der Philologie erscheint als deren wichtigster Vertreter der gleichfalls aus dem britischen Kulturkreise herstammende Alcuin († 804), der, erst das Haupt von Karls höfischer Schule in Aachen, später als Abt in Tours eine rasch aufblühende Schule begründete. Diese ward nament-

lich auch für das Handschriftenwesen von größter Bedeutung; sie ist der Ausgangspunkt eines sehr wichtigen und weitverbreiteten Schreibduktus, der karolingischen Minuskelschrift. Das Verhältnis zu den heidnischen Autoren wurde, wenn auch diese Renaissancebewegung nicht besonders tiefgehend und nachhaltig sein konnte, immerhin durch sie ein freieres und minder von allerlei frommem Argwohn bedrohtes, als es bislang gewesen war. Schon dadurch, daß die sieben Artes liberales jetzt ganz fest und allgemein als die normale Vorstufe der Theologie anerkannt wurden, gewannen, von dieser antiken Geistesschöpfung ausgehend, die antiken Autoren neben ihrer fortdauernden Geltung als Stilmuster allmählich eine gesichertere Stellung. Es traf sich glücklich, daß die neuen Anregungen auch äußerlich dadurch eine Stütze gewannen, daß in diese Zeit eine ganze Reihe wichtige Klosterstiftungen fallen, die, durch die Schule von Tours mittelbar oder unmittelbar beeinflußt, auch um die Erwerbung und Vervielfältigung von handschriftlichen Schätzen eifrig besorgt waren. So das 822 gegründete westfälische Corvey (zum Unterschied vom ältren französischen Corbie), so die schon im achten Jahrhundert enstandenen Klöster Lorsch, Reichenau, Hersfeld, Fulda. Aus Fulda stammte Carls Biograph Eginhard, dessen Vita Caroli Magni bereits ganz klassizistisch ist hinsichtlich des Stiles (Cicero) wie der Komposition (Sueton). In Fulda wirkte Alcuins größter Schüler Rabanus Maurus; in welchem Geiste, das zeigen uns vor allen Dingen die Briefe des Servatus Lupus, eines Schülers von Rabanus und Eginhard, der seit 842 Abt von Ferrières war (s. ö. von Paris): sie enthalten eine Anzahl von Stellen, an denen von Beschaffung oder Austausch von Klassikerhandschriften die Rede ist, auch von Textrevisionen, vom Ausfüllen etwaiger Lücken aus vollständigeren Exemplaren. Es ist beachtenswert, daß diese gesteigerte Fürsorge um die Erhaltung der antiken Literatur im Abendlande etwa in das gleiche Zeitalter fällt wie in Byzanz. Doch muß man sich merken, daß wir zwar auf lateinischer Seite die Ergebnisse dieser Neuproduktion von Handschriften noch reichlich besitzen (die Codices des neunten bis elften Jahrhunderts stellen in der Textesgeschichte der römischen Klassiker sogar den Hauptstock der Überlieferung dar), daß dagegen bei den Griechen

wenigstens Profanhandschriften dieses Alters sehr viel sparsamer sich erhalten haben; wir müssen da viel öfter als bei den Lateinern mit jüngeren Kopien uns begnügen.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert rücken allmählich an die Stelle der Klöster die Universitätsgründungen, wie Bologna, Paris, Montpellier, Oxford usw. Sie bilden natürlicherweise geistige Zentren, an denen die Aufsammlung und Vervielfältigung von Handschriften aus vielen Gründen notwendig war. Bei alledem aber muß man beachten, daß eine eigentliche Philologie mit diesen Bemühungen nirgend verbunden war oder verbunden sein konnte. Und zwar nicht nur deshalb, weil Theologie und die philosophische Spekulation der Scholastiker alle geistigen Kräfte absorbierten. Das Schlimmste ist der mittelalterliche Autoritäten- und Traditionsglaube. Es fehlt infolgedessen fast ganz jener Geist der Kritik und der voraussetzungslosen Prüfung, ohne den es Philologie überhaupt nicht geben kann. Das Altertum erscheint in schleierhafter Ferne, in einem flächenhaften Nebeneinander der Dinge und der Zeiten, dem jedwede historische Perspektive mangelt. Die zwei Seneca, die zwei Plinius fließen gelegentlich in eins, wie in einem Hohlspiegel ist die Gestalt Virgils zu einem großen Zauberer entstellt. Es mag geschehen, daß jemand Cicero für einen Feldherrn hält. Wo etwas seltnere Namen oder gar griechische Wörter und Sätze in den Texten auftauchen, entsteht infolge der Unwissenheit der Schreiber meist eine heillose Konfusion. Wie groß der Mangel an historischer Orientierung ist, das zeigt u. a. auch die fast eigensinnige Wertschätzung mancher Autoren, die z. T. wie bei Lucan einen rein äußerlichen Grund hat, den Reichtum der Pharsalia an geographischen, naturwissenschaftlichen, mythologischen Realien, z. T. aber wie bei dem unendlich fleißig abgeschriebnen Statius überhaupt nicht verständlich erscheint. Auch der Lokalpatriotismus und das ortsgeschichtliche Interesse ist gelegentlich ausschlaggebend gewesen für die Erhaltung eines Autors. So verdankt Catull seine Rettung der Teilnahme seiner Vaterstadt Verona; so ist es kein Zufall, daß der schon im Altertum schwer zugängliche und kaum eifrig verbreitete Tacitus als Hauptautor über Germanien zum guten Teil den Klöstern verdankt wird, deren Gründern das heidnische Deutsch-

land noch deutlich genug vor Augen stand: Fulda, Hersfeld, Corvey.

Wie sich indessen in den letzten Jahrhunderten von Byzanz schon eine freiere und von der kirchlich-scholastischen Gebundenheit losstrebende Richtung beobachten ließ, die, an Plato anknüpfend, schließlich unmittelbar in die eigentliche Renaissance übergeht, so kann man auch im Abendland eine entsprechende Tendenz, und wiederum nahezu gleichzeitig, recht wohl bemerken. Einerseits darf man hierherziehen den normannisch-stauffischen Kulturkreis in Sizilien und Unteritalien, wo man, besonders im zwölften Jahrhundert, schon bestrebt ist griechische Schriftsteller durch Übersetzung der lateinischen Welt zugänglich zu machen und zwar nicht nur Aristoteles, den Abgott der Scholastiker, sondern auch Plato, und dies etwa in derselben Zeit, da in Byzanz unter Psellus der als geistiges Ferment so wichtige Platonismus von neuem sich zu regen beginnt. Anderseits scheint es, als ob in der schon Ende des zehnten Jahrhunderts gegründeten berühmten Schule von Chartres jene freiere Richtung genährt worden sei. Einer ihrer bedeutendsten Zöglinge ist der Engländer Johannes von Salisbury (Johannes Saresberiensis, zwölftes Jahrhundert), der weltgewandte Sekretär der Erzbischöfe von Canterbury (u. a. auch des Thomas Becket), zuletzt selbst Bischof von Chartres. Unter seinen Werken ist besonders sein Policraticus, eine Art Enzyklopädie der eleganteren Bildung seiner Zeit, ein rechter Spiegel für die Interessen und die Anschauungen seines Kreises. Johannes ironisiert das scholastische Schulgezänk, zeigt sich vom Autoritätsglauben bereits bemerkenswert unabhängig und bewertet in charakteristischer Weise Plato höher als Aristoteles. Wie weltlich sein Interesse an den lateinischen Klassikern ist (für deren Nachleben der Umfang seiner Lektüre und der Wortlaut seiner Zitate nicht selten eine gewisse Wichtigkeit besitzt, weshalb man sich auch nicht wundern darf, seinem Namen öfters unter den Textzeugen der kritischen Apparate zu begegnen), zeigt schon der Umstand, daß auch Petron, Martial, Apuleius ihm wohl vertraut sind. Tröstlich ist's übrigens für uns, daß unter den vielen von ihm zitierten Autoren doch nur ein einziger sich befindet, der seither verloren ist, ein philosophischer Schriftsteller spätester Zeit, Virius Nicomachus Flavianus: das beweist, daß

wie in bezug auf Byzanz, so auch inbezug auf das abendländische Mittelalter die Vorstellung falsch ist, als seien in diesem Zeitraum massenhafte Verluste an antiker Literatur eingetreten, obwohl freilich unter den einzelnen Verlusten, die dennoch zu konstatieren sind, solche Kostbarkeiten sich befinden wie Cicero de Republica. Noch schärfer und energischer meldet sich der vom mittelalterlichen Banne ins Freie strebende Geist im folgenden, dem dreizehnten Jahrhundert. Der kühne und streitbare Franziskaner Roger Bacon († 1294) verdammt den ganzen bisherigen wissenschaftlichen Betrieb, insofern man Bibel wie Aristoteles nur aus abgeleiteter Quelle studierte. Er dringt auf die Kenntnis der Originalsprachen, und im Besitze dieser fordert und übt er eine strengere und weitaus kritischere Interpretation. Wenngleich der Umfang seiner griechischen Lektüre im Vergleich zu seiner Kenntnis der Lateiner nur beschränkt ist und sein konnte, so bedeutet sein Auftreten doch ganz entschieden einen großen Fortschritt. Trotz allem hat es noch geraume Zeit gedauert, bis man sich dem Ziele nahte. Selbst Petrarca († 1374), der Vorkämpfer der Renaissance, hatte zwar ein heißes Verlangen, den griechischen Plato, den er besaß, auch lesen zu können (ahnte er doch gleichsam den freien und erlösenden Geist, der in diesen Blättern schlummerte), aber das wenige Griechisch, das er zu diesem Zwecke von einem süditalienischen Mönche in Avignon lernte, reichte nicht aus, ihn an sein Ziel zu führen. Erst als infolge der politischen Vorgänge im Osten (wenn auch keineswegs erst infolge des Falles von Konstantinopel selbst 1453) Griechen und griechische Handschriften in großer Zahl nach Italien kamen, Italiener zum Zwecke von Sprachstudien und des Erwerbs von Handschriften nach der Levante gingen, wurden diese Schwierigkeiten überwunden und die Renaissance im engern Wortsinn ermöglicht. Insofern bleibt es dabei, daß die Auflösung des byzantinischen Reiches an ihr den Hauptanteil hat, und das ist auch der Grund, weshalb gerade Italien, wo der Austauschverkehr am bequemsten war und wohin die Byzantiner sich vorzugsweise wandten, das Heimatland der Renaissance geworden ist. In Paris ward auch im vierzehnten Jahrhunderte noch Aristoteles grundsätzlich nach lateinischem Texte studiert, obwohl man bereits in der Lage war,

durch Zurückgehen auf die griechischen Originale den Kirchenphilosophen aus seiner teils scholastischen, teils arabischen Vermummung zu erlösen.

Überblickt man das abendländische Mittelalter als Ganzes, so kann man sagen: Es war eine namentlich anfangs nicht eben freundlich gesinnte, eine karge, aber doch eben eine Erhalterin der Quellen der römischen Literatur. Die Motive waren freilich zumeist solche, die mit dem, was die Klassiker selbst mit ihren Werken wollten, nur wenig zu schaffen hatten. Unbezweifelt ist aber auf jeden Fall in ihrer Verdienstlichkeit eine große Leistung: die mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis erfolgte Förderung des lateinischen Sprachstudiums. Das Hauptlernbuch, aus Donat, Priscian und praktischen Grammatiken des Mittelalters geschickt kompiliert, ist das berühmte in Versen verfaßte Doctrinale des Normannen Alexander von Villadei aus dem dreizehnten Jahrhundert (zu finden im 12. Bande der Monumenta Germ. Paed. 1893). Der Philologe darf übrigens dem mittelalterlichen Latein gegenüber am wenigsten den Standpunkt eines Klassizisten einnehmen, der nur Fehler und Barbarismen wahrnimmt. Dies Latein hat den unendlich großen Vorzug, noch eine lebendige Sprache zu sein und für hundert neue Ausdrucksbedürfnisse die erwünschte Schmiegsamkeit zu besitzen. Zu einer toten Sprache hat das Latein erst der Klassizismus der Humanisten gemacht. Doch muß anderseits auch ihnen der historische Beurteiler gerecht zu werden wissen. Denn unmittelbar vor sich sahen diese Männer allerdings auf weite Strecken hin eine sprachliche Verwilderung, der das vorhin ausgesprochene Lob nicht mehr zukommt. Ihr Grund ist hauptsächlich in dem allgemeinen Tiefstand der Bildung zu erkennen, an welchem die letzten vorreformatorischen Zeiten leiden. Zu einem Teil mögen auch die an mittelalterlichen Hochschulen so viel traktierten Aristotelesübersetzungen eine Schuld tragen. Denn um der Treue willen war hier eine ganz absonderliche Art von Verbalversion aufgekommen, die den griechischen Text nahezu Wort für Wort und mit ziemlich willkürlich festgestellten Ersatzmitteln für etwa dem Lateinischen fehlende Wörter (wie *quodem* für μέν) wiedergab, ohne jede Rücksicht auf den Geist und die Sonderart der lateinischen Sprache. Erst wer die Art

dieser „vetustae translationes“ etwas näher kennen gelernt hat, versteht den Stolz, mit welchem die Übersetzer humanistischer Zeit den Wert ihrer so ganz anders gearteten Übersetzungen empfanden und betonten.

3. Die italienische Renaissance

Wie man neuerdings die Reformation Luthers von manchen als einen Abschluß des Mittelalters aufgefaßt sieht und nicht als den Beginn der Neuzeit, so fehlt es auch nicht an solchen, die in der Renaissance weniger eine Überwindung als ein letztes Reifwerden des mittelalterlichen Geistes erblicken möchten. Die erneute Beschäftigung mit der Antike ist nach dieser Auffassung nichts weiter als die vollständige Entfaltung der in der kirchlich-mittelalterlichen Kultur von Anbeginn enthaltenen antiken Elemente, und der fast heidnische Klassizismus der italienischen Hochrenaissance nur ein besonders üppiger und im Grunde unfruchtbarer Schößling der ganzen Bewegung. Wenn dabei besonders betont wird, daß ja in Byzanz trotz der dauernden Fühlung mit der antiken Literatur nichts der Renaissance Ähnliches entstanden sei, so liegt gerade hier der schwache Punkt der ganzen Auffassung. Wie unsre bisherige Darstellung lehrte, hat es tatsächlich schon in Byzanz eine der italienischen voraufgehende und in diese einmündende Renaissancebewegung gegeben, und zwar eine solche, die innig verknüpft ist mit einer Wiedererweckung und Neubelebung der antiken Literatur. Auch kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß in Italien nicht nur die Fachgelehrten selbst, sondern die Gebildeten überhaupt, die dem neuen Geiste sich anschlossen, darin einen schroffen Gegensatz zum Mittelalter fühlten, und daß sie in der Wiedererweckung des klassischen Altertums keineswegs nur eine naturgemäß sich einstellende und minder bedeutsame Begleiterscheinung erblickt haben, sondern eine stürmisch hervordrängende Hauptquelle des gewaltigen und umfassenden Umwertungsbedürfnisses, das die Zeit erfüllte. Andrerseits ist freilich gerade der klassische Philologe davor zu warnen, daß er nicht allzu einseitig glaube, nur aus den Schriften der Alten sei der neue Geist entsprungen. Eine Hauptquelle ist nicht die einzige Quelle. Es kommen z. B. auch gar sehr in

Betracht die besonderen politischen und sozialen Verhältnisse in Italien, dessen Auflösung in eine Unzahl kleiner Staaten: im Kampfeswiderspiel ringender Kräfte erhoben sich aristokratisch-selbstbewußte Menschen, die der mittelalterlichen Gebundenheit das Recht der Persönlichkeit gegenüberstellten und damit zugleich die Möglichkeit eines Individualismus, aus dem zusammen mit der Feindschaft gegen den Zwang der Autorität auch die Freiheit der Forschung allmählich hervorgewachsen ist. Wie es bei historischen Problemen fast immer der Fall ist, die Wirklichkeit der Dinge läßt sich nicht auf eine einzige Formel bringen oder mit einem einzigen Schlüssel aufschließen. Alle großen Bewegungen sind äußerst komplizierten Ursprunges und um so komplizierter, je mehr sie von derjenigen geistigen Art sind, die dem Einflusse einiger weniger oder gar eines einzelnen Tat- und Willensmenschen ihrer Natur nach nur zu einem Teil unterliegen kann.

Gleich mit den Vorläufern im 14. Jahrhundert, Petrarca († 1374), Boccaccio († 1375), dem Florentiner Kanzler Coluccio Salutato († 1406), setzen die charakteristischen Merkmale der italienischen Bewegung ein: romantische Begeisterung für die mehr ahnend als forschend erfaßte Herrlichkeit und Größe der antiken Welt, aus der es gilt, Lebenswerte zu gewinnen, nicht wissenschaftliche Resultate; trotz nationalen Stolzes auf das alte Römertum Sehnsucht nach der Sprache und Literatur der Griechen; endlich — ungeachtet des philosophischen Kampfes um Aristoteles und Plato — ein von Haus aus vorhandenes und beständig anschwellendes Vorwiegen der ästhetischen, insonderheit der rhetorischen Interessen, wodurch zwar die ganze Bewegung jenen reizvollen künstlerischen Zug und Schwung erhalten hat, der sie so anziehend gestaltet und der mit der gleichzeitigen Blüte der bildenden Kunst so innig harmoniert, wodurch aber gleichwohl, wie wir noch sehen werden, schließlich die italienische Renaissance verhindert worden ist, den wahrhaft wissenschaftlichen Gewinn aus den neuen Schätzen heimzuholen.

Nicht nur die Griechen, die in Italien Zuflucht und Erwerb suchten als Lehrer der griechischen Sprache und als Handschriftenschreiber, bald auch als Mitarbeiter in den ersten Druck-

offizinen, erinnern in vielen Zügen an die sophistischen Wanderrhetoren der römischen Kaiserzeit, in ihrer Unstetheit, ihrer rhetorischen Oberflächlichkeit und Eitelkeit, ihrer Neigung zum Pasquillantentum einerseits, zum Parasitentum anderseits, auch die abendländischen Humanisten tragen zum großen Teile die gleichen Züge. Freilich, unter dem Namen von Humanisten passieren mancherlei Geister. Besonders zu Beginn der Bewegung begegnen wir darunter auch wahrhaft philosophischen Köpfen, die alles andere als bloße Rhetoren und Formkünstler waren. Energisch versuchten sie vielmehr, aus dem neuen Geiste eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung herauszuarbeiten. Vor allem ist hier der Platoniker Georgius Gemistus Plethon aus Sparta zu nennen († 1450), ein Feuergeist von hinreißendem Zauber, der nichts Geringeres wollte als eine Verschmelzung von Christentum und Platonismus (und zwar des zur Religion gewordenen Platonismus der Neuplatoniker, an die die Renaissance zunächst überhaupt anknüpft). Die bewußt heidnische Dekoration dieser Lehre hat nicht verhindert, daß geistliche Männer wie Bessarion seine Schüler wurden. Auch Cosimo Medici stand unter seinem Einfluß, und dies führte zu der Stiftung der platonischen Akademie von Florenz, die geradezu die alte von Justinian geschlossene Schule Platos fortzusetzen gedachte; in ihrem Kreise wollte Burckhardt, der gefeierte Historiker der Renaissance, die eigentlichste Heimstätte des spezifisch-modernen Geistes erkennen.

Für die Geschichte der Philologie ist das 15. Jahrhundert (das Quattrocento) vor allem wichtig durch den leidenschaftlichen Sammeleifer, an dem wie ehemals in den Diadochenreichen die Fürsten sich beteiligen und dem wir die Bergung zahlreicher und wichtiger Schätze in den zumeist damals gegründeten großen Bibliotheken Italiens verdanken (freilich auch einzelne Fälschungen, ganz wie in der Ptolemäerzeit). Unendlich vieles, was lange vergessen oder verborgen gewesen war, trat jetzt neu oder doch zum ersten Male vollständig ans Tageslicht und ward eifrig, gar bald auch schon durch den Druck vervielfältigt. Die Begeisterung war so groß, daß jeder neu erstandne Autor wie ein Himmelsgeschenk begrüßt ward, mit einer Überschwänglichkeit, die unserer Wertbemessung oft völlig unverständlich ist.

Als Hauptvertreter dieser Sammler seien genannt der Florentiner Poggio Bracciolini († 1459) und der Sizilianer Johannes Aurispa (gleichfalls 1459 gestorben), jener berühmt wegen seines Findergliicks auf dem Gebiete der lateinischen Klassiker, dieser überwiegend als Sammler von griechischen Handschriften gefeiert. Poggio hat insonderheit als Sekretär der Kurie während des Konstanzer Konzils (1414–1418), sodann in Diensten des englischen Kardinals Beaufort in London (1418–1423), seinen jeweiligen Aufenthalt und die Reisen hin und zurück zu Streifzügen nach allen Seiten benutzt. Cluny in Burgund und Langres, St. Gallen, Reichenau, Weingarten, Einsiedeln, sodann Paris und Köln hat er, zum Teil wiederholt, abgesucht und brachte teils in Kopien, teils in den Originalen die wichtigsten Funde heim nach Italien, wo er übrigens gleichfalls, z. B. in Monte Cassino, auf Entdeckungen ausging. In andern Fällen genügten ihm persönliche Verbindungen, z. B. mit Fulda und Hersfeld sowie mit dem Trierischen Gelehrten Nicolaus Cusanus (Krebs). Neue Reden Ciceros und auch die Reste der wichtigen Ciceroerklärung des Asconius, Dichtungen wie die des Valerius Flaccus, Manilius, Statius (Silven), Silius, die fuldische Stammhandschrift des Ammianus Marcellinus, den Frontin von Monte Cassino und so manches andere wichtige Stück durfte er mit seinem Namen verknüpfen. Seine Mittel waren nicht immer erlaubte, stets aber trug ihn das stolze Bewußtsein eines Enkels der alten Römer, der das Erbe der Vorfahren heimführt aus barbarischer Verbannung. Dieser nationale Zug in Poggios Humanismus ist für ihn überhaupt charakteristisch: er ist ein echter Romane, dem das Griechische ziemlich fern lag. Dagegen sein Zeitgenosse Aurispa lenkte sein Augenmerk zunächst ausschließlich auf griechische Handschriften. Während zweier großer Reisen (1405–1413 und 1421–1423) erwarb er deren mehrere hundert, darunter so erlesene Stücke wie die berühmte Florentiner Handschrift (den Codex Laurentianus, in der Laurentiana, der Medizeerbibliothek) des Aeschylus, Sophocles und Apollonius Rhodius, ferner den von Bessarion erworbnen und deshalb jetzt in Venedig befindlichen Marcianus der Ilias (vgl. S. 28 und 47). Doch war Aurispa, wo er konnte, auch auf lateinische Klassiker aus. Als er 1433 im Gefolge eines geistlichen Herren am Baseler

Konzil teilnahm, benutzte er die Zeit ebenso wie Poggio vordem es getan hatte, und machte in Mainz und Köln wichtige Funde.

Die Bearbeitung dieser Neufunde vollzog sich bei den italienischen Humanisten ganz in dem Geiste, den wir schon früher anläßlich der Besprechung ihrer byzantinischen Vorgänger geschildert haben (vgl. S. 46). Namentlich an den lateinischen Dichtern, wo man die Schreibungen der Humanisten jetzt gern mit dem Sammelnamen *Itali* bezeichnet, lerne der junge Philologe ihre Weise kennen, verstehen und richtig bewerten. Das Wesentliche ist immer, daß die Itali den Texten der Alten gegenüber, von denen sie glauben, daß nur höchstmögliche Vollendung des Einzelnen auch die Echtheit desselben verbürgen könne, nicht eigentlich als Gelehrte, sondern als genießende Kunstkenner und Kunstfreunde sich fühlen. Deshalb all die hundert Verschönerungen und Glättungen des Textes, die viele Generationen getäuscht haben und die erst die neuere Wissenschaft durch methodisches Zurückgehen auf die älteren Handschriften mit ihrer von Renaissanceverschönerung noch unberührten Überlieferungsgestalt beseitigte. Einsicht in das, was wir heute die Textgeschichte eines Autors nennen, haben die Renaissancegelehrten niemals erstrebt. Charakteristisch ist, daß *vetus codex* bei ihnen nicht viel mehr bedeutet als „Handschrift" überhaupt im Gegensatz zum gedruckten Buch (*vetus codex, qui est apud me, scriptus manu doctissimi viri Pogii Florentini* sagt im 16. Jahrhundert der Büchersammler Fulvio Orsini). Nichts aber ist billiger und törichter als das überlegne Lächeln oder gar die Entrüstung über jene mit der Überlieferung so willkürlich schaltenden und Texte interpolierenden Itali. Ihre lebendige Sprachkenntnis, ihr durch eigne metrische und rhetorische Produktion geübtes und geschärftes Form- und Stilgefühl, ihr oft ganz antikes und kongeniales Empfinden, ihr ausgezeichneter Geschmack hat sie in zahllosen Fällen, wo heilbare Fehler vorlagen, das zweifellos Richtige treffen lassen, und in ebenso zahllosen andern, wo nach Lage der Dinge niemals über die Vermutung hinauszugelangen ist, haben sie sehr oft besser und feiner als die Modernen wenigstens das hingesetzt, was der alte Schriftsteller selber nach seiner Eigenart wahrscheinlich nicht mißbilligt haben würde.

Zum ersten Male begegnet uns in der Renaissancezeit auch die Einsicht, daß Sprache und Literatur nicht die einzige Erbschaft sind, die das Altertum der Nachwelt vermacht hat. Die monumentalen Zeugen jener versunkenen Kulturwelt, Bauten, Kunstwerke, Münzen und Inschriften, treten neben die literarischen; der Sammeleifer und die Wiederherstellungslust erstreckt sich auf beide Gattungen von Überlieferung. Namentlich die stadtrömischen Monumente und die Münzen übten schon früh, schon in den Zeiten des Petrarca und des Cola Rienzi, diese Anziehungskraft aus. Auch Poggio sammelte Kunstwerke und Inschriften. Schon 1446 legte Flavio Biondo mit seiner Roma instaurata einen ersten Grund für Roms Baugeschichte und Topographie. Geradezu modern aber mutet uns die Gestalt des gelehrten Kaufherrn Cyriacus Pizzecolli von Ancona an († 1450). Auf seinen Reisen in der Levante, in der ersten Hälfte des Quattrocento, hat er unermüdlich Aufzeichnungen über Baureste aller Art gemacht, besonders aber griechische Inschriften in großer Zahl abgeschrieben. Seine Sammlungen haben noch jetzt für die Topographie und besonders für die griechische Epigraphik einen hohen Wert, namentlich deshalb, weil die Reisen des Cyriacus kurz vor die türkische Katastrophe fallen, die für lange Zeit die Levante vom Abendlande weit mehr, als es früher der Fall war, trennte und überdies den Untergang nicht weniger antiker Reste beschleunigte. Daß übrigens die Renaissance den Überbleibseln antiker Kunst gegenüber ebenso wie auf dem Gebiete der Literatur sich nicht eigentlich in einem wissenschaftlichen Geiste bewegte, sondern das edle Genießen dieser Kunstwerke obenanstellte und dementsprechend namentlich mit der Ergänzung von Statuen ebenso verfuhr wie mit der Herstellung der Klassikertexte, darauf genügt nach dem früher Bemerkten (vgl. S. 46 und 59) hier ein kurzer Hinweis. Die moderne Wissenschaft als solche muß auf dies Verhältnis zum Altertum in der Hauptsache verzichten, aber der junge Philologe mag sich die tröstliche Gewißheit erhalten, daß diese Forderung nicht bedeutet, er müsse auch für seine Person sich freimachen von jener Liebe, Bewunderung und Genußfähigkeit. Im Gegenteil, auch die strengste Objektivität der Forschung verträgt sich sehr wohl mit einem enthusiastischen und kunst-

empfänglichen Herzen; ja wir werden später noch genau begründen, daß ein Stück der spezifisch humanistischen Auffassungsweise, die von der Renaissance begründet und gepflegt worden ist, auch dann noch unsrer Wissenschaft erhalten bleibt und erhalten bleiben muß, wenn ihre Entwicklung zur objektiven Geschichtswissenschaft, wie das unerläßlich ist, mit voller Schärfe durchgeführt wird.

Daß übrigens auch schon die schwärmerische Bewunderung des Altertums, wie sie die Humanisten pflegten, den Geist der Prüfung und Kritik an sich nicht ausschloß, das beweisen einige ganz hervorragende Leistungen jener Zeit. Vor allem sind zwei Männer in diesem Sinne zu nennen. Lorenzo Valla aus Piacenza († 1457) und der Florentiner Pietro Vettori oder Petrus Victorius († 1584), der erstere weniger wegen seiner berühmten Elegantiae Latini Sermonis (seit 1444 unzähligemale gedruckt und zu merken als eine der Hauptschriften, die dem sprachlichen Klassizismus die Bahn gebrochen und dadurch das Latein erst zu einer toten Sprache, ohne es zu wollen, gemacht haben), sondern wegen der Proben seines der überlieferten Autorität feindlichen und kritisch freien Geistes: er führte den kühnen Nachweis, daß die sogenannte Konstantinische Schenkung eine Fälschung sei. Der um ein Jahrhundert jüngere Vettori hat sein ebenso glänzendes wie straff gezügeltes kritisches und exegetisches Talent neben Aeschylus und Sophocles u. a. besonders Aristoteles zugute kommen lassen und auch darin sich als einen Meister erwiesen, daß er mit sicherem Blick unter den Handschriften zu wählen verstand und gegebenenfalls sogar eine ältere griechische Textquelle aus mittelalterlichen Aristotelesübersetzungen methodisch rekonstruierte.

Trotz dieser glänzenden Leistungen ist es gleichwohl das Schicksal der italienischen Renaissance gewesen, daß ihre Formen- und Kunstfreude die strenge Wissenschaft gleichsam überwucherte und erstickte. Die rhetorische Schönrednerei fand leider eine besondere Pflege durch die einflußreichen Orden, und es scheint, als ob namentlich von Seiten der Jesuiten (seit 1540) planmäßig und zielbewußt dahin gewirkt worden sei, daß die in kirchlichem Sinne gefährlichen Seiten der ursprünglichen Bewegung durch Ableitung in eine rein ästhetische Richtung gleich-

sam neutralisiert wurden. Ein typischer Vertreter dieses bei aller Geschmacksfeinheit doch zu phrasenhafter Eleganz verflachenden italienischen Humanismus ist der zugewanderte und alsdann in Venedig und Rom tätige Franzose Muretus, ein Zeitgenosse des Vettori, zum Kreise des Kardinals Hippolyt von Este gehörig und den Jesuiten nahestehend († 1585). *Ut multis verbis dicerit pauca*, mit diesen Worten hat ihn Scaliger gekennzeichnet, das Haupt der im nächsten Abschnitt zu behandelnden französischen Schule, deren hervorragendste Meister nicht zufälligerweise auch als Hugenotten zu jener italienischen Hochrenaissance im Gegensatze standen. Mitbeteiligt an dieser Schlußentwicklung des italienischen Humanismus ist übrigens auch sein spezifisch-romanischer und nationaler Charakter. Es überwog das Bestreben, das klassische Römertum und seine Sprache wiederherzustellen. Weniger unmittelbar als vielmehr durch das Medium des Lateinischen wirkten überwiegend die griechischen Schriftsteller, nicht nur in sprachlicher Hinsicht durch Übersetzungen und Kommentare, sondern die gesamte Perspektive, in der die griechische Literatur erschien, war diejenige, in der sie etwa Cicero gesehen hatte und naturgemäß auch sehen mußte. Die Folge war, daß man z. B. von den eigentümlichen Lebensbedingungen der altertümlichen griechischen Dichtung keine rechte Vorstellung hatte, daß man u. a. den Epiker Homer aus keinem andern Standpunkte betrachtete wie den Epiker Virgil. Auch die monumentale Überlieferung war nicht imstande, dies trügerische, gleichsam unperspektivische Gesamtbild der Antike zu korrigieren und historisch zu gliedern, da ja naturgemäß das reiche Licht völlig fehlte, das die neueren Ausgrabungen, insonderheit diejenigen auf griechischem Boden, gerade über die ältesten Zeiten verbreitet haben. Und noch für lange Zeit beruhte auch die Kenntnis der reifen griechischen Kunst weniger auf Originalwerken derselben als auf spätren und nicht immer einwandfreien Kopien.

Eine Begleiterscheinung dieser Eigenart des Humanismus, auch das griechische Altertum gleichsam römisch zu sehen, mag noch erwähnt werden: die Latinisierung der griechischen Namen, welche durch das bis in die Neuzeit übliche Lateinschreiben auch jetzt noch hier und da erhalten ist. Mit dem sogenannten

Neuhumanismus beginnt infolge seiner selbständigen Wertung des Griechentums eine Reaktion dagegen, und die neuere Wissenschaft hat diese Reaktion geflissentlich fortgesetzt, um schon durch die Äußerlichkeit der griechischen Namensformen anzudeuten, daß sie die griechische Welt nicht mehr durch die lateinische Humanistenbrille angesehen wissen will. Ob man auf diese Äußerlichkeit Wert legen und sich ihr anschließen will, ist schließlich eine Sache des persönlichen Geschmackes. Wenn der Verfasser der vorliegenden Schrift in dieser wie in ähnlichen Fragen es mit der altmodischen, humanistischen Art hält, so geschieht das nicht in dem Sinne, als wolle er jungen Philologen geradezu empfehlen, gleichfalls so zu verfahren. Die heutigen akademischen Lehrer haben sich wohl überwiegend anders entschieden. Für die Haltung des Verfassers ist die Tatsache ausschlaggebend gewesen, daß die neue Weise nicht nur in Einzelheiten inkonsequent erscheint (z. B. darin, daß zur Wiedergabe von χ das lateinische *ch* benutzt wird, während F. A. Wolf konsequenterweise Khor und Arkhon schrieb), sondern auch hinsichtlich einer durchgreifenden Besonderheit. Auch die Anhänger dieses Verfahrens pflegen mündlich nicht so weit zu gehen, daß sie auch den lateinischen Akzent preisgeben. Was hilft es aber, Nikias und Pheidias statt Nicias und Phidias zu schreiben, wenn man doch beim Sprechen fortfährt Níkias und Pheídias zu betonen, oder etwa Homéros und Plutárchos?

4. Die französische Philologie

Aus dem ästhetisch-klassizistischen Humanismus die strenge philologische Wissenschaft entwickelt zu haben, ist und bleibt ein glänzender Ruhmestitel der Franzosen. Der Hauptanlaß war natürlich auch hier das unberechenbare Erscheinen der rechten Männer zur rechten Zeit, einer Zeit, die auch unter den Fürsten begeisterte Förderer der Altertumsstudien zählte wie Franz I., Heinrich II., Katharine Medici (diese alle freilich mehr im Sinne und Geiste der künstlerisch-formfreudigen italienischen Renaissance). Dazu kam aber zweifellos noch manches andere, so z. B., daß die Pariser Universität, besonders tief verstrickt in den öden und innerlich durchaus überwundenen mittelalterlichen Studienbetrieb, die Energie der Gegenwirkung geradezu heraus-

forderte: *mera nugae*, *merae ineptiae*, *mera barbaries* sagt, dieses Treiben schildernd, 1561 in der Widmung seines berühmten Horaz an Karl IX. der Humanist Dionysius Lambinus († 1572; seine Art hält etwa die Mitte zwischen Vettori und Muret). Vor allem aber ist, wie schon angedeutet, von größtem Einfluß geworden die innige Verbindung der Altertumsstudien mit dem in Frankreich in vollem Ernst und wuchtiger Tiefe sich entfaltenden Geiste der kirchlichen Reformation, der durch das Edikt von Nantes (1598) verhältnismäßig früh der äußeren Hemmnisse ledig ward. Schon das hiermit gegebene Zurückgehen auf den Urtext der Bibel, insonderheit des neuen Testamentes, kam den griechischen Studien auf das förderlichste zugute. Ferner war die strenge und zuchtvolle Weise gerade des Calvinismus in dem Maße einem rein ästhetischen Genießen abgewendet, daß die Ableitung des Humanismus in elegante Schöngeisterei auf diesem Boden unmöglich wurde. Wir finden deshalb auch die kirchlichen Gegner der Reformation in Frankreich vielmehr bemüht, den Philologen zu tüchtiger Forschungsarbeit auf das Gebiet der strengen Wissenschaft zu folgen. Es genüge an Scaligers Gegner und Konkurrenten auf dem Gebiete der Chronologie zu erinnern, den Jesuiten Petavius († 1652), ferner an Männer wie den scharfen Kritiker Henri de Valois (Valesius, † 1676), und den Grammatiker Vigier (Vigerius, † 1647), dessen berühmtes Werk „de praecipuis graecae dictionis idiotismis" (1632) noch Gottfried Hermann (1802) neu herausgegeben hat. Auch die französischen Benediktiner, die sogenannten Mauriner (von St. Maurus, dem Schüler Benedikts und Stifter der gallischen Benediktiner; ihre Hauptstätte war die Abtei St. Germain-des-Prés in Paris) haben im 17. und 18. Jahrhundert, bis zur Revolution, eine im höchsten Maße achtunggebietende wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet, nicht nur durch ihre berühmten Kirchenväterausgaben, sondern namentlich auch auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften (Mabillon † 1707 und Montfaucon † 1741).

Wir gedenken zunächst der gelehrten Buchdruckerfamilie der Estienne (Stephani), deren Druckerei seit 1529 in Paris bestand und 1551 nach Genf verlegt wurde. Robert Stephanus († 1559) hat u. a. auch das griechische neue Testament gedruckt, bereits mit einem kritischen Apparate. Auf ihn geht die übliche

Verseinteilung zurück. Sein noch bedeutenderer Sohn, Heinrich Stephanus († 1598), hat mit zahlreichen Ausgaben für viele Schriftsteller einen Vulgattext geschaffen, der bis in die neuesten Zeiten maßgebend geblieben ist und in der Zitierweise zum Teil noch heute nachwirkt, wie denn z. B. bei Plato allgemein nach Seitenzahlen und Buchstaben des Stephanustextes zitiert wird. Von dem Namen der Stephani stammt auch bezeichnender Weise das Sigel ς, das vielfach üblich ist zur Bezeichnung eben eines Vulgattextes, wie er vor der großen Revision der handschriftlichen Grundlagen, die der Philologie des vorigen Jahrhunderts verdankt wird, in den meisten Fällen vorherrschend war. Die staunenswerteste Leistung aber haben die Stephani auf dem Gebiete der Lexikographie vollbracht, und zwar schuf Robert den Thesaurus linguae latinae (zuerst 1531), Heinrich den Thesaurus linguae graecae (1572), beides wahrhafte Riesenleistungen, wenn man bedenkt, daß der Aufbau in beiden Fällen fast durchaus auf quellenmäßiger Eigenarbeit beruht, die für alle spätren Lexikographen das Fundament erst geschaffen hat. Dem lateinischen Thesaurus sind später, im achtzehnten Jahrhundert, durch Gesner (1749) und Forcellini (1771) erfolgreiche Konkurrenzunternehmungen nachgefolgt, und gegenwärtig ist durch die vereinigten deutschen Akademien ein neuer und abschließender lateinischer Thesaurus im Werke (1900 ff.), dessen Vollendung freilich noch über manches Jahr sich hinziehen wird. Der griechische Stephanus ist noch heute unersetzt; denn das später vielbenutzte Wörterbuch von Scapula (Basel 1579, noch 1820 in Oxford neugedruckt) war nichts als ein schnödes Plagiat, das dem Stephanus den äußeren Lohn seiner gigantischen Arbeit schmälerte, indem sein Korrektor Scapula die Korrekturbogen heimlich dazu benutzte, um an die Stelle des großen fünfbändigen Werkes ein billigeres einbändiges zu setzen. Der alte Thesaurus selbst ist im neunzehnten Jahrhundert zweimal erneut und vermehrt worden, in einer Londoner Ausgabe (9 Bde. 1816—1828) und zweckmäßiger noch in der Pariser (8 Bde. 1831—1865). Obwohl zu beiden, besonders zu der zweiten, die hervorragendsten Graezisten beigesteuert haben, so ist natürlich von irgendwelcher Vollständigkeit keine Rede, was ich besonders auch deshalb betonen möchte, weil in den

philologischen Arbeiten von Anfängern nicht selten die Vorstellung ihr Wesen treibt, als sei die Frage, ob dieser und jener Ausdruck in der griechischen Literatur überhaupt vorkomme, durch Befragung des Stephanus sicher zu erledigen. Obwohl der Thesaurus auch heute noch das reichhaltigste griechische Wörterbuch genannt werden kann, so fehlt doch nicht nur der ganze sprachliche Reichtum darin, den die Funde der Neuzeit (Papyrus und Inschriften) gebracht haben, sondern es ist auch zu berücksichtigen, daß die Gelehrten, auf deren Beiträgen die Londoner und Pariser Neubearbeitung vornehmlich beruht, zum Teil, wie es in ihrer Zeit lag, strenge Klassizisten waren und deshalb der kirchlichen und der späten (byzantinischen) Graecität nicht dieselbe Teilnahme zu widmen vermochten wie den älteren Schriftstellern. Der Sprachschatz ist auf griechischer Seite so unübersehbar groß, und die Neufunde steuern Jahr für Jahr noch immer bislang Unbekanntes bei, daß fürs nächste keinerlei Aussicht darauf besteht, es könne durch eine ähnliche Organisation der wissenschaftlichen Arbeit wie beim Thesaurus Latinus auch ein Thesaurus Graecus in naher Zukunft selbst nur in Angriff genommen werden. Wir sind inzwischen auf einen komplizierten Apparat von allerlei Supplementen, Indices usw. angewiesen, der hier im einzelnen nicht vorgeführt werden kann (vgl. H. Schöne, Repertorium griech. Wörterverzeichnisse und Speziallexika. Leipzig 1907). Einen Ersatz wird die Neubearbeitung des bekannten Passowschen Lexikons (durch W. Crönert) bringen, ohnehin desjenigen Wörterbuchs, das für wissenschaftliche Zwecke neben dem alten Stephanus am meisten in Betracht kommt (zuerst 1820, neu von Rost und Palm 1841—1857).

Mit Joseph Justus Scaliger (de l'Escale 1540—1609) nennen wir den Namen eines der allergrößten Meister unsrer Disziplin, in vieler Hinsicht des Begründers der neueren Altertumswissenschaft überhaupt. Schon sein Vater Julius Caesar Scaliger hatte sich als Altertumsgelehrter betätigt (de causis linguae latinae und de poetica). Joseph hatte das Glück, in Begleitung des französischen Gesandten Rochepozay Italien zu bereisen, wo er namentlich viel Inschriften sammelte. Seine Freunde in Frankreich waren der Jurist Cuiacius († 1590) und der gelehrte Staatsmann de Thou (Thuanus, † 1617). Nach

der Bartholomäusnacht (1572), die ihn als Calvinisten (seit 1562) tief erbitterte, ihre Anregungen hatten dem Humanisten Lambinus den Tod gebracht), war er kurze Zeit Professor in Genf, lebte dann aber von 1574—1593 in der Touraine auf den Schlosse der Familie Rochepozay, und dies ist die Zeit, in der er das Werk schrieb, das seinen Ruhm vornehmlich begründete: de emendandis temporibus 1583, womit er den Grund legte zu einem Neuaufbau der wissenschaftlichen Chronologie. Auf dieser Grundlage ruht denn auch sein zweites Hauptwerk, der 1606 erschienene Thesaurus temporum, eine kritische Ausgabe der ihm damals erreichbaren chronologischen Texte mit dem berühmten Kernstück der Chronik Eusebs, deren geniale Rekonstruktion seine Meisterleistung darstellt. Daneben erschloß er im zweiten Bande mit seinen isagogici chronologiae canones das Ganze auch der tabellenmäßigen Benutzung durch weitere Kreise. 1593 gewann ihn die Universität Leiden (1575 gestiftet), wo er bis zu seinem Tode wirkte, ohne indessen eine Lehrtätigkeit in den gewöhnlichen Formen zu entfalten, trotz aller Fehden (in die er namentlich mit den Jesuiten verflochten ward, als er in der zweiten Auflage von de emend. temp. die heute anerkannte Unechtheit des Dionysius Areopagita behauptet hatte) das vielbewunderte Haupt seiner Wissenschaft, eine in jedem Sinne imposante Gestalt, stolz und streng, der echte Calvinist, auch in der Leidenschaftlichkeit seiner konfessionellen Überzeugungen. Überhaupt verbindet sich in ihm, wie namentlich seine Gedichte zeigen, das Feuer und die Grazie des Südfranzosen in wundervoller Mischung mit calvinistischer Herbheit und Strenge.

Als Herausgeber zahlreicher, hauptsächlich lateinischer Autoren hat Scaliger zwar auch die bedeutendsten Verdienste, zumal er in mehreren Fällen Aufgaben von ganz besondrer Schwierigkeit in Angriff nahm, wie das Lexikon des Festus (1575), das, durch eine einzige vom Feuer arg beschädigte Handschrift erhalten, dem Scharfsinn und der Sprachkenntnis des Bearbeiters die schwersten Probleme darbietet, oder das astrologische Lehrgedicht des Manilius (1579), dessen Kritik und Interpretation ohne die Beherrschung des Sachlichen, der astronomischen und astrologischen Lehren der Alten, nicht zu fördern war. Und doch

liegt die eigentliche Größe Scaligers nicht in diesen Ausgaben, in denen, was besonders bei seinen Texten der römischen Elegiker der Fall ist, neben viel genialer Treffsicherheit doch auch viel Willkür ihr Spiel treibt, jene aus der Renaissance herstammende ästhetische Kritik, die, ausgehend von der Voraussetzung der größten Vollkommenheit der alten Dichter, schließlich öfter diese Dichter selbst verbessert als Schäden der Überlieferung. Das Wesentliche in Scaligers Verdiensten ist vielmehr die von ihm erstrebte Auffassung des gesamten Altertums als eines Ganzen, im doppelten Sinne: einmal so, daß die gesamte Mittelmeerkultur als eine Einheit zusammengefaßt wird, auch der semitische Orient, dessen Hauptsprachen Scaliger gleichfalls nicht fremd waren, sodann in andrer Hinsicht, insofern neben die Gebiete der Sprache, der Literatur, Kunst und Philosophie, wie neben die Geschichte, nunmehr auch alle andern Gebiete des antiken Lebens gleichberechtigt hinzutraten: Wissenschaft, Recht, Theologie usw. Und dieser gewaltige Universalismus und Realismus zeigte von vornherein das Bestreben, die Dinge nicht in einem täuschenden Nebeneinander zu schauen, sondern in historischer Perspektive, zeitlich geordnet und auseinandergelegt, was ja unter allen Umständen Voraussetzung und Grundbedingung für jedes wirklich wissenschaftliche Verständnis des Altertums sein und bleiben muß. Eben deswegen haben auch Scaligers chronologische Arbeiten eine so weittragende Bedeutung.

Außerdem hat Scaliger auch noch eine gar nicht zu überschätzende persönliche Wirkung ausgeübt durch seine weithin verzweigten Verbindungen, die seinen Rat und seine Anregungen weit über den stattlichen Kreis der nächsten Schüler hinaustrugen. So hat er Einfluß gehabt auf die griechischen Schriftstellerausgaben des David Hoeschel in Augsburg und hat die von dem Heidelberger Bibliothekar Janus Gruter unternommene Sammlung der lateinischen Inschriften (1603), die bis in die neuere Zeit hinein das Hauptwerk auf diesem Gebiete blieb, nicht nur durch seinen Rat und die Beisteuer seiner italienischen Sammlungen unterstützt und viel zur Einzelerklärung, zur Entscheidung von Echtheitsfragen und zur Lösung ähnlicher mit einem solchen Werke verbundener Aufgaben beigetragen, sondern er hat auch

die Mühe nicht gescheut, die umfänglichen Indices, durch welche derartige Arbeiten erst ihren vollen Nutzwert empfangen, in einer für immer vorbildlichen Weise eigenhändig auszuarbeiten.

Mit Scaliger befreundet war Isaac Casaubonus aus Genf († 1614), doctissimus omnium, qui hodie vivunt, nach Scaligers Urteil, aber keine so markant und kühn emporragende Persönlichkeit wie dieser. Als Herausgeber ergänzte er die Herausgebertätigkeit Scaligers besonders nach der griechischen Seite hin, ohne daß er indessen einseitiger Graezist gewesen wäre, und bei gar manchem Autor beider Sprachen, namentlich aber bei den Griechen, ist der grundgelehrte Kern der landläufigen Kommentare am letzten Ende des Casaubonus Eigentum. Bei Athenaeus und Strabo tritt seine Bedeutung auch in der heute noch auf seine Ausgaben gestellten Zitierweise zutage. Gemäß seinem Charakter ist seine Kritik vorsichtiger und behutsamer als diejenige Scaligers. Die beginnende Historisierung der Altertumswissenschaft trägt gleichfalls bereits ihre Früchte: in der berühmten literarhistorischen Abhandlung de satyrica Graecorum poesi et Romanorum satira (1605) ward die irrtümliche, durch die Schreibung satyra angedeutete und erst aus dem spätren Altertum herstammende Verkoppelung der römischen Satura mit dem griechischen Satyrspiel endgültig aufgelöst und durchschnitten, und in der Vorrede zu der (unvollendet gebliebenen) Ausgabe des Polybius begegnen wir einem bemerkenswerten Versuche zu einer Geschichte der griechischen Historiographie. Noch manche bedeutende Kraft hat die französische Philologie jener Zeiten aufzuweisen. Wenn sich die Altertumswissenschaft in der Folge nicht so glänzend weiterentwickelt hat, wie diese herrlichen Anfänge zu verheißen schienen, so ist die Hauptursache vor allem dem Jesuitismus und der Gegenreformation zuzuschreiben. Durch sie wurden insonderheit die griechischen Studien (infolge der Abneigung gegen den im Hellenentum sehr wohl gespürten Geist der weltlichen und sinnenfreudigen „Diesseitigkeit") planmäßig eingeengt und dem, was vom Humanismus verblieb, absichtlich jene Wendung ins Ästhetisch-formale gegeben, die das vom Standpunkte der Kirche aus Gefährliche der humanistischen Gesinnung und Weltanschauung gleichsam paralysierte. Merkwürdigerweise zeigt den hierdurch bedingten

Typus auch die an die französische sich zunächst anschließende niederländische Philologie. Es kennzeichnet sie die einseitige Bevorzugung der lateinischen Sprache und Literatur vor der griechischen (hier natürlich mehr zu erklären aus den praktischen Bedürfnissen der Juristen und Theologen; denn auch die letzteren pflegten Griechisch schließlich nur des Neuen Testamentes wegen) und beim Vorwiegen der formalen Interessen Mangel an geschichtlichem Sinn, wodurch auch das fleißigste Bemühen um die Sachen nicht weiter gelangt als zu ebenso riesigen wie im Grunde seelenlosen Stoffsammlungen. Der Begriff der sogenannten „Antiquitäten" ist hier recht eigentlich zu Hause. Eine oft geradezu stupende Gelehrsamkeit häuft Tatsachen und Zeugnisse auf, ohne daß auch nur der Versuch gemacht wird, das Gesammelte mit historischem Leben zu erfüllen (z. B. Graevii Thesaurus antiquitatum Romanarum, 12 Folianten, 1699 abgeschlossen, Gronovii Thesaurus antiquitatum Graecarum, 13 Folianten, 1702 abgeschlossen; in diesen und ähnlichen Sammlungen sind Monographien wie größere Werke der verschiedensten Verfasser und des verschiedensten Wertes inkorporiert). Zum Ersatz dafür drängen sich dann diese Stoffmassen in die Schriftstellererklärung ein, der sie auch im Grunde, wie zu den Zeiten der altgriechischen Philologie, allein zu dienen bestimmt sind. Immer mehr entwickelt sich infolgedessen jene mit Recht auf das übelste berüchtigte Art von Interpretation, bei der oft eine Zeile Text einsam über einem Meere von nur lose mit der Sache verknüpften Anmerkungen schwimmt, weil der Erklärer es für seine Pflicht erachtet, aus Anlaß irgend einer Einzelstelle „de omnibus rebus et quibusdam aliis" zu reden und mit den Früchten eignen und fremden Sammeleifers bei jeder Gelegenheit zu prunken. Die später besonders von Burmann dem Älteren († 1741) gepflegten Ausgaben „cum notis variorum" stellen, so praktisch sie für uns jene Leistungen zusammenfassen, gleichwohl einen an sich sehr unerfreulichen Höhepunkt jener Notizengelehrsamkeit dar, der die eigentliche Aufgabe philologischer Interpretation nahezu verloren gegangen war. Zugleich hat diese Loslösung der Texte vom historischen Verständnis zur Folge, daß die Wortverbesserung durch Konjektur immer aufdringlicher vorherrscht, so daß schließlich das Wesen philologischer

Tätigkeit sich konzentriert im Konjekturenmachen, Parallelstellenbeischreiben und gelehrten Exkursen über allerlei Antiquitäten. Daß hierbei eine tiefe Sprach- und Stilkenntnis, auf die genaueste Einzelbeobachtung gegründet und verbunden mit der in den Niederlanden auch heute noch fortdauernden Übung in eigner lateinischer Versifikation, nicht selten glänzende Resultate erzeugte, namentlich auf dem vielgepflegten Gebiete der römischen Dichter, dies muß anerkannt werden: mit einer prinzipiellen Weiterentwicklung der Philologie als Wissenschaft haben aber diese Erfolge nichts zu schaffen. Das gilt auch für die Fälle, wo durch die Arbeiten der antiquarischen Richtung wertvolle Grundlegung auf besonderen Gebieten geleistet wurde, wie z. B. für die antike Landeskunde und historische Geographie durch den aus Danzig stammenden Philipp Cluverius († 1623) oder für Grammatik, Poetik, Rhetorik, Geschichtsschreibung der Alten durch Gerhard Joh. Vossius († 1649). Die ganze Richtung beginnt in den Niederlanden trotz Scaligers Einfluß übrigens schon recht früh sich zu entfalten. In vielen Stücken ist sie schon ausgeprägt bei seinem Zeitgenossen und Vorgänger in Leiden, Justus Lipsius († 1606). Er war zweifellos ein hochragendes und eigenartiges Talent, den italienischen Humanisten Muretischen Schlages weit überlegen, aber gleichwohl ohne eine Spur von Scaligers Universalismus und organisatorischer Kraft; auch als Mensch steht der ehemalige Jesuitenzögling von Löwen, der zweimal konvertierte, tief unter Scaliger (1572—74 Professor im protestantischen Jena, 1579—90 in Leiden, zuletzt wieder in Löwen). Das Griechische tritt schon bei ihm ganz zurück, obwohl es eine Übertreibung war, wenn er sagte „Graecas litteras homini erudito decoras esse, necessarias non item". Sein Hauptautor war Tacitus, dem er bis zuletzt treu blieb und den er beinah auswendig wußte. Er erlebte es gerade noch, daß seine Besserungen vielfach, als die Überlieferung der Mediceerhandschriften authentischer bekannt wurde, Bestätigung erfuhren. Auch sonst hat er sich, namentlich um die Prosa der Kaiserzeit, verdient gemacht, und im Zusammenhang mit den sachlichen Erklärungsproblemen, die sich bei diesen Arbeiten ergaben, stehen seine antiquarischen Forschungen, u. a. auf dem Gebiete des Kriegswesens. Bedeut-

sam ist auch seine Manuductio ad stoicam philosophiam (1604), gleichfalls mit jenen Studien (Seneca) verknüpft, aber wichtig deshalb, weil hier wirklich ein in sich geschlossenes antikes Geisteserzeugnis rekonstruiert ward. Nur ist es bemerkenswert, daß diese Rekonstruktion gerade einem Abschnitte der Philosophie galt, d. h. es handelte sich weitaus mehr um das logisch verknüpfte Nebeneinander eines Lehrsystems als um das historische Nacheinander einer geistigen Entwicklung. Das ist auch der Grund (wenngleich nicht der einzige), weshalb die antike Philosophie überhaupt verhältnismäßig früh zu einer gewissen Aufarbeitung gelangt ist. Vorauf gingen die platonischen und aristotelischen Forschungen, die schon die Frührenaissance bewegten; auf Lipsius' Wiedererweckung des Stoizismus folgte ein gleiches Unternehmen für Epicurs Lehre durch den Franzosen Gassendi (bes. Syntagma philosophiae Epicuri 1649), so daß es nicht zu verwundern ist, wenn schon 1659 der Versuch einer geschichtlichen Gesamtdarstellung hervortrat in dem Werke des Rendsburgers Jonsius de scriptoribus historiae philosophicae.

Unser Deutschland ist in jener Zeit zunächst nur ein Anhängsel erst der italienischen, dann der französisch-niederländischen Entwicklung. Anfangs zog die Reformationsbewegung die besten Kräfte in ihre Kreise, sodann zerstörte der dreißigjährige Krieg vielfach die äußeren Bedingungen des Gedeihens der Studien. Doch ist von nicht zu unterschätzender Wirkung namentlich die Schul- und alsbald auch Universitätsreform gewesen, die der Verschwisterung humanistischer und kirchenreformatorischer Bestrebungen verdankt wird und die von unten her und allmählich den Boden wenigstens für ein tüchtiges sprachliches Können bereitete. Größere Erfolge mußten späteren Zeiten vorbehalten bleiben, da man sich zunächst eng auf die kirchlich-theologischen Bedürfnisse beschränkte. Das Bildungsideal der Zeit, „sapiens et eloquens pietas", beherrschte auch die Universitäten. Insofern es eine bestimmte Gesinnung zum Ziele nahm, begünstigte es nicht eben das Gedeihen voraussetzungsloser Forschung, die die Wahrheit nur um der Wahrheit willen sucht, und die gleichfalls besonders zu kirchlichen Zwecken erstrebte Eloquentia lenkte den Studienbetrieb in einer Weise aufs Formale und Rhetorische, die dem humanistischen Unterricht

bis tief in die neueste Zeit hinein zu eigen geblieben ist. So gehören denn Männer wie Philipp Melanchthon und das berühmte Straßburger Schulhaupt Johannes Sturm mehr der Unterrichtsgeschichte als der Geschichte der Philologie an. Doch fehlte es auch damals nicht an einzelnen, die sich den besten Köpfen unter den nichtdeutschen Philologen wohl vergleichen lassen, wie z. B. Melanchthons Freund Camerarius, der die klassischen Sprachen in Leipzig vertrat († 1574) und Fr. Sylburg, zuletzt in Heidelberg tätig († 1596). Wo die innige Hingabe an die positiven Bestrebungen der Reformation nicht (oder nicht mehr) vorhanden war, da zeigte sich zumeist eine enge Verwandtschaft des deutschen anfangs mit dem italienischen Humanismus, später mit der Sammel- und Notizengelehrsamkeit der Niederländer. Als typischer Vertreter der ersten Richtung kann der berühmte Desiderius Erasmus gelten († 1536), eigentlich ein Niederländer, aber nach wechselvollem Leben zuletzt hauptsächlich in Basel tätig, das durch ihn und seinen Freundeskreis zu einer glänzenden Heimstätte des Humanismus wurde, besonders auch als Sitz von Erasmus beratener, gelehrter Druckereien, die den Vergleich mit denen der Aldi, Giunta, Stephani gar wohl aushalten (während die berühmten niederländischen Druckerfamilien, die Plantin in Antwerpen und die Elzevir in Leiden, nur durch rein typographische Meisterschaft berühmt sind). Dahin gehören Cratander und sein Nachfolger Oporinus, Joh. Froben und seine Familie. Sogar eine Nachlese in mancher Klosterbibliothek ward damals unternommen, und nicht ohne Erfolg, so daß das wissenschaftliche Leben im Freundeskreise des Erasmus eine gewisse Ähnlichkeit mit den Zeiten des Poggio gewinnt. So entdeckte Erasmus' Freund Beatus Rhenanus im elsässischen Kloster Murbach die einzige Handschrift des Velleius und ließ daraus diesen Historiker 1520 bei Froben zum ersten Male drucken. Auch außerhalb des Baseler Kreises gelangen noch einzelne wichtige Handschriftenfunde.

Mehr durch einen Zufallserfolg als durch einschneidende Behandlung des Gegenstandes ist Erasmus' Name auch mit der Frage der griechischen Aussprache verknüpft worden. In einem wunderlich eingekleideten Dialog de recta latini graecique sermonis pronuntiatione (1528) hatte er gegen die von Byzanz übernommene

neugriechische, die sogenannte Reuchlinsche Sprechweise sich gewendet (besonders durch den Jotazismus und durch ä für αι gekennzeichnet) und für die jetzt überwiegend übliche sich ausgesprochen, die nach ihm die Erasmische genannt wird. Reuchlinianer und Erasmianer sind seitdem Namen zweier Parteien geworden. Über die Sache selbst werden wir in anderem Zusammenhang Gelegenheit haben, ein Wort zu sagen.

Auf der andern Seite stehen die zahlreichen Vertreter jener spätren Richtung, deren Gelehrsamkeit zum Teil die Grenzen einer gesonderten Altertumswissenschaft weit überflutet und dem Ideale einer allgemeinen Polyhistorie zustrebt, einer trotz großen Umfanges innerlich fast zusammenhangslosen und unlebendigen, namentlich auch der Anschauung ermangelnden Wissensfülle. Als ein gleichwohl verdienstvoller Arbeiter möge genannt werden Joh. Alb. Fabricius, aus Leipzig gebürtig, später am akademischen Gymnasium in Hamburg tätig († 1736), der in staunenswerten Sammelwerken, vor allem in der Bibliotheca Latina (3 Bände, zuerst 1697) und Bibliotheca Graeca (14 Bände, 1705—1728; erweitert, aber unvollständig, in der zwölfbändigen Neuausgabe von Harleß 1790 ff., Register 1838) das Material für eine alle Gattungen und Zeiten umspannende Literaturgeschichte aufgehäuft hat. Namentlich die Bibliotheca Graeca ist als Stoffsammlung für den Philologen auch heute noch in nicht wenig Fällen ein unersetztes Hilfsmittel der Forschung.

5. Die englisch-niederländische Philologie

Von England aus trug der Rationalismus des Aufklärungsjahrhunderts auch der Philologie seine kräftigen Antriebe zu. In welcher Lage sie sich bis dahin in den Niederlanden und Frankreich befand, haben wir schon geschildert. In Italien stand es insofern etwas besser, als die ästhetische Verflüchtigung der Renaissance wenigstens für die zahlreichen inschriftlichen und monumentalen Reste des Altertums, die dieses Land besaß, einen zum Teil lokalpatriotischen und in lokalen Akademien gepflegten Forschungseifer zurückließ, der eine stattliche Menge von wichtigen, besonders topographischen und epigraphischen Arbeiten erzeugte. An diese vermochte alsdann in Winckelmanns Zeiten allmählich die eigentliche Archäologie, in dem

jetzt üblichen Sinne dieses Wortes, als besonderer Teil der Altertumswissenschaft anzuknüpfen. In Frankreich dagegen lenkten die Orden, Benediktiner wie Jesuiten, eine im ganzen höchst achtbare literarisch-antiquarische Forschung im Interesse der Kirche und ihrer Geschichte mehr dem späten Altertum und dem Mittelalter zu. Z. B. entstand zur Zeit Ludwigs XIV. unter der Leitung des Jesuiten Philipp Labbe das Pariser Corpus der byzantinischen Historiker und Chronisten (seit 1648), das durch das auf Niebuhrs Anregung 1828 begründete Bonner Corpus durchaus nicht ersetzt worden ist. Für die klassische Philologie geschah dagegen weitaus weniger; in welchem Geiste, dafür genügt es, an die vielberufenen Ausgaben „in usum Delphini" zu erinnern, die durch die Tätigkeit des Bischofs Huet († 1721) ins Leben gerufen wurden, dessen Name dem Philologen gelegentlich noch in kritischen Apparaten begegnet. Es kam hinzu, daß die eigenartige Blüte der nationalen Kunst und Literatur zu Zweifeln an der unbedingten Vorbildlichkeit der Antike führen mußte, während doch der Glaube an diese Vorbildlichkeit bislang der eigentliche Antrieb zu lebhaften Altertumsstudien gewesen war. In die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts fällt der berühmte Streit über die Vorzüge der Antiken und der Modernen. Die Modernen sind reicher an historischer Erfahrung: c'est nous qui sommes les anciens!

Englands Anteil an unsrer Wissenschaft wurde neben vielen andern günstigen Umständen auch dadurch in einer ganz besonderen Weise gesteigert, daß vermöge der eigenartigen, zum Teil noch heute bestehenden Einrichtungen seines Bildungswesens die verschiedensten höheren Berufe in eine innige Berührung mit der alten Literatur treten, die nicht selten der Anlaß geworden ist zu einem dauernden Liebhaberverhältnis, das auch literarische Früchte zeitigte. So war Musgrave († 1780) eigentlich Arzt, der Graecist Tyrwhitt († 1786) Staatsmann (aus neuerer Zeit sei an Gladstone und seine Homerstudien erinnert). Auch viele Geistliche sind in dieser Weise an den Studien beteiligt. Es kommt dadurch in die Arbeit ein absonderlicher Zug von liebevoller Hingabe, die geruhsame und beschauliche Beschränkung auf ein Lieblingsgebiet oder einen Lieblingsautor, die geduldige Vertiefung in die feinsten Einzelheiten eines derart ab-

gegrenzten Gebietes, aber freilich auch anderseits Preisgabe eines Überblicks über das Ganze, Mangel an historischer Verknüpfung. Das war ein günstiger Boden für eine Sonderentwicklung grammatisch-kritischer Philologie: der Rationalismus der Aufklärung, in welchem des Engländers nationaler Commun Sense in besonderem Maße sich zu entfalten vermochte, griff auch seinerseits in derselben Richtung mächtig fördernd ein. Allerdings hat dasselbe England dank seinem materiellen Wohlstande und seiner entwickelten Verkehrsverhältnisse auch das Verdienst, eine der grammatisch-kritischen Philologie ziemlich entgegengesetzte Aufgabe mit besonderm Eifer bearbeitet zu haben, die archäologisch-epigraphische und topographische Forschung auf griechischem Boden, als Ergänzung zu den oben (S. 74) von uns erwähnten Studien namentlich der Italiener. Die seit der türkischen Invasion bestehende Abscheidung der Levante vom westeuropäischen Kulturkreis ward allmählich überwunden. Besonders die 1733 begründete Society of Dilettanti entfaltete in diesem Sinne eine fruchtbare Tätigkeit. Forschungsreisende wie Stuart, Revett, Wood, Chandler gehören dem achtzehnten Jahrhundert an. Von dem Heimatboden des Griechentums im allgemeinen, von Athen, den kleinasiatischen Städten, ja von Palmyra, begannen nunmehr deutlichere, vor allem durch die noch erhaltenen Monumente bestimmte Vorstellungen sich allgemeiner zu verbreiten. Doch ist zu bemerken, daß die beiden Richtungen, die grammatisch-kritische und die monumental-archäologische Forschung, großenteils innerlich unverbunden nebeneinander stehen. Ein Begriff von Altertumswissenschaft, der beide Seiten organisch vereinigt hätte, fehlte noch durchaus, obwohl doch diese Vereinigung nur eine Konsequenz der Anschauungen gewesen wäre, die schon Scaliger vertreten hatte. Immerhin hat die nunmehr beginnende Berührung mit dem Mutterboden des Hellenentums selber auch ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen, dasjenige Moment zu verstärken, in dessen Geltendmachung man eines der Hauptverdienste der englischen Philologie zu erkennen hat, die Überwindung der latinisierenden Einseitigkeit der Altertumsstudien durch eine starke Pflege auch der griechischen Literatur. Erst im Gefolge des englischen Einflusses gibt es auch in den Niederlanden wieder ausgesprochene

Graecisten, während vorher z. B. ein Mann wie Gronovius († 1671) zwar amtlich Professor des Griechischen in Leiden, schriftstellerisch aber gleichwohl hauptsächlich auf lateinischem Gebiete tätig sein konnte.

Als Hauptträger des wohltätigen Einflusses, der von England kam und mit der Beseitigung der lateinischen Dominante keineswegs erschöpft ist, erscheint Richard Bentley (1662—1742). Leider ist dieser große Philologe nicht zugleich auch ein so großer Mensch, wie es Scaliger war, sondern mit einer nicht geringen Zahl häßlicher Charakterzüge behaftet, von denen manche, wie namentlich seine Arroganz sowie sein hämisches und unaufrichtiges Wesen, auch seine philologischen Schriften gelegentlich entstellen. Freilich war er (seit 1699 Vorsteher des Trinity College in Cambridge) auch vielfach gereizt durch die kleinlichen Geister, die ihn umgaben. In seinem tiefgreifenden Einflusse auf die Philologie können wir hauptsächlich drei Momente von besondrer Wichtigkeit unterscheiden. Da ist zunächst der große Horizont seiner literarischen Studien, in denen das Griechische völlig gleichberechtigt neben dem Lateinischen steht, wenn er auch auf griechischer Seite keine so abgeschlossene Herausgebertätigkeit entfaltet hat, wie sie namentlich sein berühmter Horaz und Terenz aufweisen. Er faßt sogar den gewaltigen Plan ins Auge, eine Fragmentsammlung sämtlicher verlornen griechischen Dichter zu unternehmen, einen Plan, der erst in neuester Zeit wieder hat aufgegriffen werden können (durch v. Wilamowitz), aber auch heute erst teilweise ausgeführt ist. Er wollte den Text des Neuen Testamentes auf einer neuen handschriftlichen Grundlage errichten. Er ist im Homer der Entdecker des Digamma gewesen, eine der folgenschwersten Beobachtungen, die es auf dem Gebiete der Homerforschung gibt. Er hat zahllose Einzelbeiträge zur Erklärung, namentlich aber zur sprachlichen und metrischen Herstellung griechischer Schriftsteller geliefert. Eine zweite, geradezu reformatorische Anregung liegt in der Art und Weise, wie Bentley die philologische Kritik zu handhaben lehrte. Zwar hat sich eine Seite dieser Tätigkeit erst viel später glücklich entwickelt und bei den Zeitgenossen und nächsten Nachfolgern noch für lange Zeit kein rechtes Verständnis gefunden, das sind die Ansätze, die Bentley zeigt zu der erst von

der neueren Wissenschaft erfüllten Forderung, die kritische Herstellung eines Textes auf eine textgeschichtliche Einsicht in den speziellen Überlieferungsprozeß zu begründen. So hat er bei Horaz nicht nur alles ihm erreichbare handschriftliche Material gesammelt, sondern auch die gewaltige Zahl der antiken Horazzitate bereits in staunenswerter Vollständigkeit zusammengebracht, um einen Einblick in die Textgeschichte des Dichters zu erhalten, und kraft dieses Einblicks hat er die Ansicht durchzuführen gesucht, die maßgebendste und reinste Textquelle sei die älteste unter den sogenannten Blandinischen Handschriften, die über ein Jahrhundert vor ihm der Niederländer Cruquius zu seinen Horazausgaben benutzt hatte und die schon zu dessen Zeit mit der Abtei St. Pierre au Mont Blandin bei Gent in den Wirren der Religionskriege verbrannt waren. Mit solchem Bemühen, die Masse der Handschriften zu sichten, authentische Textquellen von wertlosen Kopien und verfälschten Exemplaren zu scheiden, machte Bentley wenigstens den Anfang dazu, dem bisher üblichen Verfahren entgegenzutreten, wonach man die Zeugnisse der Handschriften mehr zu zählen als zu wägen und Wertunterschiede unter ihnen nur nach recht willkürlichen und subjektiven Schätzungen aufzustellen pflegte. Wie schon bemerkt, ist aber gerade diese Seite der Bentleyschen Textkritik, zumal sie auch bei ihm selbst nur erst im Ansatz sich geltend machte, zunächst noch nicht weiter entwickelt worden. Wohl aber begann er in andrer Hinsicht der herrschenden Willkür mit wirklichem Erfolg entgegenzutreten. Durch eindringliche Untersuchung von Sprache und Metrik suchte er für die Wiederherstellung geschädigter Texte feste Normen zu gewinnen und auf diese Weise das Willkürspiel nur schönbessernder Vermutungen einzudämmen. Unter andrem hat er auf die griechischen Komiker dies Verfahren angewandt, am berühmtesten aber ist sein „schediasma de metris Terentianis", mit dem er nicht nur über dies Sondergebiet Licht verbreitet, sondern überhaupt erst den Grund gelegt hat für eine wissenschaftliche Bearbeitung der lange Zeit hindurch ganz und gar vernachlässigten Metrik. Auch wichtige sprachgeschichtliche Ergebnisse zeitigten diese Untersuchungen. Wie bei Homer das Digamma entdeckt wurde, so schaffte auf lateinischer Seite seine scharfe Beobachtung Klarheit in Fragen,

die bisweilen auf scheinbar kleine Dinge sich bezogen, deren Lösung aber dem Kritiker ein feines und sicher wirkendes Instrument in die Hand legte. Fragen wie z. B. die nach dem Gebrauche von Genetivformen wie negoti und negotii sind alles andere als überflüssig und gleichgültig. Im rechten Zusammenhange erhalten solche Detailbeobachtungen gar oft eine ausschlaggebende Bedeutung. Jedesfalls aber vermehrten sie die Zahl fester Normen, durch deren Beachtung das Geschäft der Textverbesserung immer strenger und methodischer sich gestalten ließ. Wenn gleichwohl auch bei Bentley der sogenannten Divination ein nicht nur für unsere Auffassungsweise noch viel zu weiter Spielraum blieb (rühmte er sich doch, in seinem Horaz die Überlieferung an mehr als 700 Stellen geändert zu haben und war keineswegs zaghaft darin, seine Einfälle in den Text selber aufzunehmen), so lag das nicht nur an seiner besonderen und entschieden genialen Begabung für Konjekturalkritik, die ihm in zahlreichen Fällen köstliche Treffer geschenkt hat, sondern er zahlte in dieser Hinsicht auch den vollen Tribut an seine Zeit, an den Rationalismus, mit dem sein ganzes Wesen innig verwandt und verwachsen war. Die ganze Betrachtungsweise ist demgemäß in vollkommener Einseitigkeit logisch und verstandesmäßig. Lautet doch sein berühmter Grundsatz (zu Hor. carm. III 27, 15): „Nobis et ratio et res ipsa centum codicibus potiores sunt." Wo die absolute Folgerichtigkeit und Klarheit des Gedankenzusammenhanges stockt oder auch nur ein wenig verschoben und verdunkelt erscheint, sofort nimmt er Anstoß und ist bereit, die Überlieferung zu ändern. Wenn es die Stärke dieser Kritik ist, daß sie zum strengsten Durchdenken des Wortlautes zwingt und mit schneidender Schärfe das oberflächliche Hingleiten über Schwierigkeiten, Widersprüche, Schiefheiten verwehrt, so liegt ihre Schwäche — für uns heute leicht erkennbar, nachdem der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts überwunden und fast allenthalben an die Stelle der logischen eine psychologische Betrachtungsweise getreten ist — offensichtlich darin, daß sie den mannigfaltigen Abbiegungen von der logischen Richtlinie, die auch die besten Schriftsteller, ja die Sprache selber, namentlich die Dichtersprache immerfort aufweisen, in keiner Weise gerecht zu werden vermag. Doch

wäre es sehr töricht, wollte man deshalb, weil wir heute nur verhältnismäßig wenig Bentleysche Konjekturen ohne Vorbehalt annehmen werden, den ganzen Geistesaufwand für nutzlos vertan erachten und geringschätzig beiseite schieben. Die Anstöße Bentleys behalten als solche ihren dauernden Wert. Wenn nicht zur Konjektur, so fordern sie zur Erklärung auf, und dies ist in zahllosen Fällen Anlaß geworden, sich nicht nur in Zusammenhang und Sinn der Einzelstelle, sondern auch in ganz individuelle Besonderheiten des Autors überhaupt tiefer zu versenken und dadurch das Gesamtverständnis erfreulich zu fördern.

Ganz zweifellos aber hat Bentley eben durch seinen unerbittlichen Rationalismus in der noch verbleibenden dritten Hinsicht unsre Wissenschaft entscheidend bereichert, auf dem Gebiete der sogenannten höheren Kritik, in literarischen Echtheitsfragen. Hier kommt besonders der berühmte Streit um die Phalarisbriefe in Betracht, hervorgerufen durch eine 1695 erschienene Ausgabe der angeblichen Briefe des Tyrannen Phalaris von Agrigent, die nach damaliger Oxforder Sitte unter dem Namen eines jungen in Oxford studierenden Herrn von Adel in die Welt ging, während dessen Tutors Atterbury und Gale das eigentlich Gelehrte daran geleistet hatten. Eine Anzapfung Bentleys, der als königlicher Bibliothekar (welches Amt er von 1693 ab eine Zeitlang bekleidet hatte) nicht liberal genug gewesen sein sollte, setzte die Kontroverse in Gang, die bis 1699 dauerte und viele andere Schriftsteller und Gelehrte in ihre Kreise zog, wie denn z. B. Swift gegen Bentley Partei nahm. Die Bentleyschen Streitschriften sind jetzt auch deutsch zugänglich (Abh. über die Briefe des Phalaris usw. Deutsch von Wold. Ribbeck, Leipzig 1857) und gehören zu den Büchern, die ein Philologe gelesen haben sollte, wenngleich es gut sein wird, erst bei einiger Reife an diese Lektüre zu gehen. Es war das erste Mal, daß eine derartige literarisch-kritische Untersuchung in solchem Maßstabe und mit allseitiger Beherrschung des komplizierten Problems ans Licht trat. Denn die Phalarisbriefe erwiesen sich alsbald nur als ein einzelner Fall: auf weite Strecken der antiken Briefliteratur überhaupt fiel mit einem Schlage ein blendendes Licht. Briefe wie die des Themistocles, Euripides u. a. konnte niemand mehr, wie es bis dahin geschehen war, für

echt halten. Der Nachweis wurde sachlich wie sprachlich geführt: chronologische Irrtümer, falsche kulturgeschichtliche Einzelheiten, Unmöglichkeiten der Sprache wurden dargetan mit einer staunenswerten, alle Gebiete des Altertums umspannenden Gelehrsamkeit, die bald in schneidiger Dialektik, bald in gelehrten Exkursen sich ergeht; wie denn z. B. auch die Geschichte des Dramas und der äsopischen Fabel wichtige Aufhellung erfährt. Alles ist voll nieversiegender Frische und Lebendigkeit, öfter an unsres Lessing Polemik gemahnend, nur fehlt dessen Ethos und Ritterlichkeit. Mit dieser literarischen Kritik ward Bentley der wahre Fortsetzer dessen, was Scaliger und Casaubonus angebahnt hatten. Eine wirkliche Literaturgeschichte ward erst möglich auf dem Boden solcher Untersuchungen, durch die man endlich lernte, innerhalb des Altertumes selbst die Zeiten und die Geister scharf zu unterscheiden. Das Bedürfnis nach historischer Perspektive und der Geist unabhängiger Prüfung war wiederum aufgeweckt, dessen freie Tätigkeit unsre Wissenschaft nicht entbehren kann. Wenn man nach einem unmittelbaren Vorläufer Bentleys fragt, so wäre höchstens Jakob Perizonius zu nennen, Vertreter der alten Geschichte in Leiden († 1715). In seinen Animadversiones historicae (1685) hat er kurz vor Bentleys Phalarideen eine ähnliche Kühnheit des Zweifels gegenüber den Überlieferungen über die älteste römische Geschichte bewiesen und ist durch die Darlegung ihrer sagenhaften Natur zu einem Vorgänger Niebuhrs geworden.

Die befreiende Wirkung, die unsre Wissenschaft dem namentlich durch Bentleys Genie auch in ihr wirksamen Rationalismus des Aufklärungszeitalters verdankt, erwies sich, auch abgesehen von Perizonius, segensreich vor allem in den Niederlanden, die noch immer eine gewisse führende Stellung innerhalb der klassischen Studien einnahmen. Der einseitige Latinismus nahm endlich ein Ende. Mit Hemsterhuis († 1766), Valckenaer († 1785), Ruhnken (aus Stolp in Pommern gebürtig, † 1798) und dem Schweizer Wyttenbach († 1820) traten auch in Holland glänzende Hellenisten auf den Plan. Es sind die stolzesten Philologennamen, die jene Zeit überhaupt aufzuweisen hat (Ruhnkens „Elogium Tiberii Hemsterhusii" 1768 und Wyttenbachs „Vita Davidis Ruhnkenii" 1799 ge-

hören auch zu den Schriften, von denen der junge Philologe bei gelegentlicher Muße mehr echten Genuß haben wird als von mancher zweifelhaften Tageslektüre. Ruhnkenius war alles andre als ein trockener Pedant: seine breite Würde, gepaart mit galanter Weltläufigkeit, gibt ein köstliches Porträt aus jener in vieler Hinsicht so anziehenden Epoche. Deutlich führen sie insonderheit auch die literarhistorische Kritik der Phalarideen weiter: Valckenaer mit seiner Untersuchung über Aristobul (erst 1806 ediert) beleuchtet wie Bentley eine trügerische Gattung der Literatur, die hellenistisch-jüdische Fälscherindustrie. Die berühmte „Diatribe in Euripidis perditorum dramatum reliquias" (1768 mit einer Ausgabe des euripideischen Hippolyt) nimmt Bentleys Bemühungen um die verlorenen Werke der griechischen Dichter von neuem auf, und zwar bereits mit literarhistorischem, nicht mehr nur mit kritisch-exegetischem Interesse. Von Ruhnken bewegt sich in der gleichen Richtung die „Historia critica oratorum Graecorum" 1768, vor seiner Ausgabe des lateinischen Rhetors Rutilius Lupus.

Diese verheißungsvollen Anfänge einer historisch orientierten und universalen Altertumswissenschaft haben aber ihre entscheidende Fortentwicklung weder in den Niederlanden noch in England erlebt. In England entwickelte sich vielmehr in der S. 76 schon beschriebenen Trennung von der archäologischen Forschung aus Bentleys Anregungen eine fast exklusive grammatisch-kritische Disziplin, die es zwar innerhalb ihrer Beschränkung zu nie hoch genug einzuschätzenden Meisterleistungen und zu einer heute kaum noch irgendwo vorhandenen Kennerschaft von Sprache, Stil und Metrik einzelner Literaturgebiete gebracht hat, die aber darum nicht aufhört einseitig zu sein und dem Ideal von Philologie, das die Wissenschaft heute aufstellen muß, nicht zu entsprechen. Das gilt vor allem von der von Bentley geführten berühmten philologischen Pleiade: Markland, Toup, Tyrwhitt, Davies, Porson und Elmsley. Namentlich die letzten beiden, die schon in die neuere Zeit hinüberragen (Porson † 1808, Elmsley † 1825), sind mit Recht gerühmt als tiefe Kenner des griechischen Dramas, allerdings ausschließlich nach der formalen Seite hin. Die gleiche formale Einengung ist in den Niederlanden eingetreten und, länger noch und zäher als in

England, als die wahre Aufgabe der Philologie betrachtet worden, eine Anschauung, die dort selbst gegenwärtig, obwohl im Weichen, doch noch keineswegs völlig überwunden ist.

Wenn man bei einem Überblick über die Geschichte der Philologie bemerkt, wie schwer und langsam neue Grundsätze und Problemstellungen sich zumeist durchsetzten, wie oft verheißungsvolle Anfänge wiederum verkümmerten und zusammenschrumpften, so muß man sich klar machen, daß die Philologie bis in neuere Zeiten hinein in einer ähnlichen Lage wie die Theologie sich befand, indem sie wie diese an die Kirche so ihrerseits an die praktischen Erfordernisse des Schulbetriebes gefesselt war. Ja noch mehr, als ein selbständiges Studium existierte die Philologie an den Universitäten überhaupt nicht. Wie die Schule selbst, so stand auch sie in vielfacher Verbindung mit Theologie und Kirche, und Personalunionen von mancherlei Art belasteten die freie Entwicklung. So erklärt es sich, daß die Altertumswissenschaft nicht rein aus den Antrieben heraus, die im Fortgange der Forschungen selbst sich ergaben, sich weiter zu bilden vermochte, auch nicht imstande war, den Anregungen unmittelbar zu folgen, die von der mächtig vorwärtsstrebenden modernen Philosophie und von andern Wissenschaften zu ihr gelangten; ihre Verknüpfung mit einer traditionellen Praxis hat teilweise hemmend, teilweise geradezu erdrückend auf ihr gelastet und den natürlichen und geradlinigen Fortschritt mehr als einmal verhindert.

6. Die deutsche Philologie

Mit Stolz und ohne Überhebung darf der Deutsche sagen, daß die entscheidendsten Bewegungen auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft, durch welche die Ansätze früherer Zeiten endlich vollkommen entwickelt und der jetzige umfassende Begriff unsrer Wissenschaft begründet wurde, einen Ruhmestitel unsres deutschen Volkes bilden, das, lange Zeit auf diesem Gebiete in der zweiten und dritten Linie stehend, schließlich die Führung erlangt hat. Wenn man das, worum es sich im letzten Grunde hierbei handelt, auf eine kurze Formel bringen will, so würde diese lauten: Umwandlung der humanistischen zur geschichtswissenschaftlichen Philologie. Freilich ist diese Veränderung

nicht mit einem Schlage erfolgt, sondern nur sehr allmählich und durch einen außerordentlich komplizierten und erst in unsrer Zeit zum Abschluß gebrachten Prozeß, den es jetzt, so gut es gehen will, auch dem Anfänger in seiner Wichtigkeit verständlich zu machen gilt. Dreierlei dürfte hierbei zu scheiden sein, so sehr auch in der Praxis der Dinge statt einer Sonderung vielmehr ein Zusammenfließen der Hauptströmungen stattfindet, die sich gegenseitig bald verstärken, bald auch hemmen. Zunächst ist von größter Bedeutung gewesen der sogenannte Neuhumanismus. Er pflegt dem vom Gymnasium kommenden jungen Philologen am vertrautesten zu sein. Die Namen Winckelmann, Lessing, Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt kennzeichnen ihn zur Genüge. Durch seine Verbindung mit der neuerblühenden klassischen deutschen Literatur einerseits und mit einem verbesserten Bildungs- und Unterrichtswesen anderseits sicherte er den Altertumsstudien einen breiten Boden verständnisvoller Pflege. Die Philologie ward dabei auch äußerlich selbständig, insofern der Beruf des Philologen als ein von Studium und Laufbahn des Theologen gesonderter mehr und mehr anerkannt wurde. Viel hat hierfür namentlich Friedrich August Wolf getan (1759—1824), wenn es auch nicht richtig ist, den 8. April 1777 wegen der von ihm an diesem Tage in Göttingen ertrotzten Immatrikulation als „studiosus philologiae", wie es früher oft geschah, geradezu als Geburtstag der Philologie als besonderer Universitätswissenschaft zu bezeichnen; denn es ist erwiesen, daß derartige Inskriptionen auch schon vorher vorgekommen sind. Richtig aber ist, daß Wolf später durch seine Lehre und durch seinen persönlichen Einfluß außerordentlich viel zur Entfaltung des Neuhumanismus getan hat, namentlich auch insofern, als er eine stärkere Pflege des Griechischen in den Mittelschulen durchsetzte. Eben damit ist zugleich das Wesentlichste am Neuhumanismus bezeichnet: seine starke Betonung der griechischen Kulturwelt, in welcher man eine ideale Verkörperung reinsten und höchsten Menschentumes zu erblicken und sehnsüchtig zu bewundern sich gewöhnte. Diese Betrachtungsweise wirkt, besonders durch ihren Zusammenhang mit der klassischen deutschen Literatur (man denke nur an die „Götter Griechenlands" und an „Iphigenie"), auch

heute noch im Gymnasialunterrichte kräftig nach und muß infolge der starken Veränderung der Grundanschauung, aus der sie ehemals entsprang, in der Gegenwart diesem Unterrichte naturgemäß Schwierigkeiten bereiten. Denn sowohl die Wissenschaft wie das Leben hat inzwischen die Stellung gewechselt. Der neuhumanistische Klassizismus machte die Griechen zu bewunderten Heroen, er stellte das Altertum vor uns hin in einem imperativischen Sinne, als ein unerreichtes Muster und Vorbild. Hierauf vornehmlich gründete sich sein Anspruch, die höhere Bildung und Erziehung zu beherrschen, und gerade dies war das spezifisch Humanistische an ihm, daß er zu diesem Zwecke Werturteile aussprach, Lebenswerte zu erfassen und zu übermitteln suchte. Deshalb hat er denn auch nicht nur das Griechentum über das Römertum gestellt, sondern innerhalb des Griechentums wiederum den Nachdruck gelegt auf eine höchste Blütezeit, die er statuierte: die attische Literatur, das perikleische Athen. Insonderheit die attische Tragödie erschien als die wunderbarste Verkörperung aller dichterischen Vollkommenheit. Die Geschichtswissenschaft stellt sich zu alledem ganz anders. Sie will schlechthin erkennen, „wie es eigentlich gewesen ist" (Ranke). Werturteile vermeidet sie geflissentlich. Sie läßt alles am besondren Ort und in seinem natürlichen Zusammenhange gelten. Sie schaut die Entwicklung der Dinge weniger unter dem Bilde von Blühen und Welken an, als unter dem Bilde von Wachsen und Reifen. Was dem Klassizismus Verfall und Entartung heißt, erscheint ihr als naturgemäße Um- und beginnende Neubildung. Z. B. das hellenistische Idiom etwa des Neuen Testamentes ist ihr nicht Entartung des klassischen Attisch, sondern seine natürliche und die Geltung des Griechischen als einer Weltsprache erst ermöglichende Weiterentwicklung. Sie untersucht die historischen Zusammenhänge der byzantinischen Literatur mit demselben Ernst wie die des klassischen Zeitalters Athens; sie macht eifrig der Vernachlässigung ein Ende, die der Klassizismus über alle Literaturepochen und Kunststile verhängte, die ihm als Verfall und Entartung erschienen. Aber nicht nur die Wissenschaft, sondern, wie wir schon bemerkten, auch das Leben selbst hat sich von dem Neuhumanismus Schillerscher und Humboldtscher Observanz abwenden müssen.

Man darf nicht vergessen, daß jene Sehnsucht nach einem hohen Menschheitsideal zu einem guten Teil nur Reaktion gewesen ist gegen viel Trauriges, Elendes, Kleinliches, was auf den damaligen deutschen Zuständen lastete. Als in der Neuzeit unser Volk endlich sich kräftig zusammenraffend jene kläglichen Verhältnisse überwand, als es mit frischer Energie den Anfang einer von glänzenden Erfolgen auf allen Gebieten begleiteten Laufbahn zu einer eignen und neuen Kultur betrat, da mußte sich der Blick von den hinter ihm aufgesteckten Zielen, den Zielen der Zukunft, von einem verklärten Menschentum der Vergangenheit einer Veredlung des künftigen Menschen zuwenden. Die neue Zeit fühlte sich (und fühlte sich mit Recht) als durchaus mündig und eigenwertig. Das Griechentum schlechthin als Vorbild konnte sie nimmermehr anerkennen, zumal die gleichzeitig entwickelte Geschichtswissenschaft immer deutlicher darlat, daß der Klassizismus und daß die Sehnsucht jener ersten Werdezeit denn doch alles zu golden und rosig gesehen hatten, daß man hinter Winckelmanns Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe des Altertums gar manches Fragezeichen zu setzen berechtigt war, daß jenes vielgepriesene edelste Idealmenschentum in Wahrheit auch recht viel Unvorbildliches und Allzumenschliches mit umschloß. An dem Begriffe der Vorbildlichkeit hängt nun aber, wie wir sahen, das spezifisch Humanistische. Es könnte demnach scheinen, als sei der Neuhumanismus nicht nur gegenwärtig als Bildungsfaktor völlig abgewirtschaftet, sondern auch, als sei er überhaupt in keinem Sinne eine förderliche Erscheinung gewesen und habe insonderheit die Philologie auf ihrem Wege zur Geschichtswissenschaft nur gehemmt. Daß das erste nicht zutrifft, darüber haben wir schon in der Einleitung eine Andeutung gemacht (S. 15ff.), auch wird sich in andrem Zusammenhang die Gelegenheit zu einem aufklärenden Worte finden; aber auch hinsichtlich des letztgenannten Bedenkens muß auf das schärfste betont werden, daß es ungerechtfertigt ist. Einmal ist die starke Betonungsverschiebung zwischen Griechisch und Lateinisch, die der Neuhumanismus herbeiführte, im Sinne wahrhaft geschichtlicher Betrachtung des Altertums nicht nur berechtigt, sondern unerläßlich notwendig gewesen. Eine Grundbedingung für das historische Verständnis der Antike liegt ja

doch in der Erkenntnis, daß die römische Kultur und Literatur in den wesentlichsten Stücken im Vergleich zu der griechischen nur eine sekundäre Bedeutung hat. Erst hiermit ward die historische Perspektive in vollstem Sinne erreicht. Bei der berühmten Frage, die noch zwischen Friedrich dem Großen und Gellert diskutiert wurde, ob Homer oder Virgil den Vorzug habe, erwies sich allmählich schon die Fragestellung als verfehlt: ein großer Teil des Vergleichens lag gar nicht auf der gleichen Fläche und war infolge der völligen Verschiedenheit der historischen Entstehungsbedingungen überhaupt nicht vergleichbar. Es wirkte ferner in derselben Richtung, zugunsten einer historischen Gliederung des Altertums, die starke Betonung und Hervorhebung der Blütezeiten, die mit dem neuhumanistischen Klassizismus verbunden war. Wenn dabei auch den angeblichen Verfallszeiten oft Unrecht geschah, so ward doch auch hierdurch der gesamte geschichtliche Verlauf aus einem flächenhaften Nebeneinander immer mehr in ein historisch gegliedertes Nacheinander umgewandelt und dadurch der späteren entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Dinge vorgearbeitet. Weiter fällt schwer ins Gewicht der vor allem durch Winckelmanns († 1768) Wirken angebahnte Zusammenschluß der monumentalen und der literarischen Forschung, wodurch die Aufgabe statt Sprache und Literatur vielmehr das Totalbild der antiken Kultur zum Gegenstande der Wissenschaft zu machen näher rückte, so lange Zeit es auch noch gedauert hat, ehe jener Zusammenschluß wirklich erfolgt und als berechtigt anerkannt worden ist. Ein großer Gewinn der Winckelmannschen Forschungsweise lag auch wiederum darin, daß seine „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764) von Anfang an den historischen Gesichtspunkt für das neueroberte Gebiet geltend machte, indem er nicht nur auch seinerseits die geschichtliche Vorrangstellung der Griechen entwickelte, sondern auch bemüht war, die Eigentümlichkeiten ihrer Kunst aus ihrer geographischen und historischen Bedingtheit zu erläutern und den ganzen Verlauf der Kunstproduktion stilistisch in Perioden zu gliedern, die bei der Beschränktheit des Materials, das damals zu Gebote stand, den Sachverhalt zwar nicht völlig erschöpfen konnten, die aber ihre Berechtigung auch heute noch nicht verloren haben. Unter den

Philologen, die Winkelmanns Ideen für ihre Wissenschaft fruchtbar machten, ist mit Ehren der sächsische Leinewebersohn Christian Gottlob Heyne zu nennen (1729—1812), der seit 1763 in Göttingen eine einflußreiche und viel umfassende Wirksamkeit entfaltete, die für die Geschichte unsrer Wissenschaft mindestens ebenso bedeutend ist als die über Gebühr gepriesene seines Schülers Fr. Aug. Wolf. Endlich ist noch zu erwähnen, daß die der Geschichtswissenschaft im Grunde widerstrebenden Tendenzen, die dem Neuhumanismus, wie wir sahen, eben als Humanismus zu eigen sein mußten, in jener Zeit gleichsam latent blieben. Sie sind erst im weiteren Verlauf der Dinge deutlicher hervorgetreten und durch mancherlei Fehden, die später noch zu erwähnende Schulgegensätze hervorriefen, schärfer entwickelt worden. Anfangs empfand man das Auseinanderlaufen der Konsequenzen so wenig, daß der Neuhumanismus vielfach sogar friedlich mit der Romantik verschwistert war, von der doch, wie wir noch sehen werden, die allerkräftigsten Antriebe zu der den Humanismus schließlich überwindenden, im engeren Sinne „entwicklungsgeschichtlichen" Betrachtungsweise ausgegangen sind. Namentlich die so wichtige Schriftstellerei Herders (1744—1803) zeigt die beiden, im Grunde einander widerstrebenden Elemente noch in ungesondertem Nebeneinander. Die Sonderung ist unter anderm auch dadurch herbeigeführt worden, daß zwischen Neuhumanismus und Romantik noch eine weitere geistige Macht die Entwicklung aller Wissenschaften und so auch der unsern allmählich beeinflußte; von ihr zunächst noch ein paar kurze Worte. Es ist die Blütezeit der systembildenden philosophischen Spekulation, von Kant bis Hegel, die damals ihre tiefe Einwirkung ausübte. Zunächst sorgte sie für eine allgemeine Verbreitung philosophischer Bildung und philosophischen Interesses, wodurch der gesamte Studienbetrieb eine gewisse Tiefe und die Neigung zu systematischem Zusammenschluß erhielt. Dadurch ward dem Auseinanderfallen in ein zusammenhangsloses und höherer Ziele entbehrendes Spezialistentum vorgebeugt. Man strebte nach prinzipieller Grundlegung, nach großzügiger Planmäßigkeit; man folgte leitenden Ideen und arbeitete an einer begrifflichen Bestimmung und Gliederung des ganzen Forschungsgebietes nach Umfang, Zielen,

Methoden. Manche Gelehrte jener Zeit hielten zu einer bestimmten philosophischen Schule, wie z. B. Gottfried Hermann ein straffer Kantianer gewesen ist. Aber auch in Boeckhs bekannter Enzyklopädie (aus seit 1809 von ihm gehaltenen Vorlesungen 1877 und in 2. Auflage 1886 herausgegeben) sieht man deutlich, wie er seine so wirkungsvolle Grundlegung und Abgrenzung der Philologie ganz im Geiste einer philosophischen Wissenschaftslehre vornimmt. Wie eindrucksvoll aber die philosophische Gesamthaltung unsrer deutschen Wissenschaft nach außen gewesen ist, das konnte noch im Jahre 1840 Boeckhs Schüler Otfried Müller in Italien feststellen: „Ich sehe aus allem, daß unsre deutsche Art, die Dinge zusammenzufassen und unter allgemeine Gesichtspunkte und durchgreifende Prinzipien zu bringen, einen großen Eindruck auf sie macht" (C. O. Müller, Lebensbild in Briefen, herausg. von O. und E. Kern. Berlin 1908, S. 314). Freilich hat diese spekulative Befruchtung der Philologie, die entschieden dazu beigetragen hat, daß die humanistische und die historische Weise immer klarer sich schieden, doch auch ihre großen Schattenseiten gehabt. Sie verleitete nicht selten zur Vergewaltigung der historischen Wirklichkeit durch eine anschauungslose und zu schematischen Begriffsfolgen geneigte Abstraktion, namentlich unter Hegels Einfluß, wovon man sich etwa ein Bild machen kann aus Büchern wie das von Rötscher, Aristophanes und sein Zeitalter (1827). Daraus erklärt sich auch die Abneigung gegen die philosophischen Reflexionen, die seit dem emporkommenden Skeptizismus und Positivismus auch die führenden Philologen der Folgezeit, Männer wie Mommsen und Ritschl, teilten, eine Abneigung, die sich gelegentlich in dem Worte zusammenfaßte: „Wer von der Sache nichts versteht, redet über die Methode." Indessen auch dieses Wegstreben ist schon wieder einer neuen Hinbewegung des Pendels gewichen. Schriften wie die von Erwin Rohde und Nietzsche haben zum Teil gerade dadurch so tief gewirkt, daß sie mit der Philosophie ihrer Zeit sich innig berührten, und niemand wird heute überhaupt bezweifeln wollen, daß eine gründliche philosophische Durchbildung dem Philologen unentbehrlich ist, wenn anders er nicht darauf verzichten will, seine Sonderarbeit in den großen Zusammenhang der menschlichen Gesamtwissenschaft einzureihen.

Doch darf bei dieser Gelegenheit eine beiläufige Warnung an Anfänger ausgesprochen werden. Das jugendliche Alter ist ohnehin (und es soll auch so sein) zum abstrakten Reflektieren und Spekulieren sehr geneigt. Der Geist, noch nicht von der Fülle der Tatsachen beschwert und somit ohne rechte geschichtliche Erfahrung, liebt es, an Formen, Prinzipien, gedanklichen Konstruktionen zu arbeiten. Daher die oft so leidenschaftlichen Debatten der studentischen Jugend am Biertisch wie bei fröhlicher Wanderung. Nichts gegen sie! Sie sind ein köstliches Stück des wahren akademischen Burschentums, das der Jugend wohl ansteht, das niemand im eignen Leben missen möchte, das auch nimmermehr nach dem positiven Ertrag zu bewerten ist, der dabei heraus- oder zumeist auch nicht herauskommt. Die Lust dazu versiegt von selber, je mehr Einzelkenntnisse den Geist füllen; der Wert bleibt immer erhalten in dem nie wieder schwindenden Bedürfnis, seinen Besitz an Tatsachen durch Verknüpfung wie Sonderung zu ordnen. Aber es läßt sich gelegentlich doch beobachten, daß die Neigung zum Philosophieren auch gefährlich sein kann. Das Spintisieren über Methode und Ziele, die Lust an der Formulierung abstrakter Postulate, an dem Aufbau eines wissenschaftlichen Fachwerks, das die spätren Studienfrüchte geordnet aufnehmen soll, läßt manchen zu spät, vereinzelte überhaupt nicht zum rechten Erwerb der Wissenstatsachen selber kommen, und so entstehen dann gelegentlich jene (schon S. 5 erwähnten) ewig studierenden Schwätzer „über die Methode", die wirklich „von den Sachen nichts verstehen". Der junge Student halte sich also bei diesen philosophischen Präliminarien nicht gar zu gründlich auf. Auch wenn das ganze System der Philologie und alles, was dazu gehört, noch keineswegs klar erfaßt vor seiner Seele steht, soll er doch frisch und ohne viel Reflexion hinein in die Welt der Einzelkenntnisse. Die philosophischen Collegia und, ist er erst reifer und fortgeschritten, auch ein Studium von Werken wie Diltheys Einleitung in die Geisteswissenschaften oder Wundts Logik und Methodenlehre, werden dann schon dafür sorgen, daß Zusammenhang und philosophische Tiefe seinem Wissen nicht fehle. Auch mag er sich vorläufig an das dritte Kapitel dieser Schrift halten.

Von dieser Abschweifung einlenkend wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung des dritten und stärksten Momentes, das bei der Ausbildung der deutschen geschichtswissenschaftlichen Philologie im Spiele war. Dies ist der Einfluß Herders und der Romantik, deren Antagonismus gegen das spezifisch Humanistische, wie wir schon bemerkten, anfänglich und noch für lange Zeit durchaus latent blieb. Verband doch schon die allgemeine Neigung, in die Vorzeit und das Altertum überhaupt sich zu versenken, äußerlich die beiden Richtungen. Eine Unterscheidung zwischen naiver und sentimentaler Poesie, wie Schiller sie durchzuführen suchte, ging Hand in Hand mit den Bemühungen, die Herder und die Romantiker dem Volksliede und seiner von individueller Kunstpoesie zu sondernden Eigenart zuwendeten, Studien, die u. a. die Vorbedingungen schufen für eine neue und fruchtbarere Behandlung der homerischen Dichtung und ihrer Probleme. Auch in der allgemeinen Abneigung gegen die Zeiten einer hochgesteigerten, voraussetzungsreich und widerspruchsvoll gewordenen Kultur begegneten der neuhumanistische Klassizismus und die Romantik einander: denn die Ursprünglichkeit und Einfachheit jugendlicher Zeiten erschien den Romantikern als der Nährboden der wahren und echten Poesie, die Raffinements einer stark verstandesmäßigen oder gar gelehrten Kunstdichtung betrachteten sie dagegen als Verfallserscheinungen. Insonderheit sehen wir bei Wilhelm v. Humboldt eine geradezu extrem-klassizistische Griechenbegeisterung auf das friedlichste verbunden mit Studien, aus denen schließlich als letzte Konsequenz gerade die Überwindung des Klassizismus sich ergab. Das Verhältnis des Volksgeistes zu individuellen Geistesschöpfungen ward ins Auge gefaßt, scheinbar imponderabile Dinge wie Rasse, Landschaft, Gesamterlebnisse einer Nation wurden in ihrer die Geisteserzeugnisse modifizierenden Bedeutung erkannt. Die tiefe und wichtige Einsicht begann sich zu bilden, daß das Leben eines Volkes eine große Einheit darstelle, daß Sprache, Sage, Religion, Sitte, Recht, Staat, Dichtung und Kunst nur Ausstrahlungen eines Gesamtgeistes darstellen, und immer deutlicher zeigte sich als Ziel der Altertumswissenschaft, diese Einheit als solche zu erkennen und in ihr die Einzelheiten zusammenzufassen. Die einseitige Vor-

herrschaft von Sprache und Literatur war hiermit im Grunde gebrochen: der Widerspruch gegen einen Humanismus, der solche Einseitigkeit noch immer pflegte, ward unvermeidlich.

War aber erst die Vorstellung eines großen geistigen Gesamtlebensprozesses begründet, so stellte sich bald genug auch jener Begriff ein, der weiterhin von der entscheidendsten Bedeutung ward, der Begriff der Entwicklung. Denn alles Leben ist nicht Sein, sondern Werden, und alles Werden ist Entwicklung. Daraus ergibt sich aber unmittelbar die Forderung, alles Einzelne im Zusammenhange der Entwicklungsstufe, der es zugehört, zu verstehen und gelten zu lassen, nicht aber auf Grund absoluter Normen von Vollkommenheit darüber lobend oder tadelnd abzusprechen. Die absoluten Normen (insonderheit die Postulate einer spekulativen Ästhetik) erweisen sich eben als nicht anwendbar, wenn doch alles als zeitgeschichtlich bedingt und damit als sui generis betrachtet werden soll. Die Fragestellung wechselt infolgedessen in grundsätzlicher Weise: sie lautet nicht mehr „war dies und jenes so, wie es sein soll?" sondern einfach „wie war es?" Man drückt das auch so aus: an die Stelle einer normativen setzt die entwicklungsgeschichtliche (evolutionistische) Wissenschaft eine explikative Betrachtung. Die Behauptung absoluter Werte wird ersetzt durch ein relativierendes Urteil, nach welchem das Einzelne immer nur in seiner historischen Bedingtheit Geltung erhält. Hiermit aber beginnt der Gegensatz zum humanistischen Klassizismus auf das stärkste hervorzubrechen. Seine Scheidung von Blütezeiten und Verfallzeiten kann auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Aus den richtig verstandenen Bedingungen seiner Zeit heraus erklärt, ist z. B. der Barockstil der hellenistischen Eloquenz (die sogen. asianische Beredsamkeit) ebenso berechtigt und wichtig wie der klassische Stil der attischen Dekas, ist der religiöse Synkretismus der römischen Kaiserzeit nicht minder ein notwendiger und angemessener Ausdruck der religiösen Bedürfnisse, wie es zu andern Zeiten und unter andern Bedingungen die Apollöreligion gewesen ist. Es zeigt sich auf diesem Wege, wie man leicht sieht, geradezu die Gefahr einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen die Gegenstände der Forschung. Es verschwinden alle Wertunterschiede, jede Festlegung von Höhen- und Tiefpunkten

innerhalb des geschichtlichen Verlaufes scheint preisgegeben werden zu müssen. Inwiefern dieser letzten Konsequenz der evolutionistischen Auffassung Schranken gesetzt sind (womit zugleich der namentlich für die Schule so wichtige Ausgleich mit dem alten Humanismus gewonnen werden kann), das werden wir im nächsten Kapitel darlegen. Hier kommt es uns nur auf den Nachweis des Weges an, auf dem die klassizistische Bevorzugung und Vernachlässigung einzelner Gebiete und Epochen überwunden und damit die schon von Scaliger ins Auge gefaßte Möglichkeit erneut worden ist, ein wirkliches Gesamtbild des Altertums, nach seinem ganzen Umfange und in seinem ganzen zeitlichen Verlaufe, zum Ziele der Wissenschaft werden zu lassen.

Aber noch in einer andern Hinsicht erwies sich der Geist Herders und der Romantik in Wahrheit als ein Antipode des Klassizismus. Wie einst die Varronische, so wandte sich auch die deutsche Romantik mit Vorliebe der eignen nationalen Vorzeit zu, dem eignen Volkstum und seinen Anfängen wie Weiterentwicklungen. Ja mehr noch, der Horizont weitete sich, immer neue Sprachen und Kulturkreise wurden Gegenstand philologischer Forschung. Die jüngern Schwestern der klassischen Philologie, Germanistik, Indologie, Romanistik usw., gewannen eignen Bestand (bei Lachmann und Haupt waren noch germanische und klassische, bei Immanuel Bekker romanische und klassische Philologie durch Personalunion in einer heute nicht mehr durchführbaren Weise verbunden). Vor allem das Jahr 1816 brachte die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft durch Franz Bopps († 1867) Schrift über „das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache". Damit war für die Methode der Vergleichung überhaupt die Bahn frei geworden. Denn, wenn es auch noch geraume Zeit dauerte, bis man anfing, auch Religion, Recht, Sitte, Kunst und ähnliche Gebiete der vergleichenden Betrachtung zu erschließen, so war doch wenigstens im Prinzip der Bann der Isolierung gebrochen, der über dem griechisch-römischen Altertum lag; man begann vielmehr damit, dieses allmählich, freilich nicht ohne das heftige Widerstreben von Philologen streng humanistischer Observanz,

in die allgemeine Entwicklungsgeschichte der Menschheit einzuordnen. Das Beiwort „klassisch", insofern es eine isolierte Ausnahmestellung bezeichnete, wurde innerlich einigermaßen haltlos. Denn jene Ausnahmestellung erwies sich nicht mehr dadurch gerechtfertigt, daß Griechen und Römer eine im absoluten Sinne vorbildliche Normalkultur geschaffen hätten (selbst in der Einschränkung auf Literatur und bildende Kunst konnte dies nicht mehr gelten), sondern nur noch im historischen Sinne erschien schließlich das Prädikat „klassisch" noch erträglich: der tatsächliche Gang der europäischen Geschichte hat es mit sich gebracht, daß die antike die Grundlage unserer heutigen Kultur geworden ist. Das Griechen- und Römertum nahm mithin in Wirklichkeit zwar eine Sonderstellung ein, aber nicht kraft philosophischer Wertbestimmung, nicht weil es gewissen Postulaten von absoluter Vollkommenheit entsprach, sondern kraft der historischen Tatsachen, um seiner urkundlich erweisbaren Nachwirkung willen. In diesem Sinne mag denn auch unsrer Philologie das Beiwort „klassisch" unangefochten verbleiben. Es ist sogar angezeigt, auf seine Erhaltung einigen Wert zu legen. Der Grund ist leicht ersichtlich. Das Beiwort führt uns stets die erwünschte Möglichkeit vor Augen, zu dem später noch zu besprechenden Ausgleich zwischen der humanistischen und der geschichtswissenschaftlichen Auffassung zu gelangen. Denn der Gedanke liegt ja nahe genug, daß denn doch jene tatsächliche Geltung, die das Altertum erlangt hat, wenn schon ein historisches, so doch keineswegs das Ergebnis eines historischen Zufalls darstellt, sondern sich vielmehr gründet auf ganz bestimmte Wertqualitäten, auf wirklich Musterhaftes und Vorbildliches, das die antike Kultur auf den verschiedensten Gebieten hervorgebracht hat. Doch davon später mehr. Hier kam es zunächst nur darauf an, zu zeigen, in welchen Hauptrichtlinien sich die spezifisch deutsche Altertumswissenschaft entwickelte, wie Neuhumanismus und Romantik zunächst miteinander verschwistert und ohne Bewußtsein ihres gegenseitigen Antagonismus in der gleichen Richtung arbeiten, wie dieser Antagonismus dann notwendig doch zutage tritt, worauf dann das humanistisch-klassizistische von dem romantisch-geschichtswissenschaftlichen Prinzip allmählich überwunden wird (nicht ganz jedoch, ohne daß ein Vorbehalt

bliebe, wie wir einstweilen andeuteten). Der damit gekennzeichnete Verlauf ist nun wiederum, zum Teil aus den schon S. 83 berührten Gründen, hauptsächlich aber wegen der innerlich widerspruchsvollen Entstehungsbedingungen des Ganzen, kein einfacher und ungehemmter gewesen. Die letzten Folgerungen hat erst unsre Zeit gezogen, namentlich seitdem durch eine erstaunliche Fülle an monumentalen und literarischen Funden Aufgaben für die Wissenschaft sich ergaben, denen zum Teil das ästhetische Ingredienz des Klassizismus ganz fehlte und durch die der Blick zeitweilig von den Blütezeiten hinweg einerseits den Urzeiten, anderseits den Epochen zugelenkt wurde, die der Klassizismus als Verfallszeiten betrachtet hatte. Mit der heutzutage endlich gesicherten Durchführung des historischen Gesichtspunktes sind aber auch Ausgleichsversuche notwendig geworden, denen es obliegt, zwischen der neuen Geschichtswissenschaft und dem gymnasialen Humanismus zu vermitteln; damit hat man gegenwärtig nur erst begonnen.

Wir fügen zum Schluß noch einen kurzen Überblick hinzu, der dartun soll, in welcher Weise die von uns skizzierte Entwicklung in der Tätigkeit philologischer Meister und ihrer Schulen tatsächlich verlaufen ist. Wir bemerkten schon S. 88, daß man früher zu Unrecht Friedrich August Wolf gar zu sehr zum Archegeten und Schöpfer der neuen Wissenschaftsrichtung erhob, wozu wohl auch die besondere Hochschätzung beigetragen haben dürfte, die er von Goethe genoß. Immerhin erfordert es die Gerechtigkeit zu betonen, daß auch abgesehen von Wolfs vielseitiger und dabei gleichwohl auf systematische Zusammenfassung und prinzipielle Grundlegung bedachter Lehrtätigkeit (besonders in Halle 1783—1806, während er später in Berlin die großen Erwartungen nicht mehr recht erfüllte), abgesehen ferner von seinem organisatorischen Einfluß, schwerlich ein Buch jener Zeit mit der großen Wirkung sich vergleichen läßt, die Wolfs berühmte Prolegomena ad Homerum (1795) ausgeübt haben. Wenn sich inzwischen auch noch so deutlich gezeigt hat, daß das scheinbar Neue nicht durchaus neu, daß manche grundlegende Annahmen (wie die späte Verwendung der Schrift) irrtümlich, daß die wichtigste und nächstliegende Aufgabe, nämlich die eindringliche Analyse der homerischen Gedichte

selbst, von Wolf unberechtigterweise beiseite gesetzt war: das große Verdienst des Buches bleibt gleichwohl unerschüttert. Hier war die gesunde Fortführung der von Bentley, Valckenaer, Ruhnken angebahnten kritisch-literarhistorischen Forschung, bereichert und vertieft durch das mit jener Zeit beginnende Verständnis für die besonderen Entstehungs- und Fortpflanzungsbedingungen altertümlicher und volkstümlicher Epik. Insofern bleiben die Wolfschen Prolegomena ein weithin sichtbarer Markstein in der Geschichte unsrer Wissenschaft. Auch dieses Buch gehört deshalb zu denjenigen, von denen jeder Philologe durch eigene Lektüre Kenntnis nehmen soll. Doch sei auch hier betont, daß dies nicht zu früh geschehen möge, sondern erst zu einer Zeit, wo das Urteil reifer und der Leser imstande ist, mit den nötigen Vorbehalten der historischen Bedingtheit solcher Werke gerecht zu werden. Der Anfänger neigt begreiflicherweise dem Glauben zu, bei solch einem berühmten Buche habe er sich schlechthin lernend zu verhalten, und er ist unangenehm enttäuscht, wenn er sieht, wie vieles darin in grellem Widerspruche steht nicht nur mit Ansichten, die er im Kolleg hört oder gehört hat, sondern auch mit Kenntnissen, die er sich, wie die Dinge heute liegen, ohne viel Mühe selber hat erarbeiten können.

Der erfolgreichste Vertreter der sich im wesentlichen doch erst nach Wolf entwickelnden neuen Studienrichtung ward dessen größter Schüler August Boeckh (1785–1867, seit 1811 bis zu seinem Tode in Berlin). Mehr noch als die eindringenden Arbeiten selbst, mit denen er zunächst hervortrat, besonders über Platon und die Tragiker und über Pindar (diese namentlich auch für den Fortschritt der metrischen Disziplin von großer Wichtigkeit) kommt für seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung die Gesamtauffassung in Betracht, welche Boeckhs ganze Lebensarbeit von Anfang bis zu Ende leitete und der seine weitverzweigten, in der Hauptsache allerdings durchaus dem griechischen Altertum zugewandten Studien ihre innerliche Einheit und damit auch ihre tiefe Wirkung verdankten. Hier herrschte wiederum der Trieb und zugleich auch die Fähigkeit, das ganze Gebiet gleichsam „zusammenzuschauen", ein von keiner ästhetischen Lauenhaftigkeit mehr getrübter Blick für den Tatsachenbestand nach seinem Gesamtumfang, die sogenannten „Realien" eben-

sowohl umfassend wie die Werke der Literatur. In seiner Anfangszeit, als er noch in Heidelberg lehrend einen jugendlichen „Frühling leichtmütiger Entwürfe" durchlebte, hatte Boeckh bezeichnenderweise sogar den Plan gefaßt, in einem Werke, dessen Titel „Hellen" lauten sollte, ein vollständiges Bild des gesamten griechischen Altertums zu entwerfen, womit denn tatsächlich unsrer Wissenschaft dieselbe Aufgabe gestellt war, in der wir auch heute noch ihr Ziel erkennen müssen. Aber Boeckh ward sich bald genug darüber klar, daß es dazu noch einer langen Reihe mühseliger Vorarbeiten bedurfte, und ohne Zaudern hat er selber sie in Angriff genommen. So legte er seine ertragreichen Forschungen vor über Astronomie, Chronologie, Metrologie der Alten, über zahlreiche Einzelfragen der sogenannten „Altertümer". Mit dem berühmten Werke „über die Staatshaushaltung der Athener" (zuerst 1817) wird zum ersten Male eben jener Begriff der „Altertümer", wie er bis dahin verstanden war, innerlich überwunden. An die Stelle ebenso gelehrter wie zumeist zusammenhangs- und seelenloser Stoffsammlung trat hier ein historisches Vollbild, eine aus den Quellen geschöpfte Rekonstruktion der realen Zuständlichkeit, innerhalb deren sich das Leben Athens abspielte und durch die dieses Leben überall bedingt war. Die alten Griechen, über deren Leben und Wirken die klassizistische Betrachtung einen ewigen, strahlenden Feiertag gebreitet hatte, hier traten sie gleichsam im Werkeltagskleide auf: das war ein gewaltiger Schritt vorwärts in der neuen Richtung der Wissenschaft. Die klassische Philologie wird manchmal auch von historischer Seite als eine etwas rückständige Disziplin betrachtet: wir wollen, wenn die Triumphe uns entgegengehalten werden, die die moderne „wirtschaftsgeschichtliche" Betrachtung errungen hat, indem sie „das Zuständliche" mehr als „die Aktionen" in den Vordergrund rückte, ja nicht vergessen daran zu erinnern, daß eines der ersten und kühnsten Unternehmen dieser Art vor nunmehr fast schon hundert Jahren gerade aus unsrer Wissenschaft hervorgegangen ist, eben Boeckhs Staatshaushaltung der Athener. Aber noch in einer andern Hinsicht ward das Buch bahnbrechend. Unter den Quellen, die Boeckhs Forschung ausschöpfte, traten in ihrer einzigartigen Bedeutung vor allem die Inschriften hervor, diese unmittel-

barsten aller Zeugenaussagen, die dem Althistoriker zu Gebote stehen. Damit ward die Zeit erst recht reif für die Erkenntnis, daß die planmäßige Sammlung dieser wichtigen Dokumente eine der dringlichsten Aufgaben der Wissenschaft sei. Es gelang Boeckh, die Berliner Akademie der Wissenschaften für die Ausführung dieses Planes zu gewinnen, und so trat unter seiner Leitung das gewaltige Unternehmen des „Corpus inscriptionum graecarum" hervor, von dem die ersten zwei Bände, die von 1825—1843 in Heften erschienen, auch durchweg seine eigne Arbeit darstellen. An und mit diesem Werke erwuchs allmählich als eine eigne Disziplin die Wissenschaft der Epigraphik, in der Boeckh nur wenig hervorragende Vorgänger hatte. Diese Grundlegung bleibt eine bedeutende Leistung, auch wenn eine Antiquierung derselben nicht ausbleiben konnte, da in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts jene mit fast übergroßem Ertrag durchgeführte Erforschung des antiken Bodens sich vollzog und anderseits die Epigraphik dadurch in allen ihren Zweigen sich vervollkommnete, daß ihr auf dem Gebiete der lateinischen Inschriften eine so durchgreifende, organisatorische Kraft, wie sie Theodor Mommsen einzusetzen hatte, zugute kam. So mußte das CIG (Corpus inscriptionum graecarum), als es endlich 1877 unter Mitwirkung von Joh. Franz, Ernst Curtius, Ad. Kirchhoff, Herm. Roehl als ein vierbändiges Werk mitsamt den Indices vorläufig abgeschlossen ward, unverzüglich durch eine neue Sammlung ersetzt werden, deren Durchführung noch gegenwärtig im Werke ist. Das von Boeckh eingeleitete Unternehmen hat aber auch noch insofern eine prinzipielle Bedeutung, als damit eine Art wissenschaftlicher Arbeit hervortrat, die für die neue Entwicklung unsrer Wissenschaft im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die allergrößte Wichtigkeit erlangt hat. Wir meinen das, was man mit Recht den „Großbetrieb der Wissenschaft" nennen kann, insofern er wirklich einigermaßen in Parallele steht zu denjenigen Erscheinungen unsres Wirtschaftslebens, die auf der sogenannten Arbeitsteilung und der zusammenfassenden Organisation der durch sie „geteilten" Arbeitsleistungen beruhen. Es gibt eine ganze Reihe von Aufgaben der Wissenschaft, die eines Einzelnen Kräfte schlechthin übersteigen. Unsre Zeit hat erkannt, daß diese in Angriff zu

nehmen und durchzuführen den besonderen Beruf der Akademien und gelehrten Sozietäten bildet, deren Tätigkeit sich von derjenigen der Universitäten, mit denen sie gleichwohl zumeist näher verbunden sind, dadurch unterscheidet, daß ihren Mitgliedern als solchen keinerlei Lehrverpflichtungen obliegen und und daß sie (in ihren oft zitierten Sitzungsberichten, Denkschriften, Mitteilungen, Abhandlungen usw., aber auch in besonderen Publikationen) die Interessen der „reinen" Wissenschaft zu pflegen haben, ohne auf deren „Anwendungen" oder die praktischen Berufe, die mit ihr verknüpft sind, irgendwelche Rücksicht zu nehmen. „Akademien" der Art gibt es auf deutschem Boden in Berlin, München und Wien; ihnen schließen sich als durchaus wesensgleich an die „Gesellschaften der Wissenschaften" in Leipzig und in Göttingen. Ähnlicher Art, aber natürlich nicht universal-wissenschaftlich wie die Akademien, sind die sogenannten „archäologischen Institute", die infolge der Erschließung des antiken Bodens zur Notwendigkeit wurden. Das erste derselben ward 1828 in Rom von dem Archäologen Ed. Gerhard gegründet und ist jetzt, ebenso wie die jüngere athenische Schwesteranstalt, Reichsinstitut. Auch andere Nationen besitzen solche Institute; die Ecole française in Athen z. B. stammt schon aus dem Jahre 1846. Unter Leitung und mit den Mitteln dieser Akademien, natürlich so, daß die fachmäßig besonders dazu berufenen Mitglieder die eigentliche Organisation in der Hand haben (Theodor Mommsen ist das vielgerühmte Muster eines solchen Organisators gewesen), werden unter Heranziehung eines ganzen Stabes von gelehrten Mitarbeitern Aufgaben durchgeführt, wie — um innerhalb unsres Studienbereiches zu bleiben — die griechischen und lateinischen Inschriftensammlungen oder die Ausgabe der antiken griechischen Aristoteles-Kommentare und der älteren griechischen Kirchenschriftsteller durch die Berliner, der lateinischen Kirchenschriftsteller durch die Wiener Akademie. Zu Arbeiten, wie sie der S. 65 schon erwähnte lateinische Thesaurus erfordert, hat sich sogar ein Verband der Akademien vereinigt; die besondre Arbeitsstelle dafür befindet sich, unter eigner Leitung, bei der bayrischen Akademie. Es ist sogar seit 1901 ein die ganze Welt umspannender Gesamtverband aller Akademien ins Leben

gerufen worden, dem seit 1907 auch Japan angehört und der den wissenschaftlichen Großbetrieb in größtem Maßstabe ermöglichen soll: für unsre Wissenschaft hat diese Organisation bereits durch die in Angriff genommene Sammelausgabe griechischer Mediziner ihre Frucht getragen. Der Philologe darf übrigens mit Stolz sich dessen bewußt sein, daß der große Gedanke, wissenschaftliche Gemeinschaftsarbeit zu organisieren, bereits antik ist. Er führt zurück auf die Akademie Platons, wie das Usener in einem berühmten und sehr lesenswerten Aufsatz dargetan hat (Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, Preuß. Jahrbücher 53, 1884, S. 1 ff.; jetzt auch „Vorträge und Aufsätze", Leipzig 1907, S. 69 ff.). Es läßt sich auch zeigen, wie unsre neueren Akademien über die S. 57 erwähnte Florentiner Akademie hinweg tatsächlich mit den antiken Philosophenschulen, insonderheit mit der Akademie Platons selbst, historisch zusammenhängen; hierüber verweise ich auf meinen in Fleckeisen-Richters Jahrbüchern 1899 (pädag. Abteilung) S. 421 ff. zu findenden Vortrag „Die Akademie Platons und die modernen Akademien". Bemerkt sei noch, daß wir an diesem „Großbetrieb der Wissenschaft", so wie er sich jetzt entwickelt hat, doch nicht nur lauter Lichtseiten sehen wollen. So nützlich, ja unentbehrlich er sich auch erweist, er hat, genau so wie der wirtschaftliche Großbetrieb, auch seine tiefen Schattenseiten. Es ist kein Zweifel, daß von dem Bauen der Könige auch hier nicht selten die Kärrnerarbeit unzertrennlich ist, daß manche schöne Arbeitskraft zum mindesten in starrer und engbegrenzter Einseitigkeit zu lange, bisweilen wohl gar dauernd festgehalten werden kann. Dem jüngeren Philologen, der nach rein wissenschaftlicher Betätigung dürstet, mag eine solche Tätigkeit im Gegensatz zum bescheidnen Tagewerk eines Schulamts zunächst gar lockend erscheinen. Er prüfe sich genau, ehe er zugreift, und berate sich darüber mit Männern, von denen er gewiß ist, daß für sie das Interesse der Wissenschaft nicht allein ausschlaggebend ist. Die Mahnung ist um so nötiger, als die gar leicht sich einstellende Voraussetzung keineswegs immer zutrifft und zutreffen kann, als öffne sich mit solcher Tätigkeit ein irgendwie sichrer Zugang zur vielleicht insgeheim ersehnten akademischen Laufbahn. Natürlich soll aber das Gesagte in keiner Weise als

generell abschreckend betrachtet werden. Ein Hinweis indessen darauf, daß es hier auch ernste Schattenseiten gibt, erschien uns unentbehrlich.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Boeckh und seiner Studienrichtung zurück, so müssen wir zunächst noch hinzufügen, daß sie energisch weitergeführt wurde namentlich von seinem Schüler Carl Otfried Müller, dessen kurze, aber glänzende Lebenslaufbahn (1797—1840, seit 1819 in Göttingen, gestorben in Athen und begraben auf dem Kolonos Hippios) eine Fülle bahnbrechender Werke zeitigte, die namentlich die Gebiete der Mythologie und der Kunstarchäologie für die neue Betrachtungsweise eroberten. Darunter befindet sich aber auch die mit Recht gepriesene griechische Literaturgeschichte, die, ursprünglich von einer englischen Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse veranlaßt, bei seinem Tode noch unvollendet, immerhin wenigstens die Poesie bis auf Alexanders des Großen Zeit vollständig behandelt (zuerst englisch 1840, dann von dem Bruder Ed. Müller in 2 Bänden 1841 herausgegeben). Der Verzicht auf gelehrtes Beiwerk und die von vornherein beabsichtigte Einfachheit der Darstellung läßt uns das von reifster Klarheit und gesündestem historischen Sinn durchleuchtete Werk auch heute noch hochschätzen, es besonders auch dem Anfänger auf das dringlichste zur Lektüre empfehlen. In ähnlicher Richtung wie Müller wirkte Friedrich Gottlieb Welcker, sein Vorgänger in Göttingen, gleichfalls einer der größten Meister in jener Werdezeit der neueren deutschen Philologie (1784—1868, seit 1819 in Bonn). Er steht selbstständig neben Boeckh und Müller und ist, u. a. durch seine Freundschaft mit W. von Humboldt, direkt verknüpft mit den für unsre Wissenschaft so wichtigen Bestrebungen, die wir oben S. 91 ff. geschildert haben. Religion, Poesie und Kunst der Griechen war das besondere Gebiet, das er in ebenso tiefsinnigen wie feinfühligen, freilich nicht immer leichtverständlichen Werken aufzuhellen bemüht war. Wenn wir ihn neben Boeckh und Müller hier ganz besonders nennen, so geschieht das nicht in dem Sinne, als sei mit diesen drei Namen erschöpft, was über die Grundlegung der historischen Auffassung unsrer Wissenschaft zu sagen ist. Dann dürften wir vor allem an einem

Manne wie Barthold Georg Niebuhr (1776—1831) nicht vorübergehen, der durch seine römische Geschichte, aber keineswegs durch sie allein, an der Neuorientierung der Altertumswissenschaft gleichfalls hervorragend beteiligt ist (vgl. S. 81). Wir nennen jene drei hauptsächlich deshalb, weil gerade ihre Arbeiten, wennschon sie trotz ihres historischen Gesamtstandpunktes alle die überzeugtesten Griechenverehrer und Klassizisten waren, gleichwohl den Hauptanlaß darboten zu der immer unvermeidlicher gewordenen polemischen Auseinandersetzung mit dem streng formal gerichteten Humanismus alter Schule. Diese Auseinandersetzung ist das wichtige Ergebnis ihrer berühmten Fehden, besonders der Boeckhschen, mit dem großen Leipziger Philologen Gottfried Hermann. Es ist ein nie genug zu preisender Glücksumstand für unsre Wissenschaft, daß in dieser so notwendigen Klärung der Gegensätze auch der Verfechter der konservativen Philologie (wenn man so sagen darf) nicht nur ein wahrhaft großer Gelehrter gewesen ist, sondern auch ein edler Mensch und eine Persönlichkeit von echtem Ethos und glänzender Ritterlichkeit. Wenn er auch grundsätzlich als der Besiegte in diesem Streite gelten muß, so bleibt das, was Godofredus Hermannus, equitum grammaticorum fortissimus, geleistet hat, unverloren, auch wenn man einmal nur das ins Auge fassen wollte, was durch die Fehde selbst veranlaßt gewesen ist.

G. Hermann (1772—1848, in Leipzig geboren und seit 1794 an der dortigen Universität tätig) ist bei uns in Deutschland derjenige Philologe, der am entschiedensten die wissenschaftliche Richtung aufnahm und förderte, die wir in Verfolg von Bentleys Tätigkeit in den Niederlanden und in England eifrig gepflegt fanden (vgl. S. 81 ff.). Valckenaer und Ruhnken reichten noch in seine Epoche, die Porson, Elmsley, Dobree u. a. sind recht eigentlich seine Zeitgenossen und (trotz vieler Gegensätze im einzelnen) auch Geistesgenossen. Mit Entschiedenheit stellte sich Hermann auf einen Standpunkt, der den Gegensatz des von ihm vertretenen Humanismus zu der universalen und der Geschichtswissenschaft zustrebenden Philologie Boeckhs und seiner Anhänger zu scharfem Ausdruck brachte. War nach Boeckh die Aufgabe eine geordnete und in sich historisch richtig verknüpfte Reproduktion des Altertums nach allen seinen

Lebensäußerungen, so erklärte Hermann als das Ziel nur dieses: ut recte intellegantur scripta veterum. Im Schrifttum der Alten sei das Bild seiner großen und wirksamen Geister ausgeprägt. Unter den „Sachen" (denn man liebte es damals, die entgegengesetzte Richtung ziemlich einseitig als die Realphilologie zu bezeichnen) sei die wichtigste „Sache" eben die Literatur; eine auf genaue Sprach- und Stilkenntnis gestützte Interpretation sei deswegen das eigentliche Geschäft des Philologen, dem schließlich das Studium der „Sachen" im engern Sinne auch seinerseits immer zu dienen habe. Wie stark in dieser nach alter Weise Sprache und Literatur völlig in den Mittelpunkt stellenden Auffassung das spezifisch humanistische Moment war, d. h. das Werturteil und das damit verbundene Suchen nach Bereicherung und Veredelung der eignen Seele, das sieht man deutlich, wenn Hermann z. B. der antiken Philosophie gegenüber als Aufgabe bezeichnet, darzulegen nicht nur „quid illi senserint", sondern als völlig gleichberechtigt auch „utrum recte an male senserint", oder wenn er gelegentlich in seinem schönen, prägnanten Latein sich so ausdrückt: „Scire est perspicere, quale quid sit et cur sit tale" und — wiederum als gleichberechtigt — hinzufügt, was seine Weise so scharf von der rein explikativen der Geschichtswissenschaft unterscheidet, „et perspicere, quid eo facere possis". Natürlich ergab dieser streng humanistische Standpunkt auch eine Ablehnung aller jener Tendenzen, die damals bemüht waren, das Altertum in einen weiteren Horizont hineinzustellen und durch Anwendung der vergleichenden Betrachtungsweise die klassizistische Isolierung von Griechenland und Rom zu überwinden. Soviel Hermann für ein vertieftes Studium insonderheit der griechischen Grammatik getan hat, die neben der Metrik und der kritischen Behandlung besonders der griechischen Tragiker sein Hauptgebiet darstellte, für die Sprachvergleichung der Linguisten hatte er nur spöttische Ablehnung: „Qui ad Brachmanas et Ulphilam confugiunt atque ex paucis non satis cognitarum linguarum vestigiis quae Graecorum et Latinorum verborum vis sit explanare conantur". Diese Abneigung hat bei vielen klassizistischen Philologen noch gar lange nachgewirkt, sehr zum Schaden der Sache. Sie ist selbst durch die Wirksamkeit von Georg Curtius

(† 1885) nicht überwunden worden, obwohl dieser mit großem Erfolg bemüht war, die Möglichkeit und den Nutzen einer Verbindung beider Forschungsgebiete darzutun. Erst in der neuesten Zeit beginnt die törichte Zurückhaltung wirklich zu schwinden. Und doch darf man wohl sagen, hätte Hermann den inzwischen erfolgten, ebenso glänzenden wie soliden Ausbau der damals noch mit mancherlei Mängeln behafteten Sprachwissenschaft mit erlebt, er wäre nach seiner herrlichen Wahrheitsliebe der erste gewesen, der gerecht geurteilt und seinen Irrtum bekannt hätte. So unweigerlich man zugeben wird, daß nach dem ganzen Gange der Dinge die Vertreter der „Realphilologie" (richtiger der nicht-humanistischen oder der historischen Philologie) den Sieg behalten mußten, so wollen wir doch ja nicht glauben, daß Hermanns Verdienste hiermit auf die Einzelerfolge sich beschränkten, die er in dem besonderen Umkreise seiner Studien erzielte (z. B. etwa hinsichtlich der ihm verdankten und für alle Zeit gültigen Festlegung von Scheidelinien innerhalb der metrischen Technik des Hexameters, wodurch es ihm gelang, einen Spätling, die sogenannten Orphica, auch literarhistorisch richtig einzuschätzen). Es hat sich vielmehr auch das Prinzip seiner Philologie, die unablässige Forderung einer auf solideste Sprachkenntnisse gegründeten und kritisch-gewissenhaften Interpretation als außerordentlich heilsam und wohltätig erwiesen. Je mehr die historische Betrachtungsweise zu großzügigen Gesamtbildern neigt, deren Lücken bei mangelnder Überlieferung die wissenschaftliche Hypothese zu überbrücken bestrebt ist, um so mehr bedarf sie einer scharfen formalen Zucht, die auf Genauigkeit im Kleinsten unerbittlich dringt. Namentlich an Welckers tiefsinnigen Konstruktionen hat Gottfried Hermann die Notwendigkeit seiner schneidigen und doch niemals kleinlichen Kritik des öfteren glänzend erwiesen. „Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia", war einer seiner treffenden Aussprüche, den auch Goethe von ihm sich angeeignet hat und den der junge Philologe gar oft Anlaß finden wird zu beherzigen (obwohl er natürlich nicht besagt, was manche Adepten zu glauben scheinen, man solle eine Sache dort fallen lassen, wo die Untersuchung beginnt mühevoll zu werden und Entsagung zu fordern). In der Tat hat denn auch Hermanns und seiner Schüler Polemik

gegen die neue Richtung keineswegs am letzten Ende mit einer grellen Dissonanz geschlossen. Wenn auch die Ausschließlichkeit und die prinzipielle Beschränkung fallen mußte, mit welcher der „princeps criticorum" seine Forderungen erhob, so war doch im übrigen ihre sachliche Berechtigung offenbar, und man erkannte, daß insofern ein Ausgleich zwischen beiden Richtungen recht wohl möglich war. Ein solcher wurde denn auch schon gegen Ende der eigentlichen Fehden von den meisten Stimmfähigen stillschweigend oder ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkannt, unbeschadet natürlich der Freiheit, mit der Neigung oder Begabung den Einzelnen veranlaßte, seine Kräfte mehr im Hermannschen oder im Boeckhschen Sinne zu betätigen. Überdies sorgte die enge Verbindung der rein wissenschaftlichen mit der ihrer Natur nach humanistischen Gymnasialphilologie fortdauernd für die Erhaltung von Hermanns Auffassungen, selbst auch in ihrer uneingeschränkten Form. Erst als in neuester Zeit aus vielen Gründen auch der Schulhumanismus alter Richtung brüchig zu werden anfing, ergaben sich neue Spannungen, von deren Lösung wir noch später, wie schon öfter bemerkt, zu reden haben werden. Es ist also nur natürlich, wenn sich bis dahin die Häupter der Philologie leicht den von Boeckh und Hermann ausgehenden und einer vermittelnden und beide Arbeitsgebiete zugleich umspannenden Richtung zuordnen lassen. So ist als ein Kritiker und Grammatiker in Hermanns Sinne vor allem Karl Lachmann zu nennen (1793—1851, seit 1825 in Berlin), dem wir im wesentlichen die für das wichtige Geschäft einer Schriftstelleredition noch heute gültigen Grundsätze verdanken. Nachdem man sich lange Zeit hindurch mit Vulgattexten beholfen und, abgesehen von den Vorstößen Bentleys, mit einer im ganzen doch recht sporadischen Einsicht in die handschriftlichen Grundlagen begnügt hatte (wobei freilich auch die großen Schwierigkeiten in Betracht zu ziehen sind, die erst unser Zeitalter des Reiseverkehrs und der wissenschaftlichen Photographie in Wegfall gebracht hat), erkannte man zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, daß fast allenthalben der landläufige Textbestand unsicher und eine neue Fundamentierung desselben eine unerläßliche Aufgabe der Wissenschaft sei. Gewaltiges hatte schon vor Lachmann hierfür ein Schüler Wolfs geleistet, Immanuel

Bekker (seit 1810 Professor in Berlin, aber mit starker Abneigung gegen die akademische Lehrtätigkeit, gestorben 1871), dessen Editorentätigkeit um so staunenswerter erscheint, als sie neben der antiken, besonders der griechischen Literatur, auch auf romanischem Gebiete sich bewegte. „Qui plura edidit quam ego umquam legere possum", hat einmal ein neuerer Philologe scherzend von Bekker gesagt. Das Wesentliche ist, daß eine stattliche Zahl dieser Ausgaben, die mit Ausnahme der Tragiker alle Epochen und Gebiete der griechischen und zum Teil auch lateinischen Literatur umfassen, auf einer völlig neuen und selbsterarbeiteten handschriftlichen Grundlage ruhte. Mit sicherem Takte und feinem Spürsinn wählte er hierbei zumeist unter den neuverglichenen Handschriften richtig aus und hat in mehr als einem Falle die führenden Vertreter der besten Überlieferung zutreffend ermittelt. Gleichwohl leistete er dies im wesentlichen nur kraft seiner empirischen Vertrautheit mit dem Handschriftenwesen nach seiner technischen Seite hin, sowie kraft seiner Belesenheit und Sprachkenntnis, nicht eigentlich auf Grund einer festen Methodik, deren Begründer vielmehr erst Lachmann geworden ist. Ihm verdanken wir vor allem die klare Unterscheidung zwischen Emendatio und Recensio, zwei Fundamentalbegriffen unsrer Wissenschaft, mit denen der junge Philologe sich beizeiten völlig vertraut machen muß (vgl. unten Kap. IV). Darnach ergab sich als erste philologische Aufgabe einem herauszugebenden Texte gegenüber eine Textgeschichte, welche die neue „historische" Auffassung auch auf den gesamten Überlieferungsprozeß eines Schriftwerkes anwendete und deren letzter Teil eine historische Anordnung der erhaltenen Handschriften nach ihren Abstammungsverhältnissen darstellte. Kraft dieser Anordnung ermöglichte sich die Ausscheidung von Textzeugen, die von älteren uns noch erhaltenen als abgeleitet sich erwiesen. Diese „Durchmusterung" des handschriftlichen Bestandes ist die eigentliche Recensio. Sie führt uns zu einer Entlastung und Vereinfachung des handschriftlichen Apparates, sie bewirkt, daß der Herausgeber die Textesaussagen der Handschriften nicht mehr nur zählt, sondern wägt, daß er sie nach einem festen Abschätzungsprinzip in Ansatz bringt, eben auf Grund der Rezensionsformel, zu der ihn die textgeschichtliche Untersuchung geleitet hat und die der sub-

jektiven Willkür schon deshalb entrückt werden kann, weil nach Lachmannschem Grundsatz in das Geschäft der Textgeschichte die Interpretation nirgend einzugreifen hat. Vielmehr ist zunächst einfach der Überlieferungsbestand aufzunehmen, ganz gleich ob die urkundlich am weitesten zurückführende Gestalt desselben unverständlich und verderbt ist oder nicht. Erst auf Grund dieser Feststellung dessen, was als die eigentliche Überlieferung zu gelten hat, beginnt das kritische Geschäft der Emendatio, das bereits der Interpretation nicht entraten kann, im wesentlichen aber auf Kenntnis von Sprache und Stil (und Metrum) sich gründet. Auf Emendatio und Interpretatio zusammen gründet sich zuletzt die sogenannte höhere Kritik, welche Entstehung und Komposition des Schriftwerkes darlegt und etwaige Echtheitsfragen beantwortet. Lachmanns berühmte Lucrezausgabe (1850), die mit bewundernswerter Knappheit die Textgeschichte oder Recensio auf elf Seiten zusammendrängt und in dem reichen Kommentar die vornehmlich auf sprachliche und metrische Observation gegründete Emendatio durchführt, bietet ein leuchtendes und unvergängliches Muster für die Anwendung seiner Methode. Der Wert dessen, was hier geboten wird, mindert sich nicht dadurch, daß man einer Lucrezausgabe auch darüber hinaus noch weitere und zweifellos höhere Ziele stecken kann, vor allem das Ziel einer durchgehenden sachlichen Erläuterung des Dichters aus der epicureischen Philosophie und aus den Stimmungen und Bestrebungen seiner Zeit. Wohl aber wird man mit Recht in zwiefacher Hinsicht gegen die kritische Philologie Lachmanns gegenwärtig Einwendungen zu erheben haben. Einmal hat es sich gezeigt, daß das durch ihn in Schwang gebrachte Bestreben, kraft der Recensio den textkritischen Apparat zu entlasten und den Text auf eine möglichst geringe Zahl möglichst alter Textzeugen zu gründen, vielfach zu weit gegangen ist. Bei nicht wenig Schriftstellern beginnen die sogenannten Codices deteriores neuerdings eine größere Beachtung sich zu erzwingen, als ihnen die Lachmannsche Schule zugestehen wollte. Hauptsächlich Papyrusfunde mit Texten bereits anderweitig erhaltener Schriftsteller haben uns gelehrt, daß die Textgestalt vielfach schon im Altertum variierte, und unter diesen Varianten erscheinen nicht gar so selten solche, die irrtümlich

als unantik galten, weil sie nur in den beiseite geschobenen deteriores auftauchten. Es ergab sich also, daß der textgeschichtliche Verlauf vielfach komplizierter gewesen ist als man annahm, und daß die Rezensionsformel ihre Einfachheit nicht selten einer Gewaltsamkeit verdankte, die dieser Kompliziertheit nicht gerecht geworden ist. Der zweite Einwand, den man gegen Lachmann erheben kann, richtet sich gegen die logisch-verstandesmäßige Einseitigkeit, von der seine Kritik ähnlich wie die Bentleysche (übrigens auch die Hermannsche) nicht freizusprechen ist. Noch herrschte wenigstens in der Kritik, trotz aller Wirkung der Romantik, der alte Rationalismus. Nicht die Psychologie, sondern die Logik dominierte. Es gilt das natürlich nicht für Lachmann allein, sondern für die meisten Konjekturalkritiker jener Zeit. Wir sahen schon früher, S. 79 f., daß und warum auch diese Kritik gleichwohl wertvoll ist, selbst dort, wo wir ihre Ergebnisse verwerfen. Immerhin wird das Unbehagen, das sie jetzt zumeist erweckt, zum guten Teil eben durch jene Einseitigkeit hervorgerufen, zum andern Teil freilich auch durch die quantitative Ausdehnung, die in jener Zeit die Textkritik überhaupt gewann, indem es bei gar manchem Philologen, besonders bei den Di minorum gentium, wirklich so schien, als ob sich Textkritik und Philologie deckten. Das Konjekturenmachen ward vielfach Selbstzweck und brachte gelegentlich unsre herrliche Wissenschaft geradezu in Verruf.[1] Zur gerechten Beurteilung dieser seither überwundenen konjekturalen Hypertrophie ist indessen auch die Erwägung nötig, daß damals die Textkritik schon deshalb einen größeren Raum beanspruchen mußte, weil für so viele zu jeder Zeit stark gelesene und immer im Mittelpunkt des Interesses stehende Schriftsteller die kritische Grundlegung tatsächlich zu erneuern war. Ferner wollen wir beachten, daß wir zwar die logische Einseitigkeit gegenwärtig überwunden haben, daß wir weitherziger und damit konservativer geworden sind (teils aus psychologischer Einsicht, teils aber

[1] „Aut intra paucos annos oblivioni haec somnia tradita erunt aut totum hoc antiquarum litterarum studium, tamquam exhausta utiliter quae rendi materia, inaniter et proterve ludens cum taedio sui senescet et interibit" — so schrieb mit Rücksicht auf die Auswüchse der Horazkritik der dänische Philologe Madvig adv. crit. I 93, vgl. II 50⁵.

auch auf Grund von fortgeschrittenen und namentlich durch glückliche Funde vermehrten sachlichen und sprachlichen Kenntnissen), daß aber trotz alledem nicht übersehen werden darf, wie innerhalb der antiken Literatur dem rein logischen und verstandesmäßigen Verfahren denn doch eine weitaus größere Berechtigung zukommt als etwa gegenüber modernen Schriftstellern. Wir haben es ganz überwiegend mit Kunstformen zu tun, die von Dichtern, Rednern und anderen Stilkünstlern in durchaus bewußter und ganz verstandesmäßiger Weise gepflegt und verwendet worden sind. Was bei den Neueren eine so große Wichtigkeit hat, das Stammeln, das Schweben, das Anklingen, das Abbiegen und Abbrechen, das geheimnisvolle Andeuten, das Schwelgen in unaussprechlichen Stimmungen und Phantasiereizen, das alles hat bei den Alten nur äußerst beschränkte Analoga. Die antike Literatur ist im ganzen von einer so ausgesprochen intellektualistischen Gesamthaltung, daß in der Tat die Forderung verstandesmäßiger Glätte, die jene Kritiker leitete, so ganz unberechtigt keineswegs ist, wie es heute manchem erscheinen mag. Man hört deshalb auch erfreulicherweise schon wieder gewichtige Stimmen, die vor gar zu weitherzigem Konservatismus und einem faden Alles-gelten-lassen nachdrücklich und mit Recht warnen. Auch haben uns gerade die Papyrusfunde unwiderleglich dargetan, wie zeitig und in welcher Ausbreitung die Trübung und Entstellung der Textestradition um sich gegriffen hat, wie dringend notwendig schon im Altertum die philologische Pflege der Texte war. Gerade weil die Fiktion nunmehr zerstört ist, als liege jenseits des bösen Mittelalters eine ungetrübte Konstanz der Tradition, erwächst der Kritik die Pflicht, der an sich gar wohl begreiflichen konservativen Reaktion gegen das frühere Konjekturenspiel nicht gar zu quietistisch sich anzuvertrauen. Das wäre in Wahrheit, wie man es mit Recht genannt hat, ein ἀργὸς λόγος.

Auf Lachmanns sonstige Leistungen können wir hier nicht eingehen. Wir beabsichtigen ja überhaupt keinerlei Ersatz für eine wirkliche Geschichte der Philologie zu geben, sondern wollen nur die großen Richtlinien kenntlich machen, in denen sich die Wissenschaft als Ganzes fortbewegt hat. Deswegen können wir auch mancher sehr bedeutender Namen nur im

Vorbeigehen gedenken und ohne irgend einen Anspruch auf Vollständigkeit. Christian August Lobeck († 1860), August Meineke († 1870), Moritz Haupt († 1874), Friedrich Ritschl († 1876), Franz Bücheler († 1908), neben welche man die Niederländer Peter Hofmann-Peerlkamp († 1865) und C. Gabriel Cobet († 1889) stellen kann, sind die am höchsten ragenden Häupter der durch Hermanns und Lachmanns Namen bezeichneten Richtung, der sie, natürlich zumeist ohne Einseitigkeit, gefolgt sind, was besonders deutlich bei Ritschl der Fall ist, dem gefeierten Begründer der altlateinischen Studien, der überdies wohl der wirkungsvollste Lehrer und das einflußreichste Schulhaupt seiner Zeit gewesen ist. Aus den in seinen Opuscula philologica V (1879) gesammelten Materialien geht sein Streben nach prinzipiellem Ausgleich der Hermannschen und der Boeckhschen Richtung sehr klar hervor, nicht minder aus der trefflichen Biographie, die sein Schüler Otto Ribbeck († 1898) verfaßt hat (2 Bände; Leipzig 1879, 1881), ein Buch, das jeder Philologe schon deshalb gelegentlich lesen sollte, weil es kaum ein zweites gibt, das in gleichem Maße mit den Zuständen und den Personen vertraut macht, die in der unsrer Gegenwart unmittelbar voraufgehenden Zeit von ausschlaggebender Bedeutung waren. Von daher wird dann gar manches auch in dieser Gegenwart selbst klarer und verständlicher. Auf der entgegengesetzten Seite, der historischen, steht neben Ernst Curtius († 1896), dem Schüler Welckers, Müllers und Boeckhs, vor allem die wissenschaftliche Riesengestalt von Theodor Mommsen (1817 bis 1903), der, wenigstens als Gelehrter, als einer der Allergrößten zu gelten hat, als ein wahrer Großmeister der Wissenschaft, der seinen Platz nur unmittelbar neben Scaliger findet, den er an Produktivität in hohem Maße übertrifft, an Universalität aber nur deshalb nicht erreicht, weil der Umfang der an Material inzwischen unendlich bereicherten Wissenschaft selbst der gigantischsten Kraft Schranken ziehen mußte. Diese sind aber bei Mommsen wahrlich nicht eng. Denn das römische Altertum, dem er sich zuwandte, umspannte, wie er es auffaßte, auch die gesamte griechische Weltkultur und die große Auseinandersetzung mit dem Orient und dem germanischen Norden. Wer auch nur den fünften Band der römischen Geschichte kennt

(die Provinzen von Caesar bis Diocletian), weiß, was das bedeutet. Mommsens Schriften übersteigen, obwohl doch umfängliche Werke darunter sind, die Zahl 1000; sie füllen für sich allein eine stattliche Bibliothek. Daneben stehen die schon erwähnten Leistungen, die sich auf die Organisation wissenschaftlichen Großbetriebes beziehen (S. 99). Aber keineswegs hat dieser königliche Baumeister die Kleinarbeit überall den Kärrnern überlassen. Gerade auch die Bereitwilligkeit und Treue macht ihn so groß, mit der er die Mühsal des Handschriftenvergleichens und ähnlicher Arbeiten in zahlreichen Fällen selber übernommen und durchgeführt hat, und zwar fortgesetzt bis in sein höchstes Greisenalter hinein. Ursprünglich Jurist (1848 Professor der Jurisprudenz in Leipzig, 1852 in Zürich, 1854 in Breslau, erst 1858 Professor der alten Geschichte, in Berlin), entbehrte Mommsen von Haus aus der für Welcker, Boeckh, Müller und namentlich für seinen Zeit- und Berliner Amtsgenossen Ernst Curtius so charakteristischen Neigung zum Klassizismus. Das rein historische Verstehen, gepaart mit dem Bedürfnis des Juristen nach begrifflicher Schärfe und Klarheit, war sein Leitstern. Mommsen vornehmlich ist es deshalb gewesen, der die geschichtliche Auffassung gleichsam durchgerissen und aus den humanistisch-klassizistischen Verbindungen völlig gelöst und emanzipiert hat. Die weittragende und über den Kreis der Fachgelehrsamkeit rasch und tief hinausgreifende Wirkung sicherte seinen Werken neben ihrer sachlichen Bedeutung das starke Temperament ihres Verfassers, seine politische Leidenschaftlichkeit, seine Fühlung mit den Bedürfnissen des modernen Empfindens (denn er war keineswegs ein weltfremder Gelehrter und wußte bei all seiner Riesenarbeit auch mit der modernen und nicht nur mit der deutschen Literatur in Fühlung zu bleiben), und vor allem sein ungewöhnlich großes Schriftstellertalent. Wie weit der Umkreis ist, in welchem Mommsen geradezu bahnbrechend und grundlegend gearbeitet hat, kann hier kaum andeutungsweise dargetan werden. Neben zahlreichen eigenen Editionen voll schwieriger Textprobleme steht die Organisation von und die Teilnahme an verschiedenen im Namen der Berliner Akademie eingeleiteten Großunternehmungen, vor allem das „Corpus inscriptionum Latinarum"

CIL., dem Mommsen nicht nur mit staunenswerten Leistungen vorgearbeitet, sondern an dem er auch in bewunderungswürdiger Weise weitreichend mitgearbeitet hat, Arbeiten, welchen die Disziplin der Epigraphik schlechthin, nicht nur die lateinische, die größten Fortschritte zu verdanken hat. Die italischen Dialekte, das römische Münzwesen, Chronologie, Staatsrecht und Strafrecht, auf allen diesen Gebieten hat er neue Bahn gebrochen und ganze Arbeit getan. Dazu kommt noch die unabsehbare Reihe von Einzeluntersuchungen, eine Fülle von geistreichen Vorträgen und Aufsätzen: schier unerschöpflich in der Tat erscheint uns die Schaffenskraft und der Reichtum dieses Geistes, der für alle Zeiten der Stolz der neueren deutschen Altertumswissenschaft bleiben wird.

Unter denjenigen Männern endlich, denen es am besten gelungen ist, in der S. 105 schon erwähnten Weise die kritisch-formale mit der historischen Richtung zu verbinden, wäre gar mancher hochverdiente Forscher zu nennen, auch ausserhalb Deutschlands, z. B. der Däne Johann Nicolaus Madvig († 1886), als Grammatiker und Kritiker am hervorragendsten, trotzdem aber auch der Urheber eines tüchtigen Werkes über die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates (1882). Obenan aber steht unter diesen leistungsfähigen Vermittlern zwischen Hermann, Boeckh und Lachmann Otto Jahn (seit 1855 Welckers Nachfolger in Bonn, † 1869). In seinen mit fast eigensinniger Akribie und Eleganz gearbeiteten Ausgaben bewahrt er die spröde und strenge formale Zucht der Lachmannschen Schule, gelegentlich aber, vor allem in dem überquellenden Reichtum seines Persiuskommentars (zuerst 1843) auch die weittragende und bis in die verborgensten Winkel und Niederungen des kulturellen Lebens dringende Spürkraft, welche die historische Richtung voraussetzt. Mit der Abhandlung „Der Aberglaube des bösen Blicks“ (1854) macht er einen höchst bemerkenswerten Versuch, in die Sammel- und Notizengelehrsamkeit, die früher in derartigen Abschnitten der sogenannten „Privataltertümer“ üblich war, mit den Mitteln der inzwischen namentlich durch die Germanisten ausgebildeten „Volkskunde“ Zusammenhang, Seele und Leben hineinzubringen. Vor allem aber bedeutsam ist, daß er die Archäologie in der durch Welcker

und Otfried Müller geschaffenen Verbindung mit der Philologie nachdrücklich festhielt, ja das Band zwischen beiden sogar noch verinnerlichte und verstärkte. Sie trat nach seiner Auffassung direkt als Monumentalphilologie neben die literarische Philologie. Die kritisch-exegetische Schulung des Philologen war auch für den Archäologen unentbehrlich, der Zusammenhang der Monumente mit der literarischen Überlieferung überall der Ausgangspunkt. Die gute Bonner Tradition war es noch lange Zeit hindurch, daß der junge Archäologe mit einer streng philologischen Arbeit promovierte. Dies behält seine Berechtigung, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß der seither unendlich gewachsene Vorrat von Monumenten künstlerischen Charakters daneben auch noch eine andre Betrachtungsweise gerechtfertigt erscheinen läßt, die spezifisch kunstwissenschaftliche. Es sind für diese eine intensive Steigerung des Formensinns und des Formengedächtnisses, ferner Vertrautheit mit Material und Technik, auch anatomische Kenntnisse und nicht zuletzt Einsicht in die Gesamtgeschichte der Kunst vielleicht noch unentbehrlicher als die kritisch-philologische Schulung. Der junge Philologe aber wird jedesfalls gut tun, an der Jahnschen Auffassung festzuhalten, die ihn in ein natürliches und für ihn selbst unzweifelhaft ertragreiches Verhältnis zur Archäologie setzt. Denn mit dieser ausgiebig vertraut zu werden, ist nach der heutigen Lage der Dinge für ihn eine ernste und durchaus unerläßliche Forderung, schon im Hinblick auf das Bedürfnis nach bildlicher Anschauung, das gegenwärtig jeder gute Schulunterricht angemessen zu befriedigen bestrebt ist und bestrebt sein muß.

Ähnlich wie Otto Jahn haben in einer die grammatisch-kritische Strenge mit historischem Weitblick vereinigenden Arbeitsweise vor allem noch gewirkt Hermann Usener († 1905) und Erwin Rohde († 1898: noch Lebende von unsrer gegenwärtigen Betrachtung grundsätzlich auszuschließen scheint aus vielen und naheliegenden Gründen zweckmäßig). Usener hat einmal, mit Bücheler zusammen, das große Verdienst, als akademischer Lehrer die stolze Bonner Philologentradition über die glänzenden Zeiten Niebuhrs, Welckers, Ritschls und Jahns hinaus aufrecht erhalten zu haben. Er hat in seinen Ausgaben, worunter die bewundernswerte Sammlung der Epicurea (1887),

die gleiche Umsicht und Akribie bewährt, wie wir sie an Otto Jahn kennen gelernt haben (dessen Ausgabe des platonischen Symposions er unter anderm erneuert hat); das Vorbildliche an ihm ist aber eine Verbindung der treuesten Kleinarbeit (auch sprachgeschichtlicher) mit einer freien Großzügigkeit, die ihm gestattete, auch die letzten Schranken jener Isolierung niederzubrechen, die das Arbeitsgebiet des klassischen Philologen solange ängstlich einhegten. In vollem Strome hat er die „vergleichenden" Disziplinen in dieses Gebiet geleitet, z. B. einen bedeutungsvollen Versuch zu einer vergleichenden Metrik unternommen („altgriechischer Versbau" Bonn 1887), vor allem aber die Volkskunde und die allgemeine Religionswissenschaft, zum Teil auch die Anfänge einer vergleichenden Rechtswissenschaft in die fruchtbarste Verbindung mit den Altertumsstudien gesetzt. Ihm ist es vornehmlich zu danken, wenn nunmehr auch die unnatürlichen und gleichwohl vom Klassizismus ängstlich gehüteten Scheidewände gefallen sind, die Theologie und Philologie auf ihrem gemeinsamen Arbeitsfelde voneinander trennten, höchst unberechtigterweise, denn es liegt ja auf der Hand, wie lückenhaft eine Altertumswissenschaft bleiben muß, die es fertig bringt, das innerhalb des Altertums erfolgte Hervortreten einer so bedeutungsvollen Erscheinung, wie das Christentum sie darstellt, zu ignorieren. Hat doch dieser weltgeschichtliche Vorgang innerhalb der antiken Kultur nachweislich wichtige Vorstadien und Anknüpfungspunkte gefunden und dauernd Anlaß gehabt, mit ihr sich auseinanderzusetzen oder an sie sich zu akkommodieren. Jedesfalls hat er die tiefstgreifende Umgestaltung hervorgerufen, welche die Antike jemals erlebte. Useners zahlreiche Arbeiten über das unmerkliche Hineinwachsen antiker Legenden, Mythen, Feste, Bräuche usw. in christliche Analoga haben in dieser Hinsicht nicht nur Einzelheiten aufgehellt und bisher fast unberührtes Material, wie die Heiligengeschichten, für den Philologen sachlich wie sprachlich als wertvoll erwiesen, sie haben auch Anlaß zu einer neuen und eigenartigen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise gegeben, die er selbst auch schon in programmatischer Weise dargelegt und begonnen hat, in einer systematischen Weise zu einer großartigen Formenlehre des religiösen Denkens zusammenzufassen (Götternamen 1896;

Mythologie 1904. Der letztgenannte Aufsatz auch in der S. 100 erwähnten Sammlung S. 37 ff.). In ähnlicher Weise ist Erwin Rohde tätig gewesen, der in seinem Hauptwerke „Psyche" dem antiken Seelenkult und Unsterblichkeitsglauben nachgegangen ist (2 Bände, zuerst 1891—1894). Von Usener unterscheidet ihn die geringere Teilnahme für die besonderen Probleme, die das Hineinwachsen des Christentums in die Antike darbietet. Dafür hat er mehr noch als Usener mit den rein literargeschichtlichen Fragen sich beschäftigt, die das neue Verfahren der Vergleichung hervorrief: das Wandern von Märchen, Fabeln, Schwänken und Novellen, dieser zumeist in den tieferen Schichten des Volkstums sich vollziehende geistige Austausch, der, zunächst unliterarisch, allmählich doch auch in die Literatur emporsteigt, in Zeiten, deren Gesamtstimmung dafür besonders empfänglich ist; all diese Fragen hat Rohde besonders lebhaft bearbeitet. Das Hauptzeugnis hiervon ist sein berühmtes Buch über den griechischen Roman (zuerst 1876), das seinen Wert nicht verliert, auch wenn sich gewisse Hauptannahmen Rohdes nicht mehr durchweg aufrecht erhalten lassen.

Überblickt man die Arbeiten Mommsens, Useners und Rohdes, so sieht man, daß mit ihnen die Entwicklung der Wissenschaft vom Humanismus zur Geschichtswissenschaft tatsächlich vollendet ist. Usener selbst hat in seiner Bonner Rektoratsrede von 1882 über das Thema „Philologie und Geschichtswissenschaft" (jetzt in der S. 100 zitierten Sammlung S. 1 ff) diese Sachlage klar und überzeugend dargelegt. Mit einem Hinweis auf diesen schönen und lesenswerten Vortrag könnten wir füglich unseren historischen Überblick schließen, doch sei zuletzt noch auf eine scheinbar recht äußerliche, im Grunde aber doch nicht ganz gleichgültige Begleiterscheinung hingewiesen, die hauptsächlich durch die neue Orientierung unsrer Wissenschaft mitbedingt ist, die Preisgabe des Lateinschreibens und des Lateinsprechens von seiten der jetzigen Philologen. Hier kommt nicht nur die schon S. 62 f. erwähnte und uns sehr begreifliche Neigung in Betracht, von dem latinisierenden Humanismus loszukommen. Vor allem ist zu erwähnen, daß die lateinische Sprache, ohnehin kein so biegsames und nüancenreiches Instrument wie die griechische und in Wort-

komposition und Wortneubildung ungewöhnlich spröde (ganz besonders nachdem der Klassizismus der Renaissance durchgedrungen war), für eine nicht geringe Zahl jener neuen Vorstellungen tatsächlich versagte, die mit der Historisierung der Wissenschaft zum Ausdruck drängten. Nur mit lästigen Umschreibungen ließ sich über Dinge wie Ablaut, Stammabstufung, Märchen, Novelle, Ahnenkult, Motiv und Motivwechsel, Agrarpolitik und anderes derart auf lateinisch reden, und doch gehörte das alles jetzt zum täglichen Brot der Wissenschaft. Dazu kam mit dem Rückgang des Schulhumanismus das immer stärkere Versiegen des positiven Könnens auf diesem Gebiete und das allgemeine Einschrumpfen der akademischen Latinität überhaupt; deutsche Vorlesungsanzeigen, ja selbst Matrikeln und Diplome in deutscher Sprache nehmen von Jahr zu Jahr überhand. So kommt es, daß heutzutage auch die Hauptmasse der altphilologischen Literatur in den lebenden Nationalsprachen geschrieben wird. Von Fachzeitschriften erscheint nur noch die holländische „Mnemosyne" durchweg in lateinischer Sprache, wie denn überhaupt in Holland an der humanistischen Philologie noch am konsequentesten festgehalten wird. In alle Wege zu preisen ist aber dieser Verlust des Lateinischen als allgemeiner Gelehrtensprache keineswegs. Wie nötig eine Hilfssprache ist, seitdem das erstarkte Nationalgefühl auch die kleinen Kulturvölker veranlaßt hat, in ihren Landessprachen wissenschaftlich zu produzieren, sodaß der Philologe mit Französisch, Englisch, Italienisch und Neugriechisch kaum noch durchkommt, zeigt ja die lebhafte und nicht erfolglose Agitation für eine künstliche Weltsprache wie Esperanto. Es ist im Grunde doch ein Unding, daß wir in dem Augenblick, wo das Bedürfnis nach einer Hilfssprache so klar sich ausspricht, eine bereits vorhandene Hilfssprache hinwerfen, zumal eine Sprache, die als eine „tote" über alle nationalen Ansprüche erhaben ist und die nebenher den wahrlich nicht gering anzuschlagenden Vorzug besitzt, jedem, der sie kann, die wichtigsten Quellen der westeuropäischen Gesamtgeschichte ohne weiteres aufzuschließen. Ob es freilich jetzt noch möglich ist, durch ein Niederreißen der klassizistischen Schranken, durch eine freiere Handhabung (die auch vor *electricitas* und *gas, gasis* nicht zurückscheuen dürfte) die Verwendbarkeit des Lateinischen zu

erneuen, ist sehr zweifelhaft. Läuft doch jeder, der das Problem ernsthaft anpacken wollte, Gefahr, als ein unverständiger Reaktionär oder als unzureichend nationalgesinnt verschrieen zu werden. Auch ist infolge der Fülle monumentaler, inschriftlicher, literarischer Entdeckungen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, so viel sachliche Arbeit innerhalb unserer Wissenschaft selbst zu leisten*), daß eine sekundäre und formale Frage dieser Art nur auf wenig Teilnahme zu rechnen hat. So wird denn vermutlich die Verkümmerung des Philologenlateins immer weitere Fortschritte machen. Trotz alledem besteht für den jungen Philologen die Forderung und die Pflicht, daß er sich die Fähigkeit lateinisch zu sprechen und zu schreiben zu erwerben sucht, so gut er es irgend vermag. Er findet jetzt an allen Universitäten Kurse zu diesem Zwecke eingerichtet, die das bieten wollen, was früher bereits von den oberen Gymnasialklassen mitgebracht wurde. Diese Gelegenheiten möge er auf das gewissenhafteste benützen, und zwar nicht nur darum, weil es überhaupt richtig ist, in allem, was man anfaßt, möglichst ganze und gründliche Arbeit zu leisten. Jedes wirkliche Können geht über bloßes Wissen, und mindestens eine der beiden alten Sprachen sollte man deshalb „können" und nicht nur „kennen". Auch das Verständnis der Schriftsteller wird dabei nur gewinnen. Es empfiehlt sich aber zu diesem Zweck vornehmlich das Lateinische, nicht nur um der Kontinuität willen, die unsre viele Jahrhunderte alte Wissenschaft zusammenhalten soll, auch nicht nur um der positiven Vorteile willen, die das Latein noch immer für die internationale Gelehrtenkorrespondenz und in seiner Anwendung bei Werken bietet, die ihrer Natur nach, wie z. B. das Corpus inscriptionum, nur an einer Stelle hervortreten und gleichwohl internationale Geltung haben sollen, sondern auch um des Lateinischen selbst willen. Seine vorhin gekennzeichnete

*) In unsrem historischen Überblick ist der Umstand dieser Neufunde absichtlich nicht so stark betont worden, wie es vielfach geschieht. Man tut gelegentlich, als handle es sich um eine Zufuhr von Lebensblut, ohne die unsre angeblich greisenhaft gewordene Wissenschaft geradezu hätte verkümmern müssen. So steht es doch nicht. Bei aller Dankbarkeit für die vielen ungeahnten Erkenntnisse, die uns zuteil geworden sind, dürfen wir gleichwohl sagen: Moses und die Propheten haben wir immer gehabt.

Schwäche und Armut wird durch reiche Vorzüge aufgewogen, die den Nachteilen gar wohl die Wage halten. Die Präzision und die straffe Klarheit dieser Sprache ist in der Tat einzigartig. Es ist zwar richtig, was man oft gegen das Lateinisch von Seminararbeiten und Dissertationen und gegen das Lateinsprechen bei Übungen einwenden hört, daß die spröde Form den Anfänger nicht selten verhindert, gerade sein Bestes glatt herauszubringen. Diesem Übelstand steht aber der unsres Erachtens nicht geringe Vorzug entgegen, daß dieselbe spröde Form sich auch gegen alles Unklare oder Halbklare kräftig sträubt und Schiefheiten des Gedankens wie Unordentlichkeiten aller Art unbarmherzig kennzeichnet. Der im wissenschaftlichen Sinne erziehliche Wert dieser Übungen sollte deshalb außer allem Zweifel sein, und es steht zu hoffen, daß der freilich auch schon vielfach gelockerte Brauch der philologischen Seminare denn doch noch eine gute Zeit lang sich widerstandsfähig erweisen wird.

Drittes Kapitel

Begriffliche Grundlegung

Wir gedenken uns über den Gegenstand dieses Kapitels verhältnismäßig kurz zu fassen, und zwar nicht nur aus den schon früher, S. 90, angedeuteten Gründen. Definitionen und Unterscheidungen, wie sie uns hier beschäftigen, erfolgen schließlich überall im Zusammenhang mit irgend einem philosophischen Bekenntnis, also mit jenen letzten und tiefsten Überzeugungen, die unsere gesamte Denkhaltung bestimmen, Überzeugungen, die eben Philosophie sind und nicht Wissenschaft. Es kann demnach bei solchen Versuchen im wesentlichen nur darauf ankommen, daß sie das betreffende Gebiet möglichst bestimmt umgrenzen und insofern möglichst befriedigend aufklären, als sie eine fruchtbare und organische Verknüpfung aller seiner Teile untereinander ermöglichen. In ihrer Brauchbarkeit liegt schließlich die einzige Legitimation für die Festlegung solcher Definitionen. Für den Verfasser steht es außer Zweifel, daß auf unserem philologischen Gebiete dieser Brauchbarkeit am meisten

einige Leitsätze entsprechen, die sich in freier Anlehnung an Wilhelm Wundts Logik und Methodenlehre (II² 2, 1895, bes. S. 303 ff.) gewinnen lassen.

Klar ist zunächst, die Philologie gehört zu den Geistes-, nicht zu den Naturwissenschaften. Hierbei ist zweierlei zu scheiden, die Lehre von den geistigen Vorgängen und die Lehre von den geistigen Erzeugnissen. Das erste Gebiet bearbeitet die Psychologie, sowohl die Individualpsychologie wie die sogenannte Sozial- oder Völkerpsychologie. Insofern nun aber die geistigen Erzeugnisse jene Vorgänge zur Voraussetzung haben, in ihnen wurzeln, aus ihnen resultieren, ist es auch für den Philologen, dessen eigentliches Feld nur die Erzeugnisse darstellen, durchaus notwendig, daß er einer psychologischen Schulung nicht entbehre: sonst wird er immer nur dazu gelangen, *res cognoscere*, aber nicht *rerum cognoscere causas*. Er wird namentlich in der Kritik und Interpretation immer wieder in Gefahr sein, in einen einseitig logischen Schematismus zu verfallen. Ohne jede Fühlung ferner mit der Völkerpsychologie, die ihn auch anthropologisches und ethnologisches Material richtig verwenden lehrt, wird ihm der sichere Blick dafür fehlen, was als allgemein menschlich zu gelten hat und was dem griechisch-römischen Sondertypus angehört.

Der Gegenstand also der Philologie sind die geistigen Erzeugnisse, mithin der Gegenstand der klassischen Philologie die geistigen Erzeugnisse des griechisch-römischen Altertums. Ähnlich drückte sich schon Boeckh aus (Enzyklopädie ² S. 10): „Hiernach scheint die eigentliche Aufgabe der Philologie das Erkennen des vom menschlichen Geist Produzierten, d. h. des Erkannten." Der Zusatz „d. h. des Erkannten" erscheint aber nicht eben glücklich; er ist wohl (neben dem Bedürfnis nach einer zugespitzten Fassung) der spekulativen Denkhaltung des Boeckhschen Zeitalters zu verdanken, für welches Geistestätigkeit mit Erkenntnistätigkeit allzusehr zusammenfiel, während doch in der Welt der geistigen Erzeugnisse — man denke z. B. an die S. 34 erwähnten Analogiewirkungen — gerade auch das ἄλογον μέρος unsrer Seele zum Teile eine sehr bedeutsame Wirkung entfaltet. Wundt hat darum mit gutem Recht den Zusatz Boeckhs beseitigt und mit dem Worte „Erzeugnis" den Haupt-

teil von dessen Definition aufs glücklichste abgeschlossen. Als geistiges Erzeugnis läßt sich die Sprache eben so gut fassen wie die Organisation von Staat und Gesellschaft, die Hervorbringung und Ausbildung von deren äußeren Lebensformen mitsamt den dazu nötigen technischen Hilfsmitteln, nicht minder die Erzeugung einer Kunst, einer Poesie, einer Wissenschaft. Sofort scheidet sich infolge dieser Begriffsbestimmung der Philologe von dem Standpunkt des Antiquars, des Sammlers, des curieusen Liebhabers. Überbleibsel des Altertums, Münzen, Geräte usw., Privatbriefe und Geschäftspapiere auf Papyrus, das alles ist ihm wichtig nicht in seiner materiellen Tatsächlichkeit, sondern insofern diese Dinge geistige Erzeugnisse sind, Manifestationen des Geistes, dessen Eigenart der Philologe zu erfassen sucht und in dessen Zusammenhang er jene Erzeugnisse einordnet. Nicht so einfach dagegen gestaltet sich die Abgrenzung der Philologie nach zwei andern Seiten hin. Zunächst gegen die Gruppe der vergleichenden Disziplinen. Diese heben aus dem Gesamtumfang der geistigen Erzeugnisse, z. B. des Altertums, je ein Teilgebiet heraus, etwa die Sprache, die Religion, das Recht, und ermitteln seine Beschaffenheit durch die Vergleichung mit den entsprechenden Teilgebieten andrer Kulturkomplexe, sei es nun mit Beschränkung auf die Völker einer geschlossenen Gruppe (z. B. die indogermanische Sprachwissenschaft), sei es ohne eine solche Beschränkung und mit dem prinzipiellen Bestreben, die ganze Menschheit zu umfassen (z. B. die allgemeine Sprachwissenschaft). Im klaren Gegensatz hierzu ist der Philologe bemüht, jene Teilgebiete gerade nicht auszusondern, sondern er betrachtet sie durchweg eben in ihrer Verknüpfung mit dem Kulturkomplex selbst, dem seine Philologie gewidmet ist, also in unserm Falle des klassischen Altertums. Am einleuchtendsten ist der Unterschied, wenn wir beim Beispiel der Sprache bleiben, sagen wir der griechischen. Nicht das ist das Ziel des Philologen, daß er aus der Teilnahme des Griechischen am Gesamtgebiet des Indogermanischen oder aus Eigenschaften, die es schon als eine der menschlichen Sprachen überhaupt aufweist, die naturartige Gesetzmäßigkeit seiner geschichtlichen Entwicklung dartue. Ihm liegt vielmehr am Herzen festzustellen, inwiefern durch einen Zusammenhang mit dem be-

sonderen Kulturbereiche, dem diese Sprache zugehört, bestimmte Modifikationen ihres Entwicklungsverlaufes sich ergeben. Daraus folgt sofort, daß die linguistisch zu erschließenden Urzustände der Sprache (auch hinsichtlich der Wortbedeutung, der Etymologie) dem Philologen im Grunde ziemlich gleichgültig sind, weil ja der dazugehörige Kulturzusammenhang für immer unkenntlich oder doch nur sehr unsicher kenntlich bleiben muß. Erst in ihrer Verknüpfung mit den übrigen kulturgeschichtlichen Faktoren wird ihm die Sprache von seiner Wissenschaft her zugänglich. Z. B. die künstliche Erneuerung nicht nur des attischen, sondern auch andrer Dialekte in der Kaiserzeit (wozu u. a. das von Schnitzern nicht freie Äolisch von Hadrians blaustrümpfiger Hofdame Balbilla gehört, die sich auf dem Memnonkoloß in Ägypten poetisch verewigt hat), bietet ihm wichtige Zeugnisse einer auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst und des literarischen Geschmackes hervortretenden rückläufigen Bewegung. Ferner interessiert ihn hierbei der Zusammenhang, der zwischen diesem gelehrten Äolisch und den Lehren der alten Grammatiker zutage tritt. Dagegen der Linguist als solcher faßt die äolischen Formen Balbillas nur als einen ziemlich zweifelhaften Beitrag zur Kenntnis des Dialektes selbst auf. Auch der folgende Fall ist lehrreich. Eine aus linguistischem Interesse hervorgegangene Sammlung der ionischen Dialektinschriften mag sich in den Fällen, wo der ionische Dialekt vom eindringenden Attisch ganz zersetzt ist, damit begnügen, die im Inschriftentext verbliebenen Reste des Ionismus und nichts weiter abzudrucken. Der Philologe vermöchte das niemals: ihm wäre eben die Zersetzung und Auflösung des alten Dialektes nicht nur als sprachliches, sondern auch als kulturhistorisches Phänomen von Wichtigkeit, das ausreichend zu beurteilen ihm nur mit Hilfe des vollen Tatbestandes möglich sein würde. Aus dieser Verschiedenheit des Standpunktes ergibt sich eine wichtige Folgerung. Die kulturhistorische Bedingtheit der Sprache, der im wesentlichen der Philologe nachgeht, mischt in die an sich im linguistischen Sinne gesetzmäßig verlaufende Entwickelung eine ganze Reihe von störenden Momenten, der Mode, aber auch der individuellsten Liebhaberei und Laune und damit sogar des Zufalls. Bei diesen Momenten verweilt der Philologe sogar

mit Vorliebe. So sehr nach alledem die beiden Betrachtungsweisen auseinandergehen (was den schon S. 103f. erwähnten, lange Zeit andauernden Antagonismus verständlicher macht), beide sind gleichwohl einander durchaus unentbehrlich. Das Problem der homerischen Sprache, das Verständnis sehr vieler Dialektinschriften würde dem Philologen nur sehr unvollkommen zugänglich sein ohne eine Einsicht in den von der Sprachvergleichung aufgeklärten Werdeprozeß der griechischen Laute und Formen. Umgekehrt, die sprachgeschichtlich so bedeutungsvolle und in ihren Nachwirkungen noch heute fühlbare Diglossie der Spätgriechen (S. 36) könnte der Linguist aus eignen Mitteln nicht erklären: der Klassizismus, mit dem sie zusammenhängt, ist eine äußerst komplizierte Erscheinung, die nur aus dem Gesamtzusammenhang der antiken Kulturgeschichte aufgehellt werden kann. Wie mit der Sprachwissenschaft, so steht es auch mit andern vergleichenden Disziplinen, soweit sie, wie z. B. die vergleichende Religionswissenschaft, überhaupt bereits entwickelt und fortgeschritten genug sind, um in eine fruchtbare Wechselwirkung mit der Philologie einzutreten. Immer wird geflissentlich ein besondres Gebiet hier in seiner geschichtlich gegebnen Verknüpfung mit dem gesamten antiken Kulturkomplex, dort in seinem Verhältnis zu dem entsprechenden Gebiet andrer Kulturkreise betrachtet. Dies ist zwar prinzipiell unterscheidend, aber es soll nicht trennend wirken.

Weniger schwierig als gegen die vergleichenden Wissenschaften gestaltet sich die Abgrenzung nach einer andern Seite hin. Eine größere Zahl geistiger Erzeugnisse pflegt den durch geschichtliche Ereignisse herbeigeführten zeitlichen Abschluß einer Kulturepoche zu überdauern und eine fortwirkende Geltung zu entwickeln, so z. B. die antike Wissenschaft, das römische Recht, das Christentum, wie es sich in der Spätantike ausgestaltet hat. Hiermit ergeben sich Beziehungen der Philologie zu der Geschichte einzelner Fachwissenschaften, zu der Jurisprudenz, zu der Theologie, die alle sich ihrerseits mit dem historischen Gesamtverlauf zu befassen haben, den jene Geisteserzeugnisse durch die Jahrhunderte bis jetzt zurückgelegt haben. Es ist aber einleuchtend, daß der Philologe hierbei sich in den zeitlichen Grenzen des Altertums zu halten hat. Mit den Prinzipien

der Reformation, mit der Rezeption des römischen Rechts hat er, in seiner Eigenschaft als Philologe, nichts zu schaffen. Nicht in der Längsachse der Entwicklung, wenn man so sagen darf, betrachtet er jene Dinge, sondern gleichsam in einer der Querachsen, in ihrer seitlichen Verbindung mit der Umwelt, die sie im Altertum umgab. Es ist also wiederum die geflissentliche Verknüpfung mit der Gesamtkultur der Antike, die das Charakteristikum seiner Arbeit bildet. Damit ist gegenüber den genannten Wissenschaften sowohl das Verbindende wie das Trennende deutlich bestimmt.

Ist nun, wie wir mehrfach gesehen haben, spezifisch philologisch gerade das Bestreben, die Verknüpfung der einzelnen Geisteserzeugnisse zu einem einheitlichen Kulturzusammenhang zu erfassen, so ergibt sich auch, mit wie großem Recht die neuere Entwicklung unsrer Wissenschaft dem Ziele zustrebte, ein Totalbild der antiken Kultur zu entwerfen. Das Bild, das sie sich bemüht zu zeichnen, muß möglichst vollständig sein, muß möglichst alle geistigen Erzeugnisse in sich schließen. An seinem Ort, in der richtigen Verbindung ist auch das Kleinste von Wichtigkeit. Eine Auswahl unter den geistigen Erzeugnissen vorzunehmen, nach irgend welchen Werturteilen, z. B. solchen, die durch eine klassizistische Geschmacksrichtung bedingt sind, erscheint nunmehr grundsätzlich als unzulässig. Selbst die Ergänzung, die Ritschl der Boeckhschen Definition hinzufügte, war nicht unbedenklich: „Reproduktion des Lebens des klassischen Altertums durch Erkenntnis und Anschauung seiner wesentlichen Äußerungen." Wo war der objektive Maßstab dafür, was „wesentlich" sei und was „unwesentlich"? Selbst für Sprache und Literatur kann der Anspruch auf ein Prinzipat nicht ausreichend begründet werden. Und wenn in der Praxis die Einheit preisgegeben scheint, weil die Fächer des Philologen im engern Sinne, des Archäologen und des Althistorikers sich zu scheiden pflegen, so ist das nicht sachlich begründet (denn die Altertumswissenschaft ist eben eine Einheit, mit einem einheitlichen Ziel), sondern es ist diese Trennung unvermeidlich allein wegen der Grenzen, die der Spannweite unsres Geistes normalerweise gezogen sind. Wem es z. B. gelungen ist, auf dem literarhistorischen Gebiete ein wirklich hohes Maß von

intimer Sprach- und Stilkenntnis sich zu erwerben, der wird wohl nur sehr selten auf archäologischem Gebiete eine gleich große Kennerschaft in der Formensprache der Kunst besitzen, die nur durch ein ebenso eindringliches Einzelstudium erworben werden kann wie jene andre. Trotzdem ist jeder Philologe verpflichtet, dem Übelstande der Trennung nach dem Maße seiner Begabung, soweit es nur irgend möglich ist, entgegenzuarbeiten. Insonderheit sei noch einmal (vgl. S. 113) auf das nachdrücklichste betont, daß ein Philologe, der sich um Archäologie überhaupt nicht kümmern wollte, heutzutage ein völliges Unding ist.

Genau so, wie die Begriffsbestimmung hinsichtlich des Inhaltes und des Umfanges des zu entwerfenden Kulturbildes nur bestätigen konnte, was uns schon der tatsächliche Entwicklungsverlauf der neueren Wissenschaft gezeigt hatte, erhalten wir auch eine Bestätigung hinsichtlich der Art und Weise, wie gegenwärtig jenes Bild entworfen wird. Die jetzige Philologie ist, wie man leicht sieht, durchaus im Recht, wenn sie (vgl. S. 92) an Stelle eines normativen den Gesichtspunkt einer explikativen Darstellungsweise grundsätzlich fordert. Es kann zunächst nur darauf ankommen, zu zeigen, wie das Altertum wirklich war, nicht aber, ob es so war, wie es sein sollte, ob es gewissen Anforderungen an Vollkommenheit und Vorbildlichkeit entsprochen hat. Wir sahen schon, daß in der Annahme des explikativen Verfahrens recht eigentlich die Umgestaltung der Philologie vom Humanismus zur Geschichtswissenschaft beschlossen liegt. Damit erhebt sich aber sofort die schwierigste aller Fragen: Gibt es denn überhaupt noch einen Unterschied zwischen Philologie und Geschichte, und worin bestünde er? Eine Absonderung der im engeren Sinne „politischen" Geschichte als das Gebiet des Historikers ist in keiner Weise angängig. Auch die Handlungen historischer Personen lassen sich als geistige Erzeugnisse auffassen und sind nachweislich durch Wechselwirkung mit den übrigen geistigen Erzeugnissen ihres Kulturkreises verknüpft. Wenn wir deshalb vom „Entwerfen eines Kulturbildes" sprechen, so schließt dieser Ausdruck die geschichtlichen Handlungsvorgänge keineswegs aus. Das Kulturbild ist selbstverständlich nicht in zuständlicher Ruhe zu denken, sondern als ein „Wandelbild"

voll Bewegung und Leben, und der Hauptfaktor dieser Bewegung, die geschichtlichen Handlungsvorgänge, können auf keinen Fall von der Gesamtdarstellung losgelöst werden. Bei dieser Einbeziehung der politischen in die Kulturgeschichte muß es verbleiben, selbst wenn man mit Paul (Grundriß der germanischen Philologie S. 153) die Philologie statt nach Wundt „Wissenschaft von den geistigen Erzeugnissen" geradezu „Kulturwissenschaft" nennen wollte. Dies scheint nun auf völlige Vermischung von Geschichte und Philologie hinzuführen. In der Tat, schon Boeckh war der Ansicht, die Geschichte sei „nur scheinbar von der Philologie verschieden, nämlich in bezug auf den Umfang, weil jene gewöhnlich der Hauptsache nach auf das Politische beschränkt wird und das übrige Kulturleben im Anschluß an das Staatsleben betrachtet." Der allen geläufige Doppelausdruck „philologisch-historisch" scheint in die gleiche Richtung zu verweisen. Usener hat sogar (an der S. 115 genannten Stelle) die Unterscheidung dadurch ganz illusorisch zu machen gesucht, daß er, der Philologie die Geltung einer selbständigen Disziplin überhaupt absprechend, sie nur als eine „Mittlerin", den Philologen als den „Pionier der Geschichtswissenschaft" bezeichnete. Sie wäre nichts als die „grundlegende Methode der Geschichtswissenschaft", 1) indem sie durch ihre vornehmlich auf Sprachkenntnis gegründete Kunst der Kritik und Interpretation das Verständnis von Urkunden ermittelt, auf welche nun einmal alles historische Erkennen angewiesen ist, 2) indem sie, soweit die (allgemeine) Geschichtswissenschaft sich aus der Erforschung der einzelnen Kulturvölker aufbaut, diese Erforschung rücksichtlich ihres besonderen Kulturvolkes vollzieht und damit bis „an die Kreuzpunkte führt, von wo neue Ausblicke in das Leben und Weben der Völker gewonnen werden." Es ist klar, hierbei wird einerseits gegen die Selbständigkeit der Philologie geltend gemacht, daß ihre Methode auch außerhalb ihres besondren Bereiches Anwendung findet, überall, wo aus der Zeugenaussage der Überlieferung ein Tatbestand ermittelt werden soll. Man könnte aber mit dem gleichen Rechte der Mathematik ihre Selbständigkeit absprechen, weil in dem ganzen weiten Gebiete der exakten (d. h. auf Grund von quantitativen Bestimmungen arbeitenden) Forschung in vielen Fällen gleich-

falls nach mathematischer Methode verfahren wird. Anderseits ist von Usener das Wort Geschichtswissenschaft in einem besonders umfassenden Sinne gebraucht worden, im Sinne einer großen Gesamtwissenschaft, deren Gegenstand die Menschheit als Ganzes bildet. So richtig es ist, daß die von jeder Einzelphilologie erarbeiteten Erkenntnisse am letzten Ende diesem obersten Ziele sich unterzuordnen bestimmt sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß trotzdem der Charakter der spezifisch „historischen" Arbeit schon tiefer unten einsetzt, im Sondergebiet der Einzelphilologien selber. Usener selbst erkennt in den soeben unter Nr. 2 erwähnten Leistungen „eine einflußreiche Beteiligung der Philologie an der gesamten Geschichtswissenschaft"; auch faßt er die „philologische Methodenlehre und Enzyklopädie" selber unter dem Namen „Historik" zusammen. So haben wir also schließlich auch nach Usener die beiden Begriffe in einem scheinbar indifferenten Nebeneinander (und nicht wie er will: durch Überordnung voneinander abgegrenzt) innerhalb desselben Bereiches. Dennoch empfindet's jeder und es ist ihm erfahrungsmäßig geläufig, daß gleichwohl ein Unterschied besteht und daß gelegentlich ein und dieselbe Sache in philologischer und in einer davon verschiedenen historischen Weise angefaßt und behandelt werden kann. Z. B. die literarhistorischen Abschnitte, die wir in den Geschichtswerken von Mommsen, E. Meyer, Beloch lesen, tragen doch auf das fühlbarste einen andern Charakter als die entsprechenden Partien in philologisch-literarhistorischen Darstellungen, wie denen von Leo und v. Wilamowitz in der „Kultur der Gegenwart" (I 8). Wenn wir nunmehr den Unterschied formulieren, so tut es not, vorher einem Mißverständnis vorzubeugen. Wenn auch Philologie und Geschichte in der Tat voneinander verschieden sind, so schließen sie sich doch deshalb keineswegs aus, sondern sie gehören aufs engste zusammen. Sehr oft operiert im Einzelfall der Philologe historisch und der Historiker philologisch. Philologie und Historie sind ebenso verschiedenartig wie unzertrennlich. Der springende Punkt ist das Verhältnis, in das man sich zu dem einzelnen Geisteserzeugnis setzt. Gewiß gilt es bei beiden Betrachtungsweisen, dies Einzelne niemals anders aufzufassen als in seiner Verknüpfung mit einem größeren Zusammenhange, dem es zu-

gehört. Während indessen der Historiker den Blick auf jenen Zusammenhang gerichtet hält, so daß ihm die Einzelheit überhaupt nur insofern wichtig wird, als sie ein Glied in der Kette bildet und durch ihre Einreihung zur Klärung und Befestigung eben dieses Zusammenhanges etwas beiträgt, so ist umgekehrt die philologische Betrachtung dem Einzelnen zugewendet und der größere Zusammenhang ist dem Philologen in dem Augenblick, da er philologisch und nicht historisch arbeitet, nur insofern wertvoll, als er ihm das Einzelne aufhellt und verständlicher macht. Beispielsweise: der Historiker wird bei Euripides u. a. deshalb verweilen, weil er wichtige Momente des Gesamtverlaufes der griechischen Aufklärungszeit aus dessen Tragödien zu entnehmen vermag, er wird ferner die Supplices dieses Dichters lesen, weil er darin Beiträge zu finden hoffen darf, die ihm das politische Stimmungsbild um die Zeit des Nicias-friedens durch charakteristische Einzelzüge bereichern. Der Philologe dagegen wird umgekehrt seine Kenntnis des zusammenhängenden Verlaufes der Aufklärungszeit zu eindringendem Verständnis der Persönlichkeit des Euripides sowie zur Erläuterung einzelner Stellen in seinen Dichtungen verwenden, er wird sich über die Gesamtheit der Vorgänge und Stimmungen der Jahre 421 und 420 historisch unterrichten, um so ausgerüstet die Supplices philologisch zu interpretieren. Dieses besondere Verhältnis zum Einzelnen erklärt nun auch mit einemmale, weswegen von Philologie ganz unzertrennlich ist der Begriff der minutiösen Detailarbeit und der Akribie, Jakob Grimms „Andacht zum Kleinen". Diese Vorzüge bleiben immer Vorzüge, auch wenn sie, wie alle Tugenden, übertrieben und in das fehlerhafte Extrem der Mikrologie ausarten können. Wenn es nun freilich richtig ist, daß innerhalb aller Wissenschaft eine Tendenz besteht, vom Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen (schon deshalb, weil erst im größeren Zusammenhange die immer erstrebte Erkenntnis einer Gesetzmäßigkeit oder doch wenigstens einer kausalen Verständlichkeit des Verlaufes zu erwarten ist), so muß freilich die Frage als berechtigt anerkannt werden, ob nicht in einer Hierarchie der Wissenschaften an sich die historische Tätigkeit, mit der philologischen verglichen, als die höhere zu gelten hat. Man sieht aber leicht ein, daß diese Frage, wie Rangordnungsfragen zumeist ohnehin

nur wenig bedeutungsvoll, ganz zurückstehen muß vor der Erkenntnis der gegenseitigen Unentbehrlichkeit und Zusammengehörigkeit beider Tätigkeiten. Indem die historische Arbeit die Zusammenhänge aufklärt, ermöglicht sie die Vervollkommnung des philologischen Einzelverständnisses, und aus den mit Hilfe der Philologie tiefer und richtiger erfaßten Einzelheiten ergibt sich eine erneute Vervollständigung unserer Einsicht in die Gesamtentwicklung. In diesem fruchtbaren Zirkel, in diesem spiralförmig immer weitere Umkreise erobernden Vordringen vollzieht sich am sichersten der Fortschritt der Wissenschaft. In dauernder Wechselwirkung also gehen normalerweise Philologie und Geschichte Hand in Hand. Wo sie einmal in Personalunion völlig sich vereinen (und einzelne Großmeister dieser Art wirkten und wirken noch in unsern Reihen), da zeigen sich auch unfehlbar die reichsten Ergebnisse. Die gemeinhin übliche Fachscheidung in den Lehrämtern hat lediglich die S. 123 f. schon erwähnten äußeren Gründe. Aber noch in einer andern Hinsicht können wir jenen Rangstreit als unberechtigt erweisen. Und damit führt uns die Betrachtung des Verhältnisses zwischen Philologie und Geschichte zugleich auf eine tiefer liegende, charakteristische Besonderheit unsrer Wissenschaft, aus der, wie sich zeigen wird, bedeutsame Folgerungen sich ergeben. Unter der Fülle des „Einzelnen", die (allerdings stets in fester Verknüpfung mit größeren Zusammenhängen und mit einem Gesamtbereiche) das besondere Arbeitsgebiet des Philologen darstellt, befindet sich auch, und zwar aus vielen Gründen in besonders wichtiger Geltung, hauptsächlich aber, weil das Verständnis bedeutungsvoller Geisteserzeugnisse von ihr nicht zu trennen ist, die Einzelpersönlichkeit. Läßt sie sich doch selber in einem besonderen Sinne auch wiederum als ein geistiges Erzeugnis gar wohl auffassen. Sie tritt uns entgegen etwa als Dichter, Künstler, Redner, Denker, Gelehrter, oder als Träger eines praktisch wirkenden Willens, nicht selten auch gleichzeitig mehreren dieser Richtungen angehörig, wie etwa Cicero. Diese Persönlichkeiten zu ergründen, ihnen gleichsam in die Seele zu schauen, den inneren Zusammenhang ihres individuellen Lebens und aus ihm heraus ihre Geisteserzeugnisse zu verstehen, das erweist sich jederzeit als ein Hauptteil und als ein besonders

reizvolles Geschäft der philologischen Arbeit. Unverkennbar ist auch hierbei die Verbindung mit der Historie dem Philologen besonders förderlich: aus der Kenntnis ihres Zusammenhangs mit dem Umkreis der gleichzeitigen Zustände wird in der Tat ein Teil der Einzelpersönlichkeit verständlich. Aber auch nur ein Teil. Die Persönlichkeit ist eben nicht lediglich ein Produkt der Verhältnisse. Sie ist zugleich auch ein Erzeugnis uns unbekannter geistiger Faktoren und damit am letzten Ende überhaupt ein unlösbares Rätsel, ein Geheimnis. Sie wird das vermutlich für immer bleiben; denn gar zu kompliziert und bis in unfaßbare Unendlichkeiten hinein verästelt ist selbst das System derjenigen Komponenten, die an sich als der Wissenschaft zugängliche Bestandteile der „Persönlichkeit" genannten Einheit gelten können. Bei dem Versuche also, das Wesen der Einzelpersönlichkeit zu fassen, überschreiten wir die Grenze der Wissenschaft: wir betreten das Gebiet der Kunst. Ohne die Fähigkeit phantasievollen Nachempfindens, künstlerischer Intuition ist die Aufgabe unlösbar. Auch in der Historie stellt die Charakteristik der Personen, diese feinste Blüte der Geschichtsschreibung, einen durchaus künstlerischen Einschlag in die Tätigkeit des Forschers dar; und zwar wird der Historiker dabei, so befremdend das scheinen mag, tatsächlich zum Philologen. Denn, um zu charakterisieren, muß sich seine Betrachtung vom Allgemeinen zum Einzelnen hinwenden, vom Generellen zum Individuellen, von der Kette der Gesamtentwicklung zu einem Gliede dieser Kette. Die Einmischung künstlerischer Elemente bedeutet übrigens keineswegs eine Preisgabe des wissenschaftlichen Charakters. Denn von der völlig künstlerischen Intuition ist sie noch immer durch einen breiten Grenzgraben getrennt. Das phantasievolle Erfassen, das liebevolle Sicheinfühlen in den Genius der zu ergründenden Einzelpersönlichkeit darf des Geistes wissenschaftlicher Prüfung niemals ermangeln. Jeder Schritt vorwärts muß an sicher ermittelten Tatsachen kontrolliert werden. So sucht der Philologe z. B. ein gesichertes Bild der inneren Entwicklung von Platons Persönlichkeit zu erarbeiten (das zu erhoffende Resultat wird alsdann dazu dienen, die platonische Philosophie tiefer zu verstehen, und dieses tiefere philologische Verständnis wird es ermöglichen, den Platonismus historisch richtiger einzu-

gliedern in den großen Entwicklungsgang des griechischen Denkens und weiterhin der menschlichen Denkarbeit überhaupt. Der Philologe bedarf dazu allerdings jener künstlerischen Auffassungskraft in hohem Maße, aber in jedem Stadium seines Vordringens zügeln und kontrollieren seine voraneilende und erobernde Phantasie hunderte von Tatsachenermittlungen: chronologische Fixpunkte, gegenseitige Verweisung der Schriften aufeinander, polemische oder sonstige Verknüpfung mit andrer erhaltener Literatur, ein ausgebreitetes Detail von Kriterien der Sprache, des Stiles, der dialogischen Komposition usw. So bedeutet denn der künstlerische Einschlag, der für unsre Wissenschaft so charakteristisch ist, keineswegs eine Verminderung ihres wissenschaftlichen Charakters oder eine Erniedrigung ihres Ranges; im Gegenteil, er adelt die Einzelforschung und die durch sie notwendige Kleinarbeit des Philologen durch eine wichtige Forderung, die er mit sich bringt, die Forderung eines hohen Maßes von „Kongenialität". Daß eine solche und in welchem Sinne sie notwendig ist, liegt auf der Hand. Eine Natur, die selber innerlich mit den Problemen des Lebens ringt und widerspruchsvollen Lösungen sich zu entwinden vergeblich kämpft, wird Euripides besser verstehen als Sophocles. Wessen Seele der religiösen Grundstimmung ganz entbehrt, wird niemals zu rechtem Verständnis des Aeschylus oder des Plato gelangen. Ein disharmonischer und ebenso raffinierter wie pathetischer Geist von der Art des Lipsius erwarb sich naturgemäß eine Kennerschaft des taciteischen Stiles, wie sie ihm hinsichtlich des Cicero oder Horaz unerreichbar geblieben wäre. Man beachte schließlich auch noch, daß die Beschäftigung mit dem Persönlich-individuellen, an welcher der künstlerische Einschlag unsrer Wissenschaft hauptsächlich haftet, doch nicht nur auf ein beschränktes Teilgebiet ihres Gesamtumfanges sich bezieht. Unter den Überlieferungen, an die jede Altertumsforschung gebunden ist, nehmen die Schriftwerke naturgemäß den Hauptraum ein und darunter wiederum solche, die zugleich als Literaturwerke zu gelten haben. So wird der Philologe in der Tat auf Tritt und Schritt genötigt, sich in die Geheimnisse des Individuums zu versenken. Jenes Künstlerische ist also nicht nur ein gelegentliches Accedens, es ist vielmehr ein wesentliches Ingrediens der Philologie. Die

Philologie ist in Wahrheit τέχνη καὶ ἐπιστήμη, ars et scientia. Und hiermit sind wir zu guter Letzt auch an den Punkt gelangt, von wo sich, wie wir glauben, die schon mehrfach von uns berührte Verständigung anbahnen läßt zwischen der als „reiner" Wissenschaft historisch und explikativ gewordenen Philologie und der Kulturmission, die sie als „angewandte" Wissenschaft namentlich in der Schule zu erfüllen hat. Diese kann auf die normative Betrachtungsweise des Humanismus aus vielen Gründen niemals ganz verzichten. Sie ist deshalb in jene Schwierigkeiten geraten, auf die wir schon des öfteren hinwiesen; vgl. S. 85 u. 95. Unter den Gründen, die für die Erhaltung des Humanismus sprechen, sei hier nur einer, aber ein wohl völlig durchschlagender hervorgehoben. Der Schulunterricht will nicht nur Kenntnisse übermitteln, er will durch deren Übermittlung zugleich erziehen. Das bedeutet, er will einwirken auf die künftige Handlungsweise, auf die gesamte sittliche Haltung seiner Zöglinge. Nun ist aber die sittliche Haltung, die wir einnehmen, in der Hauptsache bestimmt durch ein System von Werturteilen, das wir in uns tragen und das die Entscheidungen unsres Willens leitet. Dieses System von Werturteilen in uns zu erzeugen, es auszubilden zu einem gesund funktionierenden Organismus, dies ist klärlich die Aufgabe jeder Erziehung. Mithin auch, ja sogar vornehmlich, des erziehenden Unterrichts. Wie also vermöchte derselbe jemals auf das Werturteil zu verzichten? Er kann nicht dabei stehen bleiben, das Altertum vorzuführen in seiner durch philologisch-historische Verknüpfungen geordneten Tatsächlichkeit. Er kann nicht mit dem *quid sit et cur sit tale* sich zufrieden geben, er muß im Sinne G. Hermanns notwendig hinzufügen: *et quid eo facere possis* (S. 103). Deshalb genügt es nicht, die objektiv darzustellende Antike als die historisch gegebene Basis unsrer Kultur zu erweisen, in die sie hundertfach hineinrage und die ohne Berücksichtigung dieses Umstandes nicht völlig verständlich werden könne. Wie sollte der einfache Hinweis auf die historisch gegebne Tatsache dieses Verhältnisses die Stimmen von Gegnern zum Schweigen bringen, die jene Tatsache ihrerseits durchaus anerkennen, aber trotzdem die Meinung verfechten, es sei nunmehr reichlich an der Zeit, unsre mündig gewordene Kultur von dieser Basis loszulösen? Die Nachwirkungen der Antike stellen

nach solcher Anschauung im Ganzen nur Belastungen und Hemmnisse dar, die — selbst auf die Gefahr von Verlusten — abzustreifen, nicht aber zu erhalten das Zweckmäßigste sein würde. Wahrlich, nur wenn im Sinne des Humanismus das Studium der Antike uns zugleich unmittelbare Lebenswerte spendet, wenn die Nachwirkung des Altertums noch heute als Leben fördernd und Kräfte weckend sich erweist, nur dann erscheint der Betrieb von Altertumsstudien innerhalb des erziehenden Schulunterrichts gerechtfertigt. Der Lehrer muß mithin notwendigerweise das Werturteil geradezu geflissentlich anwenden, er kann sich niemals damit begnügen, „alles an seinem Orte gelten zu lassen", er muß Vorbildliches und Nichtvorbildliches unterscheiden, auch wenn er verständigerweise nicht im geringsten daran denkt, an den Begriff des „Vorbildes" die Aufforderung zu öder und seelenloser Imitation anzuknüpfen, sondern den Kulturwert der Antike etwa in dem Sinne ans Licht stellt, den wir schon in der Einleitung darlegten (S. 15 ff.). Kurzum: die Philologie als angewandte Wissenschaft ist, wie wir schon öfters betonten, grundsätzlich Humanismus, sie ist als reine Wissenschaft ebenso grundsätzlich Nichthumanismus. Dies ist das Dilemma. Ist es unlösbar? Keineswegs! Die Lösung ergibt sich sofort, wenn der Humanismus sich entschließt, seine die Dinge bewertende Betrachtungsweise in steter und engster Fühlung zu halten mit den Ergebnissen der historischen Wissenschaft. An dieser muß er seine traditionellen oder philosophisch neu konstruierten Maßstäbe unablässig regulieren. Es ergibt sich dann sehr rasch, daß das übliche Werturteil in vieler Hinsicht zu korrigieren ist. Z. B. ist die Poesie der Griechen im Vergleich zu ihrer Wissenschaft, das attische Zeitalter gegen das hellenistische, die demokratische Polis gegen den monarchischen Territorialstaat im allgemeinen früher zu hoch bewertet worden: nicht irgendwelche Willkür, die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis der Tatsachen nötigen dazu, das Werturteil zu modifizieren. Die Kulturwirkung aber, die die Antike entfalten soll, wird sich nur um so kräftiger entwickeln, je weniger man ein künstlich idealisiertes, je mehr man das Altertum, wie es in Wahrheit gewesen ist, in all seiner Menschlichkeit ohne Schönmalerei vorführt. Wir können die hiernach zu fordernde Art von Humanismus als den geschichts-

wissenschaftlich geläuterten Humanismus bezeichnen. Als ein schwieriger Punkt ergibt sich dabei allerdings die in der Schule ganz unvermeidliche Beziehung der Altertumsbetrachtung zu der Wertungsweise unsrer deutschen Klassiker; denn gerade diese mit tiefer Ehrfurcht zu behandelnden Großen befinden sich vielfach in auffälligstem Widerspruch auch mit den gesichertsten Ergebnissen der fortgeschrittenen historischen Wissenschaft. Hier liegt in der Tat ein sehr ernstes Hemmnis vor, das einer reinlichen Lösung der bestehenden Spannungen zurzeit noch recht fühlbar in den Weg tritt. Den befriedigenden Ausgleich auch hierfür zu finden, bleibt eine Aufgabe der Zukunft. Das kann aber an der Richtigkeit unserer Forderung nichts ändern, aus der sich zugleich zwei unerschütterliche Sätze ergeben: 1. die Ausbildung des Lehrers kann stets nur, wie es jetzt üblich ist, erfolgen auf der Grundlage eines rein wissenschaftlichen Studiums; 2. der rechte Lehrer darf auch späterhin niemals die Fühlung mit der Wissenschaft verlieren. Sie bildet das dauernde Regulativ seines Unterrichtes. Es ist darum schlechthin und mehr als jemals die Pflicht der Unterrichtungsverwaltungen, auf die Wissenschaftlichkeit der Gymnasiallehrer den größten Wert zu legen und deren Erhaltung und Erhöhung durch zweckmäßige Maßnahmen unablässig zu pflegen. Dieses um so mehr, als die Wissenschaft der reinen Philologie nicht nur durch ihre Ergebnisse eine nie versiegende Kraftquelle für die unterrichtlichen Anwendungen darbietet, sondern auch, worauf wir schon hindeuteten und wobei wir zum Abschluß noch kurz verweilen wollen, durch ihren Wissenschaftscharakter an und für sich. Und zwar eignet ihr diese Bedeutung vornehmlich kraft des künstlerischen Elementes, das wir ihr zuwiesen, in ihrer Eigenschaft als τέχνη. Schon das gleichzeitig streng gezügelte und doch von der Phantasie geleitete, Sinn und Seele bewegende Eindringen in die Einzelheiten, das sie fordert und lehrt, ist auch erzieherisch (bei elementarer und schulmäßiger Anwendung) von der größten Bedeutung. Wir sahen aber, daß sie nach der natürlichen Bestimmtheit ihres Stoffgebietes dieses Verfahren vornehmlich zur Anwendung zu bringen hat, um das Verständnis von Persönlichkeiten aufzuschließen. Nun liegt es in der humanistischen Natur des Unterrichts begründet, daß er

unter den antiken Persönlichkeiten wählt und eindringend am liebsten bei den Großen verweilt, zumal jenen Dichtern, Denkern und Künstlern, deren hochragende Geltung auch der prinzipielle Relativismus rein geschichtlicher Betrachtung niemals zu bestreiten Anlaß findet oder finden sollte. Denn in ihnen und ihren Werken hat sich die geheimnisvolle Eigenart der Persönlichkeit, aus unbekannten Quellen der Geisteskraft genährt, trotz all ihrer nachweisbaren Teilnahme an der Zuständlichkeit, die sie umgab, gleichwohl so machtvoll über jede zeitgeschichtliche Bedingtheit erhoben, daß sie selbst wie ihre Schöpfungen in einer dem Wandel der Zeiten entrückten Höhenlage weiterleben. Sie mögen wohl auf andre Zeiten anders wirken, aber sie wirken ewig. Diese Heroen innerlich zu ergründen, erfordert, wie man leicht erkennt, eben um des Geheimnisses willen, das der Genius in sich birgt, eine besondere Steigerung der künstlerischen Intuition, die der philologischen Betrachtungsweise ohnehin eignet. Das erzeugt ganz unvermeidlich eine subjektive Teilnahme; die Gefühlstöne, die ja ohnehin bei jedem Denken leise mitklingen, werden voller und kräftiger; es regt sich, ohne daß hiermit der Ernst der objektiven Forschung irgendwie in Frage gestellt werden müßte, die ehrfürchtige Liebe und die Bewunderung „Tales aut non audiuntur aut diliguntur!" Und zu jedem Heros gehört schließlich naturgemäß ein Heroenkultus.

Damit ist die Stelle bezeichnet, wo auch die „reine" oder „geschichtliche" Wissenschaft sich mit der Weise des Humanismus berührt. Erfreulicherweise ist dies gerade diejenige Stelle im Bereiche der Altertumswissenschaft, die für die „angewandte" Philologie der Schule in ganz hervorragender Weise in Betracht kommt. In keiner Hinsicht ist es mithin nötig, daß der Antagonismus zwischen Wissenschaft und Schule, der sowohl nach der faktischen Entwicklung der neueren Philologie wie nach ihrem richtig gefaßten Begriffe sich allerdings ergibt, der weiteren Anwendbarkeit der Altertumsstudien hinderlich im Wege stehen müßte. Er kann vielmehr sehr wohl belebend und fördernd wirken. Nur muß für die Schule die Losung sein der geschichtswissenschaftlich geläuterte Humanismus. — Zur Lektüre sei schließlich noch empfohlen das schöne Buch von Zielinski: Die Antike und Wir. Leipzig 1905.

Viertes Kapitel

Das Gesamtgebiet und seine Gliederung Übersicht und erste Orientierung

1. Literarische Hilfsmittel. Eine Gesamtdarstellung des ganzen Gebietes der Altertumswissenschaft kann nur systematisch angeordnet sein. Es muß aber auch Hilfsbücher für das Studium geben, die den Stoff in lexikalischer Anordnung darbieten.

Nur das Gerüste einer Systematik, aber mit reichen Literaturnachweisen, bietet das Buch von Hübner, Bibliographie der klassischen Altertumswissenschaft. Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte und Encyclopädie der klassischen Philologie. 2. Aufl. Berlin 1889. — Das systematische Hauptwerk ist das Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, in systematischer Darstellung, mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methodik der einzelnen Disziplinen. In Verbindung mit zahlreichen Gelehrten herausgegeben von Iwan v. Müller. München 1887 ff. Es sind 9 Bände, die meisten jedoch in Abteilungen und Unterabteilungen geteilt. Der verschiedene Bedarf hat bei Neuauflagen einzelner solcher Teilstücke mehrfach zu erneuten Teilungen geführt, wie denn überhaupt das starkentwickelte Sonderleben der ihrem Inhalt nach am meisten benutzten und gekauften Bände dem Gesamtwerk einen uneinheitlichen Charakter aufgeprägt hat. Das Ganze ist nunmehr seinem Abschlusse ziemlich nahe. Es umfaßt natürlich Arbeiten von recht ungleichem Wert. Wir heben hervor als besonders viel benutzte und zum Teil ganz hervorragende Bände: die griechische Grammatik von Brugmann (II 1^2), die Topographie Athens von Judeich (II 2, 2) und Roms von Richter (III 3, 2^2), die griechischen Staats- und Rechtsaltertümer von Busolt (IV 1, 1^2), die griechische Mythologie und Religionsgeschichte von Gruppe (V 2), die griechischen Kultusaltertümer von Stengel (V 3^2), Religion und Kultus der Römer von Wissowa (V 4^1), die griechische Literaturgeschichte von Christ (VII 1^4; wird in fünfter von Schmid besorgter Auflage geteilt, wovon die erste Hälfte 1905 bereits erschienen ist), die römische Literaturgeschichte von Schanz (VIII, und zwar: 1^2 Republik — seit 1907 in dritter Auflage geteilt, wovon die erste Hälfte erschienen, bis zum Ausgang des Bundesgenossenkrieges —; 2, 1^2 augusteische Zeit; 2, 2^2 vom Tode des Augustus bis Hadrian; 3^2 von Hadrian bis Constantin; 4, 1 das vierte Jahrhundert; 4, 2 bis zum Gesetzgebungswerk Justinians, fehlt noch), endlich die byzantinische Literaturgeschichte von Krumbacher (IX 1^2). Der Preis des ganzen Werkes übersteigt die normalen Mittel eines Studenten durchaus; es pflegt aber überall in Bibliothekslesesälen, philologischen Instituten oder Seminaren zum Handgebrauch bereitzustehen.

An die Stelle der systematischen tritt die lexikalische Anordnung des Stoffes in der von August Pauly begonnenen, später von W. S. Teuffel und Chr. Walz weitergeführten Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft (Stuttgart 1839 ff.; 6 Bde. in 8 Teilen; I 1 und 2 in 2. Auf-

lage 1864 und 1866). Dieses Werk wird gegenwärtig ersetzt durch eine leider nur langsam vorrückende Neubearbeitung im größten Maßstabe, Stuttgart 1894 ff., die bis jetzt einschließlich eines ersten Supplementheftes, das sich auf Bd. I bis IV bezieht, 1905) bis V 1 1907) oder bis zum Stichwort „Eutychos" reicht, womit zugleich die Leitung des Ganzen von Wissowa an Kroll übergegangen ist. Da die Wissenschaft immer im Flusse und in Weiterentwicklung begriffen ist, so bedurften derartige Aufnahmen ihres Bestandes einer fortwährenden Berichtigung. Zur Ergänzung der genannten Werke dienen daher die Hilfsmittel, die ein Bild von der Fortbewegung der Wissenschaft zu bieten die Aufgabe haben.

Seit 1873 ist in langer Bändereihe erschienen der Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft, zunächst von Bursian, später von Iwan Müller, Seyffert, Wendland herausgegeben, jetzt unter der Leitung von Gurlitt und Kroll. Die Benutzung dieses Hilfsmittels erleichtert es sehr, den gegenwärtigen Stand der Forschung auf einzelnen Gebieten kennen zu lernen und für eigne Untersuchungen den rechten Anschluß an die Vorgänger (der niemals außer acht gelassen werden darf) zweckmäßig einzuleiten. Die seit 1886 viermal im Jahre beigegebene Bibliotheca philologica classica verzeichnet wohlgeordnet alle neuerscheinende Fachliteratur. Wöchentlich tuen dasselbe die seit 1881 erscheinenden kritischen Wochenschriften, deren es überflüssiger Weise mehrere gibt, besonders die Berliner philologische Wochenschrift und die Wochenschrift für klassische Philologie. Auch das schon seit 1850 erscheinende Literarische Zentralblatt und seit 1880 die Deutsche Literatur-Zeitung bringen fortlaufend Bibliographie und Kritiken. Mit diesem und dem sonstigen, leider überquellend großen Apparate an periodischer Literatur machen Bibliotheken, Lesehallen, Institute den Studierenden allmählich vertraut. Die Fülle wirkt anfangs erdrückend. Man lasse sich nicht einschüchtern und verwende ja nicht zu viel Zeit auf solche zersplitternde Lektüre. Ein richtiges Verhältnis zu dem diffusen Zeitschriftenapparat stellt sich allmählich von selber ein. Das Nähere über die in den Vorlesungen oft zitierten Hauptzeitschriften des Faches Hermes, Rheinisches Museum, Philologus, Neue Jahrbücher usw. verzeichnet Hubner[2] S. 133 ff. Als eine Beigabe zu Bursians Jahresbericht ist 1905 das Werk erschienen die Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert. Eine Übersicht über ihre Entwicklung in der Zeit von 1875 bis 1900, im Verein mit mehreren Fachgenossen bearbeitet von Wilhelm Kroll. Schon Fortgeschrittenere, aber nur solche) werden es mit Erfolg zur Orientierung benutzen.

Sehr zu wünschen wäre es, daß neben diesen umfangreichen und für den Gelehrten bestimmten Hilfsmitteln ein auf die Bedurfnisse des Lernenden berechnetes und auch seinen durchschnittlichen Geldmitteln angepaßtes Handbuch unserer Wissenschaft existierte, das in gedrängten Übersichten die Hauptresultate wie die Hauptprobleme der einzelnen Disziplinen vorführte und durch knappe Angaben über die rechten Methoden und Hilfsmittel als ein Wegweiser durch die verwirrende Fülle der Fachliteratur sich erwiese.

Die früher (S. 89) erwähnte Enzyklopädie von Boeckh kann gegenwärtig diesen Dienst nicht mehr versehen. Ihr gebührt zweifellos ein Ehrenplatz in der Geschichte unserer Wissenschaft; aber eben deshalb, weil sie durchweg mit geschichtlichem Verständnis gelesen und benutzt sein will, ist sie kein geeignetes Werk für Anfänger. Wer Englisch kann, hat wenigstens für das griechische Gebiet ein treffliches Hilfsmittel an Whibley, a Companion to greek studies, Cambridge 1905. Das Buch ist die Gemeinschaftsarbeit einer größeren Anzahl angesehener Forscher.

Ein ähnliches, aber das Gesamtgebiet umfassendes Unternehmen ist auch bei uns im Entstehen, unter Leitung von Gercke und Norden. Früher ward von den Studierenden vielfach auch das Triennium philologicum von Wilhelm Freund benutzt. Daß dies Werk, abzusehen von seiner nicht zu billigenden Gesamtauffassung der Arbeitsweise eines Studierenden, rein sachlich betrachtet keineswegs verwerflich war, zeigte schon das auf den alten Freund gegründete und nicht ohne innere Berechtigung in Frankreich erfolgreiche Buch von Sal. Reinach, Manuel de philologie classique (2. Aufl. Paris 1884 und Neudruck mit ergänzter Bibliographie 1904). Aus dem Triennium philologicum sind hervorgegangen die Grundzüge der klassischen Philologie von B. Maurenbrecher und R. Wagner, die im Laufe des Jahres 1909 in 3 Bänden abgeschlossen sein sollen, ein völliger Ersatz für das damit abgetane ältere Werk. Was bis jetzt vorliegt, erweist die Brauchbarkeit dieser Grundzüge. — Endlich sei noch bemerkt, daß neben den systematischen auch für den Anfänger ein lexikalisches Hilfsmittel steht, des trefflichen alten Lübker Reallexikon des klassischen Altertums (7. Aufl. von Erler. Leipzig 1891). Erfreulicherweise geht dies bewährte Schul- und Hilfsbuch einer zeitgemäßen Neugestaltung bereits entgegen.

Was im folgenden von uns geboten wird, ist nur eine ganz knappe Übersicht. Sie kann und will weder enzyklopädische Vorlesungen noch gar ein Handbuch irgendwie ersetzen. Es kommt hier außer einer ersten Orientierung hauptsächlich darauf an, die Einheit und den Zusammenhang des Gesamtgebietes darzutun. Gerade bei der Philologie, wo die akademischen Vorträge und Übungen keinerlei systematische Vollständigkeit oder Stufenfolge aufweisen können, entsteht allzuleicht die Vorstellung, als sei sie nur ein zufällig zusammengerafftes Bündel von Einzeldisziplinen oder gar Einzelkenntnissen. Darunter leidet dann die Gesamtanschauung, indem es ihr an Geschlossenheit, innerem Zusammenhang und der rechten Perspektive mangelt. Dem will der nachstehende Überblick schon zu Beginn der Studien entgegenwirken. Wir bemerken aber noch, daß er nicht etwa eine allgemein anerkannte und feststehende Gliederung darbietet. Eine solche gibt es überhaupt nur hinsichtlich einer Zahl von allerdings allgemein üblichen Unterscheidungen und Benennungen. Jede Gesamtsystematik aber hängt wiederum in der schon S. 118 erwähnten Weise an philosophischen Grundüberzeugungen.

2. Das Organon der Philologie oder das kritisch-hermeneutische Verfahren (Kritik und Interpretation). — Boeckh stellte diesen Abschnitt als die „formale Theorie der philologischen Wissenschaft" den „materialen

Disziplinen der Altertumslehre" voran. Wir folgen derselben Grundanschauung, ziehen aber einen im Corpus der Aristotelesschriften üblichen Namen vor, wo die als Organon bezeichnete formale Logik in derselben Weise den „materialen" Disziplinen der Philosophie vorausgeht. Kritik und Interpretation bilden recht eigentlich das „Werkzeug" des Philologen. Wir verweilen bei diesem Abschnitt übrigens absichtlich etwas ausführlicher, aus einem pädagogischen Grunde. Der jugendliche Anfänger ist nicht selten geneigt, namentlich das textkritische Verfahren für eitel Pedanterie zu halten. Er weiß, daß Außenstehende darüber spotten. Er hat auch davon lauten hören, daß Konjekturalkritik innerhalb der Philologie zeitweise einmal geradezu wie ein Unfug gewuchert hat. Er möchte kein „Textgründling" werden und glaubt nicht recht, daß ernste Probleme an diesem Kleinkram hängen können[1], der ihm den graden Weg zu reizvolleren Studien überflüssigerweise zu versperren scheint. Mit diesen Vorstellungen muß aber unbedingt und gründlich gebrochen werden. Ohne sichere Schulung im Gebrauche des philologischen Organon wird man überhaupt kein Philolog. Darum müssen die Übungen dieser Art sofort bei Beginn des Studiums nachdrücklich einsetzen. Sobald sie nur ernsthaft betrieben werden, zeigt sich, daß gerade das Gegenteil von Langeweile und Pedanterie damit verbunden ist. Überhaupt möge sich der Anfänger von vornherein die philologische „Andacht zum Kleinen" aneignen und nicht vergessen, daß niemand Geringeres als Goethe das Wort gesprochen hat: „Ich habe überhaupt keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe noch nicht deutlich und geläufig geworden ist."

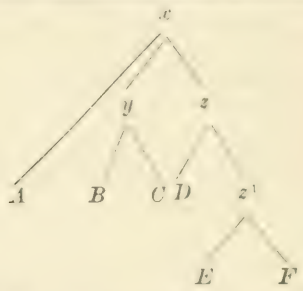
Da die Geisteserzeugnisse, mit denen sich die klassische Philologie beschäftigt, der Vergangenheit angehören, so sind sie uns z. T. nur unvollständig und entstellt erhalten, Kunstwerke und Inschriften gar oft mit schweren Beschädigungen oder in Trümmern, Kunstwerke wohl auch nur in Kopien mit Abweichungen vom Original. Schriftwerke stammen nur teilweise (namentlich Urkunden und Reste von Papyrusrollen, vereinzelt auch Codices oder Reste von solchen) aus dem Altertume selbst, dann großenteils stark beschädigt und überdies selbst bei höchstem Alter meist schon durch einen oft recht großen zeitlichen Abstand von dem Originalwerke getrennt, das sie mit ähnlicher Irrtumsmöglichkeit und Irrtumswahrscheinlichkeit repräsentieren wie späte Kopien die Originalstatuen alter Meister. Führt uns doch selbst unter den ältesten Papyri ein fragmentarischer Platotext, der vielleicht nur um ein halbes Jahrhundert von Platons Tode entfernt steht, in eine Fülle von Differenzen und textlichen Problemen. Für die weiten Abstände der mittelalterlichen Handschriftenüberlieferung gilt dies natürlich noch in erhöhtem Maße. Desgleichen die Vorgänge der alten Geschichte, die Ein-

[1] Um ein Beispiel zu nennen: im Evangelium Matth. 1, 25 heißt es von Joseph und Maria [illegible]. Wenn nun daneben die mit Lucas 2, 7 übereinstimmende Variante erscheint, [illegible], so springt in die Augen, daß diese Differenz von Bedeutung wird für die Analyse der Erzählung von der übernatürlichen Geburt des Heilands (der Parthenogenese).

richtungen, Bräuche usw., alle diese Geistesäußerungen der Vergangenheit hat die Forschung nicht unmittelbar vor sich, sondern sie kennt sie nur mittelbar aus Erzählungen, Schilderungen oder aus sonstigen schriftlichen Zeugnissen davon, die in irgend einer Weise durch jene Vorgänge oder Zustände veranlaßt sind und die sich gar oft widersprechen, genau so wie die Kopien derselben Meisterstatue von einander gelegentlich sehr stark abzuweichen pflegen. Auch hier also derselbe Zustand: das Objekt der Forschung ist uns in seinem ursprünglichen Tatbestande keineswegs direkt erfaßbar. Mechanische Störungen, unabsichtliche und absichtliche Entstellungen treten in großer Zahl zwischen das Objekt und den prüfenden Beobachter. Die nächste Aufgabe ist demnach — und man sieht schon jetzt, daß man sich unmöglich von ihr dispensieren kann — die Herstellung des ursprünglichen Tatbestandes. Das ist Voraussetzung für alle weiteren Operationen. Wie lautete die und jene Schriftstelle ursprünglich? Sagt darüber das Zeugnis der Handschrift A oder das der Handschrift B das Richtige? Welches war die Armhaltung bei der Originalstatue, wie bei Kopie A oder wie bei Kopie B? Gehörte dies und jenes wirklich in den Bereich der zu erforschenden Einrichtung (des Amtes, des Gesetzes), wie man nach dem Bericht A schließen kann, oder ist das Gegenteil davon richtig, was der Zusammenhang von B nahezulegen scheint? Verlief dieser Teil des historischen Vorganges so, wie ihn Zeuge A, oder so, wie ihn Zeuge B erzählt? Solche Fragen tauchen unablässig auf und wie man sieht, keineswegs nur inbezug auf Schriftwerke. Das kritische Verfahren, das zu ihrer Lösung dient, ist deshalb für den gesamten Bereich der Altertumswissenschaft grundlegend. Man könnte seine Methodik in voller Analogie durchführen als Textkritik, Monumentenkritik, Geschichtskritik. Doch soll, hauptsächlich der Kürze wegen, die Parallelisierung von nun an unterbleiben oder Leser denke sie selber aus und ziehe die Folgerungen. In der Textkritik tritt die Methode des Verfahrens am einleuchtendsten und einfachsten zutage. An der Textkritik erfolgt deshalb herkömmlich und zweckmäßigerweise ihre Einübung. So beschränken wir uns demnach auf diese. Schon der Name charakterisiert das Verfahren: der Kritiker ist insofern wirklich ein κριτής, ein Richter, als er seine Tatbestandsermittlung vorzunehmen hat auf Grund eines Zeugenverhörs; denn als Zeugen lassen sich all die Mittelinstanzen betrachten, durch deren Prüfung er zum ursprünglichen Sachverhalt vordringt. Um dabei zu stichhaltigen Resultaten zu gelangen, bedarf es einer festen Methode, die gelernt sein will. Wir betrachten dabei zunächst, was wir das rein-kritische oder das kritische Verfahren im engern Sinne nennen wollen im Gegensatz zum kritisch-exegetischen Verfahren und zur reinen Exegese oder Interpretation im engern Sinne. Es handelt sich dabei um die Aufgabe, die Lachmann „Recensio" nannte. Vgl. S. 196 f. Mit Hilfe von etwaigen Überbleibseln der wissenschaftlichen Textespflege aus antiker Zeit, ferner von Resten antiker Bücher überhaupt oder von Spuren derselben (wie sie antike Zitate darbieten), weiterhin durch mittelalterliche Zitate, durch chronologische Fixierung der noch erhaltenen Handschriften, durch Ermittelung ihrer gegenseitigen

Bezeichnungen, wird der gesamte Überlieferungsprozeß einschließlich der gelehrten Textbehandlung, die auf das Mittelalter folgte, bis in unsere Zeit herab, als ein einziger großer historischer Zusammenhang aufgefaßt, die sogen. Textgeschichte. Dieser Zusammenhang nun wird, genau entsprechend dem Wesen aller philologischen Methode, benutzt, um mit seiner Hilfe im Einzelfall richtig zu urteilen.

Eine textgeschichtlich als unursprünglich, etwa aus zwei noch vollständig erhaltenen Vorlagen nachweislich zusammengeschriebene Handschrift kann für eine Textfassung, die sie an einer Einzelstelle ganz allein darbietet, grundsätzlich kein einwandfreier Zeuge sein. Es laute z. B. die textgeschichtlich gefundene „Rezensionsformel" folgendermaßen (wobei mit x y z jetzt verlorene, aber mit Hilfe des davon abgeleiteten Handschriftenbestandes rekonstruierbare Glieder der Überlieferung bezeichnet sind):



Was *A B C D E F* gemeinsam haben, erweist sich als ein eindeutiges Zeugnis und als die erreichbar älteste Textform überhaupt, die Lesart des sogenannten Archetypus d. h. der Stammhandschrift, aus welcher die erhaltenen Handschriften in diesem Falle sämtlich herstammen (nicht immer ist die Überlieferung so einheitlich). Wenn *B* und *C* auseinandergehen, zu *B* aber *A D E F* stimmt, so besteht das berechtigte Praejudiz, daß die Zeugenaussage *C* durch ein Versehen getrübt ist. Schon die Deckung der Aussage *B* durch *A* allein würde bei dessen direktem Verhältnis zu *x* schwer ins Gewicht fallen. Gar kein Gewicht wird dagegen eine alleinstehende Aussage von *F* haben, da natürlich mit jeder Verzweigungsstelle mehr die Fehlermöglichkeit zunimmt. Die Rezensionsformel bietet also für jeden Einzelfall eine Norm, wie groß die Selbständigkeit und die Abhängigkeit, wie stark das Präjudiz von Reinheit oder Trübung bei der jeweiligen Zeugenaussage ist. Um aber zu einem solchen in einer Formel (auch Stemma, Stammbaum) zusammengefaßten Resultate der Textgeschichte zu gelangen, ist es notwendig, daß bei der Fixierung des textgeschichtlichen Zusammenhanges durchaus objektive Kriterien verwendet werden. So prägen bisweilen mechanische Vorfälle (eine Blattversetzung, der Ausfall eines Blattes, einer Lage, besonders oft des Anfangs- und des Schlußstückes, aber auch im einzelnen die Zerstörung oder Unleserlichkeit einer Stelle) ganzen Gruppen von abgeleiteten Handschriften das Siegel gemeinschaftlicher Abhängigkeit auf. Andre solche

objektive Kennzeichen sind z. B., wenn bei einer Lücke die hier fehlenden Worte dort genau eine Zeile ausmachen, wenn gewisse Verderbnisse hier aus dem Schriftduktus dort sich schlagend erklären lassen. Überhaupt ist es Gemeinsamkeit der Fehler und Störungen, was die Abhängigkeit erweist, nicht die Gemeinsamkeit im Richtigen. Das ist ein anerkannter Grundsatz der kritischen Technik. Nur ist es zunächst erforderlich, den Begriff „Fehler" auf die offenkundigen Verderbnisse einzuschränken, nicht aber Stellen hinzuziehen, bei denen erst die Interpretation dartut, daß die eine der fraglichen Lesarten fehlerhaft sei. Denn das Resultat der Interpretation ist oft nur wahrscheinlich, nicht streng beweisbar, und damit würde ein subjektives Kriterium in die textgeschichtliche Konstruktion hineingetragen werden. Die Recensio soll eben deshalb rein kritisch verfahren, nicht kritisch-exegetisch. Beim Sammeln des Beweismaterials für die Recensio verfährt man am besten nach einem festen Schema: Plus, Minus, Lego motum, Aliter. In eine der vier Kategorien lassen sich die zu beobachtenden Differenzen stets einordnen. Die vierte ist insofern die gefährlichste, als hier sehr oft fraglich ist, ob eine Lesart eine „offenkundige" oder nur kraft subjektiver Interpretation überhaupt eine Verderbnis darstellt.

Übrigens bildet die textgeschichtliche Ordnung und Sichtung des erhaltenen Handschriftenbestandes selbst nur das Haupt- und Kernstück der Textgeschichte. Keineswegs aber ist deren Aufgabe mit der Aufstellung eines Handschriftenstemmas erschöpft. Auch der Archetypus, der an der Spitze des Stemmas steht, erheischt — oder wenn, wie gar oft, mehrere Archetypi vorliegen, die hsr. Überlieferung mithin uneinheitlich ist und mehr re „Rezensionen" nebeneinander aufweist, so erheischt die Mehrzahl der Archetypi gleichfalls noch eine geschichtliche Erläuterung. Es will also auch die Dunkelheit der Zeiten gelichtet sein, die zwischen dem Autor selbst und den ältesten der erhaltenen oder der rekonstruierbaren Textformen liegen. Hier kommen nicht selten die Zeugnisse über die texthritische Arbeit des Altertums in Betracht. Überbleibsel derselben erscheinen manchmal noch auf den Rändern unsrer Handschriften, welche die Reste eines alten Variantenapparates mit größerer oder geringerer Treue fortpflanzen. In manchen Fällen gewähren die neugefundenen Papyrustexte Anhaltspunkte. Ferner ist die sogenannte „Nebenüberlieferung" heranzuziehen, die sich aus antiken und mittelalterlichen Florilegien, oder sonstigen unsere Handschriften an Alter überragenden Zitaten zusammensetzt; auch die erhaltenen alten Kommentare und Scholien gestatten öfter einen sicheren Schluß auf besondere Lesarten, die sie voraussetzen. Desgleichen sind z. B. bei Aristoteles aus den syrisch-arabischen und aus den mittelalterlichen Lateinübersetzungen bisweilen wichtige, ältere Textvarianten zu erschließen. Die Handhabung der Nebenüberlieferung erfordert aber gesteigerte Behutsamkeit. Durch je mehr Hände der Text gegangen ist, desto stärker die Fehlerquelle. Dazu kommt, daß auch die Textverhältnisse der zitierenden Autoren, der Kommentare usw. kritisch aufgeklärt und darnach berücksichtigt sein wollen. Es fragt sich ferner, ob der zitierende Autor wörtliche Treue auch nur beab-

sichtigt, auch ob er nur aus dem Gedächtnis zitiert, ob er das Zitat aus erster Hand hat usw. Überhaupt erfordert die Textgeschichte in ihrem ganzen Bereiche wissenschaftlichen Weitblick im höchsten Maße. Wie sehr Sorgfalt auch eine Bekanntschaft mit der Geschichte des Buch- und Schriftwesens (auch der orthographischen Systeme) erforderlich ist, liegt auf der Hand. Nicht minder zu wünschen ist eine von psychologischer Schulung geleitete Einsicht in die allgemeinen Vorgänge, die beim Lesen, Hören und Schreiben ihre Wirkung üben. Gewisse typische Fehlerklassen gehören ganz hierher, wie Hörfehler bei Handschriften, die nach Diktat geschrieben sind, Haplographie, Dittographie, größere Auslassungen infolge Überspringens des Auges nach einem vielleicht weit entfernten gleichen Worte (oder auch nur einer gleichen Endung; Homoeoteleuton), Einmischen von Worten, die aus dem Vorhergehenden im Gedächtnis haften, unwillkürliches Ummodeln eines soeben aufgefaßten Textstückes nach dem individuellen Sprechrhythmus des Schreibers, und dergl. mehr. Zuviel systematische Spekulation über die Methodik des Verfahrens ist übrigens nicht erwünscht. Die Übung macht den Meister. In der Praxis von Einzelfällen die Handhabung des kritischen Organons zu lehren, dies ist der vornehmliche Zweck der kritischen Übungen, die auch dem Anfänger schon dargeboten werden und die man gewissenhaft ausnutzen wolle. Dazu gehören auch recht elementare, und doch, wie der Lehrer gar oft erfährt, keineswegs selbstverständliche Dinge. So will es wirklich erst gelernt sein, einen textkritischen Apparat nur einmal richtig zu lesen. Sehr schwer auch geht erfahrungsgemäß die Einsicht auf, daß eine in sekundären Renaissancehandschriften erscheinende Konjektur mit den primären Überlieferungszeugnissen nicht zusammenzustellen und pari iure zu behandeln, sondern daß sie durchaus gleich zu erachten ist einer modernen Konjektur. Es pflegt merkwürdig lange zu dauern, bis die Erkenntnis da ist, daß es bisweilen sachlich gar keinen Unterschied ausmacht, ob etwas handschriftlich oder ob es gedruckt vorliegt. Lange dauert es ferner erfahrungsmäßig, bis sich in den Köpfen der jungen Kritiker die scheinbar so selbstverständliche Einsicht durchsetzt, daß die allererste Frage überall zu lauten hat: Was ist eigentlich überliefert? Oft genug beginnen sie mit: „Bergk schlägt das vor und Mommsen dies" usw. Sie gleichen dann wohl einem Arzte, der die Therapie beginnt, ehe er die Diagnose gemacht hat. Auch sonst gibt es kleine, rein technische, aber darum doch recht wichtige Praktiken die Fülle, die man nur empirisch sich aneignen kann. Beispielsweise wird man in Anfängerarbeiten in dem Falle, daß in den Worten τὸ πλῆθος τῆς πόλεως διαιρεῖται A eben diesen Wortlaut, B dagegen statt τῆς πόλεως vielmehr πολιτείας (ohne Artikel) hat, gar oft den Tatbestand so angegeben lesen: τὸ πλῆθος τῆς πόλεως διαιρεῖται A, πολιτείας B. Man muß eben erst lernen, daß diese Angabe irre führt, weil sie bedeutet: B hat statt aller fünf Worte nur das eine πολιτείας. Oder etwas rein Graphisches. Ich schrieb soeben, „daß B dagegen statt τῆς πόλεως vielmehr πολιτείας hat". Der Tiro schreibt unbedenklich, „daß B dagegen statt τῆς πόλεως πολιτείας hat", ohne das auseinander zu haltende auch äußerlich für das Auge zu trennen. Die

peinliche Akkuratesse und klare Eleganz, die ein so großzügiger Geist wie O. Jahn sich in seinen Ausgaben zur Pflicht machte, beruht hauptsächlich auf strengster Genauigkeit auch in diesen kleinen Dingen. Die Philologentugend der Akribie nimmt hier ihren Anfang.

Auf die Recensio ließ Lachmann die Emendatio folgen, auf das rein kritische folgt das kritisch-exegetische Verfahren. Kritisch bleibt es insofern, als auch hier noch die Prüfung von Zeugenaussagen der Überlieferung im Mittelpunkt steht. Die Interpretation tritt hinzu, weil die Entscheidung in diesen Fällen nicht auf textgeschichtliche Gründe, sondern auf das Verständnis der betreffenden Stellen, nach der formalen wie nach der sachlichen Seite hin, gegründet wird. Die eigentümliche Aufgabe aller Interpretation, die wir kurz bezeichnen können als „Wiederherstellung verloren gegangener Bedingungen des Verständnisses" tritt also auch hier hervor. Nur handelt es sich bei ihrer Beteiligung an der Emendatio stets um Einzelstellen, und zwar um solche, bei denen die ursprünglichen Bedingungen des Verständnisses durch Trübung oder Entstellung der Überlieferung entweder wirklich gelitten haben oder gelitten zu haben scheinen, oder wo sonst sich Zweifel erheben, die durch den Überlieferungsvorgang als solchen hervorgerufen sind. Dabei kommen in Betracht: 1) die Stellen, wo textgeschichtlich gleich berechtigte Zeugenaussagen (Lesarten) vorliegen, keine ohne weiteres sinnlos oder verwerflich, 2) die Stellen, wo die einmütige oder die kraft der Rezensionsformel als allein primär zu erachtende Überlieferung die „offne Corruptel" zeigt, 3) die Stellen, wo die einmütige oder die kraft der Rezensionsformel als allein authentisch zu erachtende Überlieferung einen lesbaren Text darbietet, der aber gleichwohl Anstöße enthält, die uns vermuten lassen, daß seine scheinbare Unversehrtheit trügerisch ist, daß weiter rückwärts, hinter der uns zunächst erreichbaren Textgestalt, zu irgend einer Zeit eine Entstellung erfolgte. Diese wird bei solcher Sachlage kaum jemals ein Zufallsergebnis sein: vielmehr betreten wir hier den Boden der sogenannten Interpolation, des bewußten und absichtlichen Eingriffs in die Überlieferung. Die Interpolation durchläuft eine reiche Skala von Motiven, von der direkten und böswilligen Fälschung bis herab zu der im Schülerinteresse erfolgten Vereinfachung eines schwierigen Ausdrucks, oder der Aufnahme einer ursprünglich am Rande oder zwischen den Zeilen stehenden Erklärung (Glosse), von der ästhetischen Schönbesserei der Spätbyzantiner und Itali bis zu den oft sehr durchsichtigen Augenblickseinfällen, womit ein mehr oder minder unterrichteter Schreiber irgend einem Schaden abzuhelfen sucht, wie das auch schon im Altertum selber vielfach geschehen ist. Die Wissenschaft weiß ihm keinen Dank dafür. Sie muß sogar eine mit stupider Gewissenhaftigkeit geschriebene Handschrift, die selbst ungeheuerliche Verderbnisse treulich kopiert, jenen durch trügerische Glätte täuschenden Exemplaren vorziehen, die durch eigenmächtige Korrektur und Interpolation den älteren Tatbestand verdunkeln und damit gar oft den Zugang zum Echten verschütten, den die „ehrliche Corruptel" vielleicht noch deutlich anzeigte.

In all diesen Fällen setzt die Wahl oder die Herstellung des Richtigen voraus, daß die betreffende Stelle aus dem Zusammenhang, in dem sie steht,

richtig verstanden wird, also Interpretation, Exegese, Hermeneutik, Erklärung. Das spezifisch Philologische springt wiederum sofort deutlich hervor: ein Ganzes, ein Zusammenhang ist da, und er wird verwendet, um eine Einzelheit, die darin steht, aufzuhellen. Hier kann nun aber der schon S. 128 erwähnte „Zirkel" gefährlich werden: die Kenntnis des Zusammenhanges einer Stelle setzt doch voraus, daß ich alle Einzelheiten der Stelle verstehe, und nun soll ich eine unverstandene Einzelheit aus dem Zusammenhange erklären! Daß ein solcher Zirkel das philologische Verfahren nicht schon an sich notwendig unfruchtbar macht, sahen wir schon früher. Im Einzelfalle kann das aber allerdings und zwar dann eintreten, wenn die Verderbnis oder die Interpolation gerade an derjenigen Stelle des Zusammenhanges sitzt, an der das Verständnis des Ganzen hängt. Dann scheint jede Sicherheit der Emendation aufzuhören, es scheint das bloße Raten (Divination) und Vermuten Konjektur zu beginnen. Doch findet auch dieses immerhin noch sichere Anhaltspunkte durch die übrigen Normen, denen eine gesunde Emendation ohnehin zu folgen hat. Wenn auch der zunächstliegende Zusammenhang, der des Sinnes, fürs erste versagt, so appelliert der Philologe doch überhaupt nicht allein an ihn, sondern die Verknüpfung der Einzelheit reicht weiter. Die folgenden, umfassenderen Zusammenhänge bieten ihm neue Instanzen. Da ist zuerst die Sprache, in der das betreffende Werk geschrieben ist. Eindringende Sprachkenntnis ist die Seele der Textkritik. Und zwar muß es die spezifisch philologische Sprachkenntnis sein, die zu der Kenntnis der allgemeinen Grammatik und der sprachgeschichtlichen Unterschiede noch zweierlei hinzufügt: die Kenntnis der generellen und der individuellen Sprache, die im besonderen Falle in Frage kommt. Wir verstehen dabei unter der generellen die besondere Sprache der Literaturgattung, der das betreffende Werk angehört, unter der individuellen die persönlichen sprachlichen Eigenheiten des betreffenden Schriftstellers. In erster Hinsicht ist an Unterschiede gedacht, wie z. B. λέξις ἐπική, τραγική, κωμική (im Drama selbst wiederum zwischen Chor und Dialog), auch an die Beachtung der sogenannten Niveauunterschiede: ein Geschäftskontrakt zwischen kleinen Leuten, ein Privatbrief, eine zur literarischen Publikation ursprünglich gar nicht bestimmte Lehrschrift, ein literarischer Dialog, eine panegyrische Festrede, das alles hat seine wohl zu beachtenden sprachlichen Besonderheiten, die, bei der Emendation sorgfältig beachtet, der Willkür sehr bestimmte Schranken ziehen. Auch ist die generelle Bedingtheit der Sprache, die Herrschaft fester Stile, im Altertum sehr viel größer als in moderner Literatur. Ein sprachlicher Naturalismus ist wenigstens innerhalb der Literatur eine Seltenheit (gelegentlich bei Epicur); selbst die absichtlich schlichte Rede bildet sich einen festen Stil aus (Lysias), nicht minder die mit Bewußtsein auf den ästhetischen Reiz (den ἡδυσμένος λόγος) verzichtende Prosa der Lehrschriften eines Aristoteles. So muß der Philologe neben der allgemeinen Grammatik auch noch die Besonderheiten der Gattungsstile berücksichtigen. Ein Hauptfehler ist es, alles über einen Leisten zu schlagen, eine Haupttugend dagegen des Philologen ist der Sinn für Nuancen. Deshalb ist,

wie wir schon sagten, die Kritik das gerade Gegenteil von plumper Pedanterie sie setzt sogar eine nicht geringe Feinfühligkeit voraus, und schwerfällige Köpfe ernten auf diesem Gebiete keine Lorbeeren. Die Forderung steigert sich noch durch Berücksichtigung auch der individuellen Unterschiede. Innerhalb der λέξις τραγική ist wiederum zwischen Sophokles und Euripides gar mancher Unterschied. Ein Neoteriker wie Seneca, ein gemäßigter Klassizist wie Quintilian, ein Archaist wie Fronto, ein Manierist wie Apuleius das gibt die verschiedenartigsten Sprachbilder. Die gleiche Gattung Kunstprosa steht sprachlich unter ganz verschiedenen Bedingungen, wenn der Autor A den Hiatus meidet, der Autor B dagegen nicht, wenn A seine Perioden cadenziert (mit rhythmischen Klauseln abschließt), B dagegen nicht: beides bedeutet für Wortwahl und Wortstellung sehr Erhebliches, und die Emendation einer Einzelstelle findet auch von dieser Seite her Normen, welche die Willkür des Ratens gar sehr einschränken. Genau so, wie die Sprache, sind natürlich auch die andern formbestimmenden Elemente zu berücksichtigen, bei Dichtern vor allem die Metrik. Wiederum treten dabei die drei Forderungen hervor: Kenntnis der allgemeinen Metrik, der generellen Metrik (z. B. der tragische Trimeter ist ein andrer als der komische), der individuellen Metrik (Besonderheiten der euripideischen im Vergleich zur sophokleischen Technik usw.). Kann man doch sogar innerhalb der Gedankenanalyse, d. h. der Ermittlung des Sinnzusammenhangs in der Einzelstelle, dieselbe dreifache Nuancierung fordern, und zwar sowohl in Hinsicht des Gedankeninhaltes wie in Hinsicht der Gedankenform. Hat z. B. die Stelle einen geographischen Inhalt, so ist neben den tatsächlichen geographischen Verhältnissen wiederum die Gattung zu berücksichtigen (das geographische Lehrbuch anders wie das lyrische Gedicht) und endlich der persönliche Vorstellungskreis, den der Autor hat. Aber auch hinsichtlich der Gedankenform tritt neben die Direktive der allgemeinen Logik allemal eine generelle Bestimmtheit (die Dichtung verfährt freier als die Prosa, die rhetorische Prosa freier als eine aristotelische Lehrschrift, die noch unentwickelte Reflexion Hesiods ist sprunghafter und ungeschickter als das gewandte Räsonnement einer euripideischen Bühnenfigur usw.) und nicht minder die individuelle Nuance: denn nicht nur einzelne Lieblingsausdrücke, auch ganze Lieblingswendungen, Gedankenfolgen, Schlußweisen usw. eignen manchem Schriftsteller persönlich. Ja die Individuation muß in manchen Fällen soweit fortschreiten, daß der Kritiker sprachlich und auch hinsichtlich der Besonderheiten der Gedankenführung bei ein und demselben Schriftsteller zwischen Jugend- und Altersschriften unterscheidet (Platon). In der zunehmenden Berücksichtigung solcher Momente tritt zugleich, wie man leichtsieht, in der schon früher S. 108 besprochenen Weise die Psychologie in ihr gutes Recht neben die Logik. Vor allem ist deutlich, an welcher Fülle von Voraussetzungen eine gute Emendation hängt, wie wenig sie mithin an sich eine Sache der spielerischen Willkür ist. Sie wird deshalb auch umso meisterlicher ausfallen, je umfassender die Lektüre des Kritikers ist, je reicher gesättigt sein Geist sich darstellt namentlich von einer differenzierten Sprachkenntnis. Denn in den Besonderheiten der Sprache finden ja schließ-

lich die allerfeinsten der besprochenen Nuancen ihren besonderen Ausdruck. Daher erkennt man die kritische Meisterarbeit gemeinhin daran, daß ihr Urteil über die fragliche Stelle sich stützt auf sprachliche Parallelen. Freilich sind diese alsdann nicht etwa aus Wörterbüchern erst nachträglich zusammengesuchte Belege für den unabhängig davon ausspintisierten Vorschlag, sondern es sind die aus selbst erarbeiteter philologischer Sprachkenntnis zusammenschießenden Elemente, aus denen der Vorschlag von vornherein erwuchs. Die Anfängerkritik dagegen liebt es, sich in schematischer Logik zu ergehen und die Lösung des Problemes unabhängig von der geschilderten sehr konkreten Bedingtheit des Verfahrens gleichsam in abstracto zu konstruieren. Ein kostbares Muster des Richtigen hat in seinen zahlreichen kritisch-exegetischen Abhandlungen Johannes Vahlen aufgestellt, und der schon öfter von anderen ausgesprochene Rat ist so übel nicht, der Anfänger möge einige dieser Abhandlungen gründlich studieren, zumal sie auch treffliche Vorbilder in der Anwendung des Lateinschreibens bieten und überdies jetzt leicht erreichbar sind in der Sammlung „Johannis Vahleni Professoris Berolinensis Opuscula Academica" (2 Teile, Leipzig 1907 und 1908). Er wird in Vahlen einen äußerst konservativen Kritiker kennen lernen. Die rechte kritisch-exegetische Untersuchung hat auch in der Tat recht oft das Ergebnis, daß der Anstoß nur ein scheinbarer war, daß die Überlieferung gesund ist. Gleichwohl soll diese Erfahrung ja nicht zu dem schon S. 109 gekennzeichneten ἀγὼς λόγος hinführen. Das allgemeine Mißtrauen gegen die Ertragfähigkeit selbst der im engeren Sinne konjekturalen Kritik ist ungerechtfertigt. Die Fälle sind gar nicht selten, daß die Konjektur eines modernen Gelehrten nachträglich ihre urkundliche Bestätigung findet z. B. durch Papyrusfunde; man lese auch, was Rubnken im Elogium Hemsterhusii p. 6 über die Bestätigung von H.'s Konjekturen zu Xenophon Ephesius erzählt). Die schlimmste Verlegenheit liegt auch gar nicht in der gelegentlichen Nötigung zur Divination, vielmehr in dem S. 143 unter No. 1 genannten Falle, wo zwischen textgeschichtlich gleichberechtigten Varianten zu wählen ist, die kritisch-exegetische Prüfung indessen ergibt, daß eine Entscheidung kaum möglich ist, daß auch nach ihrem Ausspruch die Varianten gleichberechtigt bleiben. (In manchen Fällen derart liegt sogar die Annahme nahe, die Textdifferenz könne bis auf den Autor selbst zurückgehen und aus verschiedenen Fassungen seines Autographs oder auch aus verschiedenen Ausgaben seines Werkes sich erklären). Der Editor, der sich auf jeden Fall irgendwie entscheiden muß (denn nur eine der Lesarten kann er in den Text setzen), hat dann einen schweren Stand. Es bleibt ihm schließlich nur ein einziges Regulativ. Er stellt die betreffenden Fälle vorläufig zurück und entscheidet sie erst später, wenn ihm nach durchgeführter Emendation aus einer genügend großen Zahl wirklich entscheidbarer Fälle klar geworden ist, welchen Handschriften oder Handschriftengruppen wegen nachweislicher Güte im allgemeinen der größere Kredit zukommt. Dies Regulativ aber, die nicht mehr rein textgeschichtlich, sondern durch eine Wertabschätzung begründete Autorität der Handschriften, ist seiner Natur nach prekär, weil die

kritische Interpretation gar manches subjektive Element mit einschließt. Es ist denkbar und auch faktisch oft der Fall, daß je nach kritischer Kühnheit oder kritischer Behutsamkeit die Wertschätzungen beträchtlich schwanken. Auf jeden Fall aber will diese Direktive, wie man sieht, erst erarbeitet sein. Der Anfänger nimmt die handschriftliche Autorität zu leicht als etwas Gegebnes hin und argumentiert nur zu gern allein mit dem Gewicht der *boni codices*, wohl gar so, daß auch das längst überwundene und durch „Abwägen" ersetzte „Zählen" der Zeugnisse wieder hervortritt: *multi* oder *plurimi* oder *omnes codices*. Hiergegen ist es noch immer durchaus angezeigt, an das S. 79 mitgeteilte Bentleianum zu erinnern.

Das Zusammenwirken von Interpretation und Kritik, wie es bei der Emendation stattfindet, bezog sich, wie wir sahen, immer nur auf Einzelstellen eines Textes, und zwar auf solche, bei denen von seiten der Überlieferung irgendwelche Schwierigkeiten sich erhoben. Es erübrigt noch die Aufgabe der reinen Interpretation, der wir uns nunmehr zuwenden. Nicht nur durch die Gefährdungen, welche der Überlieferungsprozeß mit sich bringt, gehen Bedingungen des Verständnisses verloren, sondern, und zwar in großer Zahl, auch schon unmittelbar durch den zeitlichen Abstand, der uns von der Entstehungszeit eines Schriftwerkes trennt. Eine Fülle von Voraussetzungen, die der Verfasser ohne weiteres machen durfte, sind durch den Wandel der Zeiten in Wegfall gekommen. Man denke z. B. an eine attische Tragödie. Da ist die allgemeine Vertrautheit des athenischen Publikums mit der gesamten Heldensage wie mit früheren Gestaltungen gerade des vorliegenden Stoffes durch andere Dichter; da ist seine lebendige Kenntnis der historischen Ereignisse und der geistigen Zeitströmungen, auf die der Dichter anspielt; da ist das sichere Gefühl der Zeitgenossen für die Besonderheit des poetischen wie des musikalischen Kunststiles, sei es nun, daß sie im Einzelfall mit dem Strom der damaligen Gesamtentwicklung geht oder gegen ihn, in beiden Fällen doch mit dieser Gesamtentwicklung in hundertfacher und inniger Wechselwirkung; da ist endlich der Einfluß, den die antiken Theatereinrichtungen auf Einzelheiten ausüben, für das zeitgenössische Publikum durchweg etwas Selbstverständliches. Alle diese mit dem Zeitabstand in Wegfall gekommenen Bedingungen des Verständnisses muß die philologische Interpretation wieder herzustellen suchen, und wie man leicht sieht, tritt diese Aufgabe auch an solchen Stellen fortwährend an sie heran, die hinsichtlich ihrer Überlieferung zu kritischen Zweifeln gar keinen Anlaß geben. Die Definition, die wir geben „Wiederherstellung von Bedingungen des Verständnisses, die infolge des Zeitabstandes verloren gegangen sind", kann nicht nachdrücklich genug wiederholt und unterstrichen werden (vgl. auch S. 24). Ist sie als verbindlich anerkannt, so schließt sie auch alle jene übelberüchtigten Auswüchse philologischer Kommentare rundweg aus, wie sie am üppigsten bei den Holländern in den Zeiten vor Bentleys Einfluß wucherten. Die bewußte Zweckdienlichkeit tritt an Stelle der Willkür eines gelehrten Allerleis. Die Definition gilt übrigens für die Interpretation schlechthin,

sowohl in ihrer Verknüpfung mit der Kritik zum Zweck der Emendatio, wie für den Fall ihres Selbstzwecks. Nur aus praktischen Gründen haben wir sie erst in diesem Abschnitt zur Formulierung gebracht. Dabei ist noch zu beachten, daß auch bei der reinen Interpretation die oft schon erwähnte Dreiheit in Wirkung tritt. Der Interpret stellt die Bedingungen des Verständnisses wieder her 1. in Rücksicht auf den Zusammenhang des Schriftwerkes mit den allgemeinen Zeitumständen in ihrem weitesten Umfange (z. B. als eines Produktes vom Jahre 421), 2. in Rücksicht auf die gattungsmäßige Bestimmtheit des Schriftwerkes (z. B. als eines Dramas), 3. in Rücksicht auf seine individuelle Bestimmtheit durch die Person seines Urhebers (z. B. des Euripides). Es ist aber ferner noch zu beachten, daß die Interpretation diese Aufgaben nicht nur den Einzelheiten gegenüber zu leisten hat, sondern sie hat auch — und das ist ihre höchste und kostbarste Leistung, ja die eigentliche Krone der spezifisch-philologischen Behandlung eines Schriftwerks — in demselben Sinne das Werk als ein Ganzes zu erklären, wiederum in seiner allgemein zeitgeschichtlichen, in seiner generellen und in seiner individuellen Bedingtheit. Insofern nun in der Einzelpersönlichkeit des Schriftstellers am letzten Ende alles das Genannte zusammenströmt, Anregungen der Zeitgeschichte, herrschende oder kämpfende Weltanschauungen, Kunsttraditionen und Kunsttheorien, Stilmoden und Sprachmoden und so vieles andere, was alles sie rezipierend oder reagierend zu einer individuellen geistigen Einheit in sich ausgestaltet und durch diese Einheit wiederum die Beschaffenheit des Werkes, als eines Ganzen, durchgreifend bestimmt, — insofern sieht man leicht: genauer gefaßt ist jene höchste Aufgabe der Interpretation die Ergründung des Zusammenhanges zwischen der Persönlichkeit und ihrem Werke und damit ein vertieftes Verständnis für dessen Entstehungsbedingungen und weiterhin auch für seine Verknüpfung mit dem gesamten Kulturbild des Altertums. Dieser Teil der Interpretation, in dem die schon früher S. 128 ff. von uns erwähnten künstlerischen und damit auch subjektiven Momente unsrer Methode kräftig zutage treten, bedarf eines besonderen Namens, schon darum, weil das Verständnis, das hier erzielt werden soll, tiefer dringen will als das allgemeine Verständnis der Zeitgenossen selber reichte; denn nicht mehr die an der Oberfläche, sondern die in der Tiefe liegenden Bedingungen des Verständnisses will man herstellen, wenn man aus dem Geiste des Urhebers heraus die Eigentümlichkeiten des Gesamtwerkes entwickelnd aufklärt. Nicht sehr zutreffend bezeichnete man früher diesen Teil des philologischen Verfahrens als die „höhere Kritik", hauptsächlich deshalb, weil im Zusammenhange desselben auch Echtheitsfragen und ähnliche Probleme auftauchen (größere Textverschiebungen, Überarbeitungen usw.), wobei wiederum die spezifisch kritische Prüfung mit der Interpretation sich verbindet. Doch erscheint der Ausdruck zu eng. Besser ist die neuerdings immer mehr aufkommende Bezeichnung „Analyse", an der wir festhalten wollen. Mit dem Wesen dieser Analyse sich vertraut zu machen, dazu ist für den jungen Philologen der beste Weg das sorgfältige Studium eines guten Musters.

Wir empfehlen dazu das auch überdies reiche Belehrung bringende Werk von Richard Heinze, Virgils epische Technik (2. Auflage, Leipzig 1908). Theoretisches und Prinzipielles, an einer reichen Fülle von praktischen Beispielen erläutert, bieten die Aufsätze von Alfred Gercke über die Analyse als Grundlage der höheren Kritik in Ilbergs Neuen Jahrbüchern VII (1901) 1 ff.; 81 ff.; 185 ff. Aus Gerckes Ausführungen wird der Leser auch ersehen, daß die von uns vorgetragene Systematik, wie wir schon S. 137 bemerkten, nicht etwa in dem Sinne zu verstehen ist, als handle es sich bei den von uns gebotenen Bestimmungen und Abgrenzungen um etwas allgemein Verbindliches, um eine feststehende und anerkannte Schuldoktrin. Eine solche gibt es gar nicht. Gegen die durch ihre Resultate gerechtfertigte Praxis, die es in erster Linie zu erwerben gilt, tritt die Methodologie in der Tat bescheiden in den Hintergrund.

Anhangsweise stehe hier noch ein kurzes Wort über die Übersetzung. Sie stellt in vielen Fällen einfach eine sehr nützliche Zusammenfassung und Ergänzung der Interpretationsergebnisse dar und ist in dieser Hinsicht namentlich bei sachlich schwierigen Texten, z. B. bei astronomischen, mathematischen und ähnlichen Abhandlungen eine erwünschte Beigabe. Anders liegt die Sache bei der Wiedergabe von literarischen Kunstwerken. Hier hat man, obwohl man darin übereinstimmt, daß auch diese Übersetzung die Interpretation gleichsam konzentriert in sich enthalten solle, über die rechten Prinzipien des Übersetzens viel gestritten. Doch dürfte gegenwärtig weithin anerkannt sein, daß die leitende Parole weder unmittelbare Formnachbildung („in den Versmaßen der Urschrift") noch völlige Freiheit der Wiedergabe sein kann, sondern „Stilübertragung". Dieses in dem Sinne, daß man innerhalb der deutschen Literatur nach derjenigen Kunstgattung sucht, die ihrem Ethos zufolge dieselbe Stilwirkung bei uns erzielt, wie sie die antike Vorlage zu ihrer Zeit ausgeübt hat. Daß z. B. der Vossische Hexameter von dem Ethos des homerischen weit abliegt, spürt jeder: dagegen in Sprache und Vers des Nibelungenliedes läßt sich zum homerischen Ton ein wirkliches Analogon schaffen. Proben von solcher Übersetzungskunst und die prinzipielle Begründung ihres Verfahrens findet man am besten in dem anregenden Aufsatz „Was ist Übersetzen", den v. Wilamowitz (der überhaupt, und zwar namentlich auf dem Gebiete der griechischen Tragödie, die philologische Übersetzungskunst zu neuen Ehren brachte) als Vorwort seiner Ausgabe von Euripides' Hippolytus vorangestellt hat (Berlin 1891). Er sei zur Lektüre empfohlen. Doch sei noch bemerkt, daß der Student derartige Übersetzungen für seine Person auch wirklich nur als das auffassen wolle, was sie sind, die feinste Blüte der philologischen Interpretationskunst. Daß ihre Lektüre die Lektüre der Urtexte, auch nur ergänzungsweise, irgendwie ersetzen könne, ist ausgeschlossen. Die Anschauung, der man gelegentlich begegnet, ist absolut falsch, es sei besser, einen Klassiker in Übersetzung als ihn gar nicht gelesen zu haben. Zwischen Autor und Leser steht, für den letzteren bei dieser Benutzungsweise völlig unkontrolierbar, der Übersetzer.

Die nur aus der Übersetzung erworbene Kenntnis zählt demnach wohl als ein Bildungswort, nicht aber als ein wissenschaftlicher Wert. Es bedeutet zwar jedes Stück wissenschaftlichen Besitzes auch ein Stück Bildung, das umgekehrte dagegen gilt nicht.

3. Die Grundlage für eine Gliederung des Gesamtgebietes. Der Mensch ist, wie Aristoteles gesagt hat, ein ζῷον πολιτικόν. Er tritt überall in Gemeinschaftsverbänden auf: Horde und Stamm, Sippe, Gauverband, Stadtgemeinde, Staat, Volk, Völkergemeinschaft usw. Darum ist auch der geschichtliche Verlauf (im engern Sinne des Wortes) ebenso wie die Kultur als Ganzes ein Gemeinschaftserzeugnis. Wir brauchen uns bei der schwierigen Frage hier nicht aufzuhalten, wie das Zustandekommen solcher Gemeinschaftserzeugnisse eigentlich zu denken sei. Einen geheimnisvoll-unfaßbaren „Gesamtgeist", der völlig unabhängig von den Individuen, die die Gemeinschaft bilden, und als ein nur an der Gemeinschaft als solcher haftendes Organ wirksam wäre, ist es keinesfalls nötig anzunehmen. Wir dürfen uns vielmehr die Sache so denken, daß auf allen Stufen und zu allen Zeiten eine Wechselwirkung zwischen den Individuen und der Gemeinschaft besteht und daß diese Wechselwirkung den eigentlichen Träger der großen geistigen Schöpfungen darstellt, die wir speziell wie Sprache, Sitte, Religion usw. Gemeinschaftserzeugnisse nennen. Diese Anschauung aber verträgt sich sehr wohl mit der wichtigen und für uns grundlegenden Erkenntnis, daß das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft in spätren Zeiten der Geschichte einen wesentlich anderen Charakter trägt als in den Frühzeiten. Das bewußte und selbständige Hervortreten der Einzelpersönlichkeit, namentlich auch seine Auflehnung, sein Ankämpfen gegen den Gesamtwillen, das Durchsetzen des Individualismus und damit auch das Hervorbringen von ausgesprochen individuellen Geisteserzeugnissen gehört stets verhältnismäßig späten Stufen der Geschichte an. Je weiter zurück, desto gleichförmiger die Masse, desto mehr ordnet der Einzelne sich der Gesamtheit unter, und auch seine geistigen Erzeugnisse entstehen nicht im Widerspruche mit dem Gemeinschaftsgeist (sie würden sich in diesem Falle schwerlich durchsetzen), sondern sie nehmen beständig auf die Anschauungen und die Bedürfnisse der Gemeinschaft Rücksicht, und eben dies prägt ihnen den unindividuellen Charakter auf. Die Zwecke der Gesamtheit verbinden eine Mehrheit solcher Schöpfungen schließlich zu einem Ganzen, und in diesem Sinne sind geistige Gebilde wie Recht und Sitte, aber u. a. auch die Sprache, mit bestem Rechte nach ihrem vorwiegenden Charakter Gemeinschaftserzeugnisse zu nennen. Diese Weise der Produktion hat innerhalb der antiken Welt noch lange nachgewirkt, auch zu Zeiten noch, wo längst schon das Individuum vom Chorus des Verbandes sich losgelöst hat und im hellen Lichte der Geschichte stehend seine Stimme auch allein erschallen läßt. In Griechenland insonderheit hat das typische Staatsgebilde der ältren Epoche, die Polis, das Individuum in besonders strengem Verbandszwange erhalten und es auf allen Gebieten des Lebens durch eine Fülle von schwer zu durchbrechenden Traditionen verhältnismäßig lange eingeschränkt. So

erscheint z. B. die schon erwähnte, so bemerkenswert starke Herrschaft der „Gattungsstile" wenigstens teilweise als die Nachwirkung dieser Gebundenheit und mitbedingt durch das Bedürfnis nach Allgemeinverbindlichem, durch den geringen Sinn für Reiz wie Berechtigung des Individuellen. Diese den wichtigen Gegenstand keineswegs erschöpfenden Bemerkungen dürften genügen, um erkennen zu lassen, daß die Unterscheidung von Erzeugnissen der Gemeinschaft und des Individuums keine willkürliche Abstraktion genannt werden kann. Wie sie dem Gange des geschichtlichen Lebens entspricht, so ist sie auch geeignet, das Teilungsprinzip für eine wirklich organische Gliederung des Gesamtgebietes abzugeben.

An die Spitze wird dann gleichwohl ein Gegenstand treten müssen, der von einer solchen Gliederung abgesondert zu betrachten ist. Er hat mit dem zu entwerfenden Kulturbilde nur insofern Zusammenhang, als er die Entwicklung der Kultur sehr entscheidend mitbestimmt, ohne doch selbst als ein geistiges Erzeugnis zu ihrem Bereiche zu zählen. Wir meinen den Schauplatz des antiken Lebens, die damit gegebene geographische Bedingtheit seiner besonderen Entfaltung. An die Spitze tritt also antike Landeskunde und Topographie. — Eins der ersten Erzeugnisse hingegen, das die Gemeinschaft erzeugte, schon deshalb sehr früh, weil es die Voraussetzung für alle weiteren Leistungen darstellt, indem es den geistigen Austausch und damit die Wechselwirkung zwischen dem Einzelnen und seinem Verbande erst ermöglicht, ist die Sprache. An die Lehre von der Sprache wird naturgemäß, trotz verhältnismäßig späten Hervortretens, die Schrift und das gesamte Schreibwesen angeschlossen; denn Sprechen, Schreiben und Lesen gehören auch nach den psychologischen Vorgängen, die ihnen zugrunde liegen, aufs engste zusammen. Aber auch noch ein andrer Gegenstand gehört hierher. Mit Hilfe der Sprache gelingt es den Menschen nicht nur die Dinge zu qualifizieren, sich über das Wie und Was zu verständigen in der Welt ihrer Vorstellungen und Begierden, die Sprache befriedigt auch das nicht minder wichtige Bedürfnis, die gesamte Umwelt zu ordnen durch quantitative Bestimmungen, durch Messen und Zählen. So gehört hierher das Rechnen, soweit es volkstümlich und nicht Wissenschaft ist, also im wesentlichen die Ziffernsysteme; ferner aber die Metrologie nebst Numismatik (so spät auch die Münze auftritt), nicht minder Kalenderwesen und Chronologie. Es ist töricht, die Lehre von diesen Dingen als „Hilfswissenschaften" abzusondern. Vielmehr handelt es sich hier um wichtige (teilweise von anderen Gemeinschaften ganz oder halbfertig übernommene) Gemeinschaftserzeugnisse; denn messen und zählen ist für eine fruchtbare Gestaltung der Austauschvorgänge geistiger wie materieller Art, auf denen alle Kultur beruht, von der allergrößten Bedeutung. — Handelte es sich bei der Sprache und allem, was sich weiter daran schloß, um ein Gebilde, das nur als ein Vehikel für höhere Funktionen erscheint und das in dieser Eigenschaft, weil es den Kulturvorgängen in ihrer Gesamtheit zu dienen bestimmt ist, auf kein abgesondertes Gebiet des Lebens sich ausschließlich beziehen kann, so haben wir dagegen im folgenden derartige Sondergebiete des

Lebens ins Auge zu fassen. Der Philologe kann sich hierbei an die Stichworte halten, mit deren Hilfe die Disziplinen des aristotelischen Lehrsystems geglie*dert* sind: πράττειν, ποιεῖν, θεωρεῖν. Innerhalb des weiten Bereiches, in dem Wille und Handlung vorherrschen (πρᾶξις), erzeugt die Gemeinschaft den Staat, die Sitte, das Recht. Die Lehre davon muß im weitesten Umfang verstanden werden; sie umfaßt z. B. auch den Krieg und seine traditionellen Bräuche, nicht minder aber auch die friedlichen Maßnahmen, die der Ordnung und Verbesserung der äußeren Lebensformen dienen durch Erzeugung, Veredelung und Austausch von Gütern (Handwerk, Gewerbfleiß, Verkehrswesen, Handel, Wirtschaft). — Aber die Tatsachen und Aufgaben des Lebens enthalten nicht nur für den Willen den Anreiz zu Handlungen, sondern sie rufen auch intellektuelle Reaktionen hervor: der Mensch versucht, die Welt ringsumher und die Geheimnisse seines eignen Lebens zu begreifen und sich ihres Zusammenhangs bewußt zu werden. Gemäß der Phantasiebegabung der menschlichen Natur vollziehen sich diese Versuche einer Weltinterpretation in den Anfangszeiten offenbar stets so, daß, um es kurz auszudrücken, θεωρία und ποίησις noch in eins zusammenfließen und erst später in zwei gesonderte Gebiete des geistigen Lebens, Wissenschaft und Kunst, auseinandertreten. Das Gedankenmäßige ist eben ursprünglich so schwach entwickelt, das Sinnfällig-Anschauliche wiegt so entschieden vor, daß auch das Bedürfnis, die empfangenen Eindrücke mitsamt den ihnen gewidmeten Ordnungs- und Deutungsversuchen den Volksgenossen verständlich zum Ausdruck zu bringen, sinnfälliger Mittel bedarf und sich in Phantasiegebilden äußert, „mimetisch", wie das Plato und Aristoteles genannt haben. Dies ist der Boden, auf welchem die wichtigen Gemeinschaftserzeugnisse Mythus und Religion erwachsen. Im engsten Zusammenhange damit stehen die Ursprünge von bildender Kunst, Musik und Tanz, sowie auch diejenigen der Poesie (nebst Märchen, Fabel, Sprichwort). Das älteste Epos zeigt den Charakter der „Gemeinschaftsdichtung" noch besonders deutlich; er ist es vor allem, durch den sich das „homerische" von dem völlig individuellen Epos der späteren Literaturepochen durchaus und wesentlich unterscheidet. Aber auch andere Gattungen εἴδη der Poesie haben, bevor sie „literarisch" wurden (und damit zum Gegenstande individueller Kunstübung) weit in die Urzeiten zurückführende vorliterarische Ursprünge, die den Charakter der Gemeinschaftsschöpfung tragen. So sind denn auch die wirklich alten und gewachsenen εἴδη zumeist mit Religion und Mythus irgendwie näher verknüpft (man denke an das Drama, den Jambus usw.). Aus diesem Ursprunge leitet sich auch, wie wir schon sahen, die zähe Konstanz der Kunsttradition ab, die in so vielen Fällen für Inhalt wie Stil entscheidend bleibt, jedenfalls lange nachwirkt und bisweilen gerade dadurch später heftige Reaktionen des Individuums erzeugt (Euripides!). Darum wird man an dieser Stelle des Systems zweckmäßig unterbringen die Lehre von den Formen der musischen Kunst: Musik, Metrik, Poetik, Rhetorik. Die Rhetorik gehört hierbei an die letzte Stelle, weil die Kunstprosa historisch erst in schon nahezu individua-

listischen Zeiten auftritt und, abgesehen von einzelnen Ansätzen, ihre Kunsttradition selbst sogar ausschließlich die Leistung von Individuen ist, hart an das Gebiet der wissenschaftlichen Reflexion heranführend, als deren Grenzfall schon Aristoteles sie mit Recht betrachtet hat. Übrigens beachte man noch, wie das nach der bisher entwickelten Betrachtung Gesonderte doch auch vielfach miteinander verknüpft ist. Als Beleg diene die Religion. Sie greift in alle Lebensgebiete überhaupt ein, namentlich aber in Sitte und Recht; mit der bildenden Kunst vereinigt sehen wir z. B. auf dem Sondergebiet der Numismatik religiöse Vorstellungen sich zur Geltung bringen. Ein lebendiger Organismus läßt sich eben niemals in für sich bestehende Teile auseinanderlegen: zu seinem Wesen gehört ja, daß das Einzelne seine Funktion aus dem Ganzen erhält und sie dem Ganzen wiederum zugute kommen läßt. Damit muß jede Gliederung rechnen, die sich dessen bewußt bleibt, daß sie einen Organismus gliedert.

Zwischen die Erzeugnisse, bei denen wenigstens der Ursprung und die ersten Entwickelungsphasen vorwiegend als Gemeinschaftsleistung zu betrachten sind, und andrerseits die überwiegend oder rein individuellen Betätigungen des Einzelnen stellt man am passendsten das Gebiet der im engern Sinne sogenannten Geschichte. Für jeden, dem der Begriff der Wechselwirkung zwischen der Masse und dem Einzelnen das eigentlich entscheidende bedeutet, ist der neuerdings so leidenschaftlich geführte Streit ziemlich gleichgültig, ob die Massen und das Zuständliche oder ob die Heroen und ihre Willensäußerungen den Gang der Geschichte bestimmen, und welches von beiden deshalb vornehmlich den Gegenstand der Forschung bilden müsse. Auch das historische Werden, die Kette geschichtlicher Ereignisse, ist ja zweifellos ein Erzeugnis des Menschengeistes, und auch auf diesem Gebiete gilt die Wechselwirkung zwischen Gesamtheit und Individuum. Selbst der gewaltigste Einzelmensch wird, eben weil auch er gattungsgemäß ein ζῷον πολιτικόν ist, durch Gemeinschaft und Umgebung in Wesen und Willensrichtung bedingt. Aber ebenso sehr steht außer Frage, daß damit nicht alle Bedingungen seiner Person und ihrer Wirkungen erschöpft sind. Je stärker und mächtiger sein Wille ist und je mehr die individualistische Zersetzung der alten Gemeinschaftskultur dem Einzelwillen Spielraum gewährt, um so mehr wirkt er seinerseits auf den Verlauf der historischen Vorgänge entscheidend ein. Je weiter zurück in der Geschichte, desto mythisch-verschwommener werden deshalb auch die Träger des Einzelwillens; je weiter nach vorwärts, desto schärfer bestimmt hebt sich die Persönlichkeit ab: z. B. überragt in dieser Hinsicht auch in historisch heller Zeit die hellenistische Epoche durchaus die unmittelbar voraufliegenden Jahrhunderte. Mit Recht also können wir den Gegenständen der „Geschichte" unter dem Gesichtspunkt, der unsere Betrachtung leitet, einen besonders ausgeprägten „Mischcharakter" zuschreiben und aus diesem Grunde die ihnen entsprechende Disziplin zwischen die Behandlung der vorwiegend gemeinschaftlichen und die der vorwiegend individuellen Geisteserzeugnisse in die Mitte stellen.

Wenden wir uns endlich den letzteren zu, so ergibt sich, daß sich der Bereich des πράττειν hier zu einem geschlossenen Kreise nicht weiter zusammenfassen läßt. Soweit nicht schon die Darstellung von Staat, Recht und Sitte auch das allmählich bemerklich werdende Auftreten von persönlicher Sondertätigkeit mit zu umfassen hat (Verfassungen, Heeresreformen, Rechtsbücher, Einzelgesetze und dergl.), wird die „Geschichte" das Hierhergehörige mit enthalten. Wohl aber erfordern die Gebiete des θεωρεῖν und ποιεῖν, schon deshalb, weil sie erst jetzt bestimmter auseinanderzutreten beginnen, eine gesonderte und selbständige Behandlung. Es stört uns hierbei auch gar nicht der (freilich nicht zu verkennende) Übelstand, daß die Darstellung von Kunst und Poesie auf diese Weise in zwei gesonderten Etappen sich bewegt. Dieser Übelstand bietet nämlich zugleich den großen Vorteil, daß wesentlich Verschiedenes auch wirklich auseinandertritt: die Ursprünge und Frühzeiten finden tatsächlich nur in dem oben gegebenen innigen Zusammenhange mit der Gemeinschaftsreligion ihr rechtes Verständnis. Dagegen ein hellenistischer Mimiambus, die horazische Satura oder gar die Pharsalia des Lucan sind in solchem Maße losgelöst von jenen ursprünglichen Existenzbedingungen der Poesie, daß eine Anordnung, die diesen Unterschied durch Auseinanderbrechen scharf kenntlich macht, nur als vorteilhaft betrachtet werden kann. Demnach treten als Abschluß des Ganzen noch folgende Fächer hinzu: die bildende Kunst (der sich das Gesamtgebiet der Archäologie anschließt), die Literaturgeschichte, soweit sie sich auf Werke künstlerischen Charakters bezieht, die Philosophie (auch die Schöpfung religiös gefärbter Weltbilder mit umfassend, soweit diese vorwiegend, wie die Lehren der Mystiker und Religionsstifter, individuellen Ursprunges sind), endlich die Fachwissenschaften, womit zugleich die äußerste Spitze der wesentlich individuellen Geisteserzeugnisse und die am weitesten fortgeschrittene Emanzipation der intellektuellen θεωρία von der phantasiebewegten ποίησις erreicht ist.

Noch einmal ist zuletzt darauf hinzuweisen, daß sich Lebendiges immer nur mit Vorbehalt „gliedern" läßt. Die Gruppen müssen beständig ineinander übergreifen; selbst das Überlebte lebt in seinen Nachwirkungen und Umformungen noch weiter. Auch auf geistigem Gebiete gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Mit dem Worte Senecas „Desinunt ista, non pereunt" schloß Erwin Rhode bedeutsam seine Geschichte der an die menschliche „Psyche" sich knüpfenden antiken Vorstellungen. Nicht nur mit ihren Gattungsstilen und ähnlichen Forderungen ragt die Zeit der Gemeinschaftserzeugnisse tief hinein in die Epoche des schon befreiten Individuums. In zäher Beharrlichkeit lastet das Erbe jener Vorzeit auf jeder folgenden Entwickelung; oft tauchen mit Macht aus der Tiefe die nur scheinbar schlummernden Gestalten wieder empor, oft formen sie sich um, gleichen sich an, verbinden sich mit den Geisteserzeugnissen, die einen völlig individuellen Ausgangspunkt haben. Selbst bis in den Bereich der „Wissenschaft" hinein reichen diese Wirkungen und erzeugen eine Reihe von Pseudowissenschaften, wie Mantik, Astrologie und ähnliches. Auf

weite Strecken hin ist es gerade der Antagonismus zwischen derartigen Traditionen des Volkes und der selbständigen Denkarbeit des Einzelnen, was den geschichtlichen Entwicklungsgang in lebhafter Bewegung erhält (die keineswegs immer gleichmäßig aufwärts oder vorwärts schreitet, sondern gar oft, nach beiden Richtungen hin, in Spiralen zu verlaufen scheint). — Daß schließlich die Reihe der Disziplinen, die wir aufstellten, nicht in dem Sinne gemeint ist, als müßten oder sollten sie in dieser Folge oder auch nur in der vorgeschlagenen Abgrenzung nun auch „studiert" werden, versteht sich von selbst. Der aufmerksame Leser hat nicht vergessen, worauf es uns ankam. Den Zusammenhang unsrer Einzelstudien, ihre Vereinigung zu einem organischen Ganzen galt es darzutun: die klassische Philologie ist kein Aggregat, sie ist eine in sich geschlossene Wissenschaft.

4. Geographie und Topographie der griechisch-römischen Welt. Die Anschauung, daß Land und Leute eng zusammengehören, daß geschichtliche Entwicklungen auch geographisch bedingt sind, hat sich auch die klassische Philologie angeeignet. Schon Niebuhr hat betont, daß ohne eine lebendige Kenntnis des (vom uns vertrauten so stark abweichenden) Typus der klassischen Länder die alte Geschichte nicht befriedigend dargestellt werden könne. Besonders durch Ernst Curtius, der ein Schüler des großen Geographen Karl Ritter war, ist mit dieser Forderung Ernst gemacht worden. An die Stelle der anschauungslosen Stoffsammlungen, aus denen man früher sich Rates erholte, ist die lebensvolle Anschauung getreten, die seither hunderte von philologischen Reisenden an Ort und Stelle sich geholt haben und die ein anderer Schüler Ritters, Heinrich Kiepert († 1899) durch seine trefflichen kartographischen Arbeiten wirksam unterstützte. Auch die alte Einseitigkeit ward allmählich überwunden, derzufolge das Interesse sich früher vornehmlich der politischen Geographie und der Topographie zugewendet hatte. Die klimatischen Verhältnisse, Flora, Fauna usw. wurden erforscht und dargestellt. Z. B. würde heutzutage der Maler Preller, wenn anders er mit Sachkennern sich beriet, in seinen Odysseelandschaften die für die südliche Landschaft heute allerdings charakteristischen großen und stachlichen Agaven schwerlich so ausgiebig verwendet haben, da man weiß, daß sie erst zu Beginn der Neuzeit, im Gefolge des Entdeckungszeitalters nach Europa gelangt sind. — Bei der Wichtigkeit, die der eignen Anschauung und dem Selbsterlebnis auf diesem ganzen Gebiete zukommt, sollte jeder Philologe schon frühzeitig sein Sinnen und Trachten darauf richten, daß auch ihm dereinst ein längerer Studienaufenthalt im klassischen Süden zuteil wird. Früher ließen sich derartige Reisen außer mit Hilfe von Stipendien auch aufs schönste mit wissenschaftlichen Aufträgen zu Handschriftenvergleichung und ähnlichen Studien verbinden, welche die Akademien veranlaßten und bezahlten. Diese Quelle wird künftig wohl spärlicher fließen. Der Grund sind die Fortschitte, die der internationale Bibliotheksleihverkehr und die vor allem die Anwendung der Photographie zu wissenschaftlichen Zwecken[1]) gemacht hat. Es ist jetzt vielfach erheb-

[1]) Beiläufig: auch der junge Philologe wird sich zweckmäßigerweise mit dieser Fertigkei ausrüsten. Ganz abzusehen von archäologischen Reisen und Handschriftenstudien, er ist nicht

lich billig, sich die Photographie eines ganzen Kodex anfertigen zu lassen, als einen Philologen zu seiner Untersuchung und Kollation auf die Reise zu senden. So schade das in mancher Hinsicht ist, so wird es doch dadurch etwas ausgeglichen, daß der Reiseverkehr überhaupt sich neuerdings zunehmend erleichtert und verbilligt, so daß auch bei bescheidenen Mitteln die Reise wohl ausführbar sein wird. Nicht zu empfehlen ist, was öfter vorkommt, daß die Verbilligung durch die sogenannten Reisegesellschaften, Lehrerfahrten usw. schon von Studenten erster Semester zu einer auf kurze Tage berechneten Spritztour benutzt oder richtiger mißbraucht wird. Flüchtige, in jaher Hast sich drängende und oft mit argen Täuschungen durchwobene Eindrücke sind durchaus schlechter als gar keine. Sie verderben nur den Geschmack an dem, was man später mit ebensoviel mehr Ruhe wie auch Reife tief und andächtig in sich aufnehmen soll. Wenn man an die Stimmung denkt, mit der Goethe einst Italien betrat, so empfindet man jene Spritztouren geradezu als eine Blasphemie. Diesen barbarischen Genuß überlasse der junge Philologe freudig solchen Leuten, die es verdienen, wie eine Hammelherde von ihren Managers durch weihevolle Kulturstätten hindurchgepeitscht zu werden. Sehr zu empfehlen ist dagegen, daß er sich beizeiten heimisch macht in guten Reiseführern, wie Bädeker, Meyer, Gsell-Fels. Diese Bücher sind unter der Beteiligung kundiger Gelehrter zusammengestellt und eine unvergleichlich ausgiebige Quelle der Belehrung, nicht nur für Italien und Griechenland selbst, sondern namentlich auch für andre Teile des Mittelmeergebietes, die für das antike Leben wichtig sind. Oft fördern sie bei geographischen oder topographischen Stellen in der Schriftstellerlektüre mehr als alle andern naheliegenden Hilfsmittel. Sonst sei noch, und zwar recht dringend, empfohlen das schöne Buch von Philippson, das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. 2. Aufl. Leipzig 1907 (vortrefflich geeignet zu Dedikationen an Kommilitonen, zu welchem Zwecke der Philologe gute Bücher den fragwürdigen Erzeugnissen der „Studentenkunst" wirklich vorziehen sollte). Diese Lektüre vermittelt am besten eine auch im Sinne der geographischen Wissenschaft streng begründete Gesamtanschauung. Sie kann sogar allein schon genügen, wenn der Gang des Studiums zu eindringenden Spezialstudien auf diesem Gebiete nicht führt, wozu in manchen Fällen die eigne oder von einzelnen Universitätslehrern besonders geweckte Neigung anregt. Unerläßlich ist indessen für jeden Philologen eine genaue Vertrautheit mit einem besondren Teilgebiet, mit der Topographie von Athen und Rom. Mit deren Hauptergebnissen muß er bekannt, auf diesen beiden Zentralstätten muß er durchaus heimisch werden, insonderheit wiederum ein völlig klares Bild sich erarbeiten von der Akropolis und vom Forum. — Als Atlas für den Handgebrauch ist neben Kieperts seit 1859 bewährtem

[illegible] im [illegible]patren Amte innerhalb eines landschaftlichen Bezirks der rechte Mann, um praehistorische, römisch-germanischen und ähnlichen Ausgrabungen den wissenschaftlichen Ertrag zu [illegible]. Zu gelegentlicher Lektüre sei daher empfohlen Krumbacher, Die Photographie im Dienste der Geisteswissenschaften, in Ilbergs Neuen Jahrbüchern XVII (1906) S. 601 ff.

und öfter erneuten Atlas Antiquus auf Sieglins „Schulatlas zur Geschichte des Altertums“ (zuerst Gotha 1899) zu verweisen, der auf eine breite Basis eigner Forschung sich gründet. Man gebrauche überhaupt Karten auf's fleißigste und gewöhne sich daran, unvertraute geographische Namen niemals passieren zu lassen, bevor man sie auf der Karte nachgesucht hat.

5. Die Sprache. Die Sprachen kennen, womöglich können, das ist und bleibt die Seele jeder rechten Philologie. Nichts verhängnisvoller, als wenn auf diesem Gebiete Laxheit überhand nimmt. Das geschriebene Wort, stehe es auf Inschriften oder in Dokumenten und Büchern, es ist in den allermeisten Fällen Ausgangspunkt oder doch Hilfsmittel der philologischen Forschung; es genau zu verstehen ist stets die allererste Forderung. Ohne die Grundlage sprachlicher Sicherheit kommt alles ins Wanken; schon mehr als eine kühne Konstruktion modernster Gelehrten ist deshalb wie ein Kartenhaus zusammengefallen. Auch sei darauf hingewiesen, daß unter mangelhaften Sprachkenntnissen gerade das leidet, was inhaltlich das Kernstück der philologischen Arbeit ausmachen soll, die möglichst umfassende Lektüre der Schriftsteller. Je größere Schwierigkeiten das sprachliche Verständnis bereitet, um so freudloser wird die Arbeit, um so langsamer schreitet sie fort, um so weniger breitet sie sich aus. Schließlich greift man zu Übersetzungen, womit man dann aufhört überhaupt noch wissenschaftlich im strengen Wortsinne zu arbeiten. Aus all diesen Gründen ist es nötig, daß die nachdrückliche Pflege des grammatischen Wissens und Könnens während des Studiums nicht unterbleibt. Es wird durchschnittlich ohnehin sehr viel weniger davon als früher auf die Universität von den Schulen mitgebracht. Deshalb wirkt auch im Vergleich zu früher das Quantum „Vergessenes“ viel unheilvoller, das sich während der Studienjahre bis zu einem gewissen Grade fast normalerweise einstellt (einmal, weil für die gewohnten Übersetzungsübungen die Stilistikkurse der Proseminare keinen völligen Ersatz bieten können, sodann und hauptsächlich, weil das Interesse so stark und andauernd, wie es auf der Schule niemals der Fall sein konnte, sich dem Inhalte der Antike zuwendet). An Schüler erteilter Privatunterricht ist freilich ein wirksames Gegenmittel, aber ohne äußere Not wird und soll man dazu nicht greifen, sei es auch nur, um für wirklich notleidende Kommilitonen die ohnehin niedrigen Preise nicht noch weiter herabzudrücken. Das Beste sind gelegentliche kurze Repetitionen von Abschnitten der Schulgrammatik (besonders in den Ferien) und schulmäßig-praktische Übungen, zu denen sich am zweckmäßigsten einige Freunde zusammentun. Es bedarf dabei zur Erreichung des Zweckes viel mehr der Stetigkeit als eines großen Zeit- und Kraftaufwandes; das ist der Vorzug. Besonders ist dieser Modus angebracht, wenn die Nähe des Examens, das mit seiner Forderung einer Klausurübersetzung den Mängeln des sprachlichen Könnens entgegentreten will, zu solchen Arbeiten nötigt. Im übrigen halte man sich an die Proseminarübungen, lese gute neulateinische Muster (vgl. S. 146), wähle sich bei wissenschaftlichen Übungsarbeiten gelegentlich

auch einmal ein sprachgeschichtliches Thema und gewöhne sich vor allem auch da, wo man lateinische und griechische Autoren nicht zu einem Examenzweck, sondern nur zur Erweiterung seines Lektureschatzes liest, durchweg und genau auch auf das Sprachliche zu achten, um ungeläufig gewordene Konstruktionen wie Formen (auch Formen!) mit Hilfe der altvertrauten Schulgrammatik wieder aufzufrischen.

Soviel vom sozusagen „eisernen Bestande" des schulmäßigen Wissens, das man ob seiner Schulmäßigkeit ja nicht gering schätzen wolle. Ganz unerläßlich freilich ist daneben die wissenschaftliche Vertiefung und Erweiterung dieses Bestandes. Diese muß von doppelter Natur sein: philologisch-sprachgeschichtlich und linguistisch. Um mit dem Letzteren zu beginnen, so sei hier auf das schärfste der Satz betont: für den modernen Philologen ist eine direkte und ausreichend innige Fühlung mit der vergleichenden Sprachwissenschaft durchaus unentbehrlich. Er sei überzeugt: ohne eine solche Fühlung wird seine junge Wissenschaft gleich mit grauen Haaren geboren, und er ist schon altmodisch, wenn er kaum die Universität hat verlassen hat. Auch ist ja dann gerade der sprachliche Unterricht (und gewöhnlich für lange Jahre) der Hauptgegenstand seiner täglichen Berufsarbeit. Also die aus veralteter und die Antike isolierender Auffassung herstammende Spöttelei über die „Lautschieber" ist grundlich rückständig[1]). Die Sprachwissenschaft hat sich längst Respekt erzwungen, kraft ihrer bewundernswerten Leistungen. Den Zugang zu ihr kann sich aber der Student nicht durch Selbststudium erwerben, auch genügt keine allgemeine Orientierung. Es muß von den jetzt überall dargebotenen Vorlesungen entschlossen und energisch Gebrauch gemacht werden. Griechische und lateinische Grammatik (womöglich auch Syntax) und speziell das Gebiet der griechischen Dialekte sind die Hauptgegenstände. Die gründliche Kenntnis der letzteren ist für inschriftliche Studien wie für eine tiefere Einsicht in die verwickelten Verhältnisse der altgriechischen Literatursprachen, eingeschlossen und allen voran die homerische, unerläßlich. Aus eben dem Grunde, weil die lateinische Einigung Italiens die andern italischen Dialekte zu einem dem griechischen irgendwie analogen Literaturleben nicht hat gelangen lassen, ist eine intensivere Beschäftigung mit Oskisch, Umbrisch usw. zwar in jeder Hinsicht wertvoll, aber für den Durchschnittsbetrieb des

[1]) Karl Lehrs hat im Jahre 1873 folgende zehn Gebote für klassische Philologen aufgestellt (jetzt in seinen „kleinen Schriften", Königsberg 1902, S. 476), die hier stehen mögen, weil das letzte sechste (er scheint zu meinen, daß linguistische Studien für einen mit Frau Philologa vermählten Mann geradezu Ehebruch bedeuten) doch recht beachtliche Gesetze neben sich hat: Du sollst nicht 1. nachbeten, 2. stehlen, 3. vor Handschriften niederfallen (vgl. S. 147). Du sollst 4. den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen (vgl. S. 89), 5. lesen lernen, 6. nicht Sanskritwurzeln klauben und mein Manna verschmähen, 7. lernen die Geister unterscheiden (was wir „den Sinn für die Nuance" nannten; vgl. S. 144), 8. nicht glauben, daß Minerva ein blauer Dunst sei; sie ist dir gesetzt zur Weisheit (das ist der Rationalismus jener Zeit und Richtung; vgl. S. 108), 9. nicht glauben, daß zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten (nur beherzigen wert!), 10. nicht glauben, was einige von den Heiden gesagt haben, „Wissen sei das beste" (d. h. der Philologe braucht Phantasiebegabung und eine auch des Enthusiasmus fähige Seele; vgl. S. 17. 130 ff).

Studiums immerhin entbehrlich. Ob man Sanskrit lernen soll oder nicht, ist eine weder mit Ja noch mit Nein schlechthin zu entscheidende Frage. Wenn man früher hauptsächlich mit dieser kräfte- und zeitraubenden Notwendigkeit die Abmahnung von linguistischen Studien begründete, so ist dieser Hinweis ganz gegenstandslos geworden. Weder hat in der indogermanischen Sprachwissenschaft selbst das Indische heute noch die frühere dominierende Stellung, noch pflegen die hauptsächlich auch klassische Philologen berücksichtigenden Vorlesungen eine zusammenhängende Kenntnis dieser Sprache vorauszusetzen. Es geht tatsächlich sehr gut auch ohne das. Ob man sich also entschließen will, sie zu lernen, das hängt von Talent und Neigung ab. Notwendig ist's nicht, und der Einsatz dafür darf, wenn das Studium nicht ungebührlich verlängert werden soll, auf keinen Fall zu hoch sein. Wünschenswert ist vielmehr etwas andres, ein orientierendes Kolleg, das in Prinzipien und Aufgaben einführt und über die Indogermanistik hinaus mit den Hauptresultaten der allgemeinen Sprachwissenschaft vertraut macht. Die jetzigen Anschauungen über den Ursprung der Sprache als eines Gemeinschaftserzeugnisses, über die Mittel des Ausdrucksbedürfnisses vom Gestus, der Mimik und Pantomimik bis zur Lautsprache, die neuen psychologischen Einsichten in deren Bildungs- und Veränderungsvorgänge, die Frage nach der Gesetzlichkeit und nach ihren Störungen und so viele tief eindringende Grundfragen auf allen Gebieten, das alles kann dem Philologen nur zum größten Schaden seiner Wissenschaft fremd bleiben. Am günstigsten trifft sich's, wenn er ziemlich gleichzeitig auch Psychologie hören kann. Mit der 1907 von Kretschmer und Skutsch begründeten neuen Zeitschrift Glotta, deren besondere Aufgabe es ist, den Austausch zwischen Sprachwissenschaft und klassischer Philologie auf dem Gebiete des Griechischen und des Lateinischen zu pflegen, suche er nach den ersten Fortschritten vertraut zu werden und zu bleiben. Von Darstellungen ist für den Handgebrauch von Studierenden bestimmt und geeignet aus der „Sammlung indogermanischer Lehrbücher" das Handbuch der griechischen Laut- und Formenlehre von H. Hirt (Heidelberg 1902) und das entsprechende lateinische Buch von F. Sommer (ebd. 1903). Neuerdings ist auch eine „sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek" im Entstehen, deren treffliches erstes Heft gleichfalls die besten Dienste erweisen wird, eine ganz knappe Darstellung der lateinischen Lautlehre von M. Niedermann (ebd. 1908). Bei den oft auftauchenden etymologischen Fragen halte man sich an Walde, lateinisches etymologisches Wörterbuch (ebd. 1906). Auf griechischer Seite kann das früher mit Recht vielbenutzte Werk von G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie (5. Aufl.; Leipzig 1879) nicht mehr ausreichen. Ein neues Dictionnaire étymologique de la langue Grecque von Emile Boisacq ist im Entstehen (Heidelberg-Paris 1907 ff.).

Neben die linguistische, aber nicht feindlich neben sie, tritt (mit dem früher, S. 120 ff., schon gekennzeichneten Unterschiede) die spezifisch philologische Pflege der Sprache, die sich aus der Lektüre beständig erweitern

und vertiefen soll. In welchem Sinne hierbei Linguistik und Philologie zu einer wahrhaft sprachgeschichtlichen Betrachtung sich vereinigen können und sollen, das zeigen dem Studierenden die lesenswerten Übersichten über die griechische und lateinische Sprache, die Wackernagel und Skutsch in dem großen Sammelwerk „Die Kultur der Gegenwart" beigesteuert haben (I. 8; 2. Auflage. Leipzig 1907). Gegenwärtig bietet der Stand der Wissenschaft dem jungen Philologen auch ein ziemlich neueröffnetes Sondergebiet, wo er sich (wenn auch nicht gleich vom Beginn seiner Studien an) mit fruchtbarer Eigenarbeit wissenschaftlich betätigen kann. Das ist auf dem Felde des Griechischen die sogenannte Koine-Forschung. Hauptwerk zur Einführung: A. Thumb, Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus. Straßburg 1901. Aus vielen Gründen ist überhaupt die früher vernachlässigte hellenistische Zeit jetzt sehr stark in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Ihr und den Jahrhunderten der Kaiserzeit gehören die zahllosen Papyrusdokumente und verwandte Überbleibsel des Altertums an (beschriebne Scherben oder Ostraka, Bleitäfelchen usw., die dem Blicke des Forschers selbst mehr noch als die gleichfalls sehr zahlreichen Inschriftenfunde die unterhalb der Literatur liegenden Niederungen des wirklich gesprochenen Alltagsgriechisch enthüllen. Überdies ist das die Zeit, in welcher die griechische Sprache die in der älteren griechischen Geschichte begründete partikularistische Dialektvielheit überwindet und zur Gemeinsprache, mehr noch: zu einer Weltsprache wird. Von da an geht eine einheitliche Weiterentwicklung durch die Jahrhunderte des Mittelalters bis ins Neugriechische hinein. Die Bearbeitung des neuerschlossenen Materiales hat schon jetzt die schönsten Früchte gezeitigt. Die Grenzen z. B., welche die biblische Gräzität umhegten, als handele es sich da um ein besonderes Judengriechisch, sind definitiv gefallen; sie tritt ein in den Gesamtzusammenhang antiken Lebens, und man sieht leicht, wie sich daraus wichtige religionsgeschichtliche Folgerungen ergeben. Aber auch nach der im engeren Sinne philologischen Richtung hin eröffnen sich neue Forschungswege: so wird z. B. die aus Künstlichkeit und Natürlichkeit kompliziert und wechselnd zusammengesetzte Literaturprosa der Kaiserzeit von Jahr zu Jahr in ihrem Wesen schärfer erfaßt. Viel nützliche Arbeit gibt es hier noch zu leisten; sie bietet zugleich den Vorteil, daß sie von selbst hineinführt in die Papyrologie, diesen jüngsten und schon üppig entwickelten Schoß am Baume der klassischen Altertumswissenschaft. Bedingung ist freilich, daß der Mitarbeiter neugriechisch lernt, wozu sich das Buch von Thumb empfiehlt, Handbuch der neugriechischen Volkssprache, Straßburg 1895. Indessen ist Kenntnis des Neugriechischen (ebenso wie des Italienischen) für jeden Philologen ohnehin fast unentbehrlich. Denn wenn auch die wissenschaftlichen Publikationen der Neugriechen (in dieser unsrer Zeit der Ausgrabungen und Funde oft sehr wichtig) zumeist in der famosen καθαρεύουσα, dem antikisierenden Hochgriechisch, verfaßt sind, das man vom Altgriechischen her leicht versteht, so ist doch z. B. für die Reise nach Griechenland auch eine gewisse Vertrautheit mit der Volkssprache recht wünschens-

wert. — Auf lateinischer Seite werden namentlich Philologen, die zugleich französisch studieren, in vulgärlateinischen Studien ein analoges Arbeitsgebiet finden; nur ist die Fülle neuen Materiales unvergleichlich geringer und damit auch die Ergiebigkeit der Forschung. Überhaupt sind spezifisch sprachgeschichtliche Probleme auf lateinischer Seite dem jüngeren Philologen schwerer zugänglich als auf griechischer. Die frühbefestigte Einheit der Schriftsprache hält das volkstümliche Leben der Sprache unter ihrer verhüllenden Decke nachhaltig verborgen. Das vereinzelte Empordringen und der allmähliche Durchbruch der Unterströmungen, die von der prisca Latinitas ausgehen und schließlich in Vulgärlatein und Romanismus münden, sind sehr schwierig zu erfassen und die rechte Beurteilung dieser komplizierten Vorgänge setzt eine historische Erfahrung und eine Literaturkenntnis voraus, die, so interessant der Stoff ist, ihn gleichwohl auch für eines reiferen Studenten eigne Betätigung oft gar zu schwierig machen. — Als streng gelehrte Werke, die man hinsichtlich grammatischer Tatsachen, die über die Schulgrammatik hinausführen, zunächst konsultiert, seien genannt: Kühner-Blaß-Gerth, Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache (Neue Bearbeitung, 4 Bände, Hannover 1890—1904). Wagener-Neue, Formenlehre der lateinischen Sprache (3. Aufl., 4 Bände, Berlin 1892—1905). Eine große, auch die Syntax umfassende „Historische Grammatik der lateinischen Sprache" unter Mitwirkung mehrerer Forscher herausgegeben von G. Landgraf ist im Entstehen (Leipzig 1894 ff.). Bis dahin muß noch Kühner, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache (3 Bde., Hannover 1877—1879) ihre Dienste leisten; doch sei auch auf die Darstellung von Stolz und Schmalz in Iwan Müllers Handbuch (II^3, 1900) verwiesen; auch die ausgezeichnete Schmalzische Neubearbeitung (7. Aufl.) des Krebsschen Antibarbarus bietet treffliche Auskunft (2 Bde., Basel 1905 u. 1907).

Passend schließen wir hier ein Wort an über die Frage, welche Praxis man hinsichtlich der Aussprache der beiden Sprachen befolgen soll. Hier hüte man sich von vornherein, auf die unwissenschaftliche Fragestellung sich einzulassen: wie sprachen die alten Griechen, wie sprachen die alten Römer aus? So kann der Laie, so kann auch der neugriechische Chauvinist (für den es sich um ein ἐθνικὸν πρόβλημα, um eine Frage des Nationalinteresses handelt) die Sache anfassen, nicht aber der Fachmann. Was sind denn „die" alten Griechen? Sicherlich tönte die griechische Rede nicht nur in Marseille, am Nil, Euphrat, in der Krim anders als in Attika, sondern selbst im näheren Umkreise schon gab es starke Differenzen. Während Ypsilon in Attika wie ü klang, hörte man wenige Meilen davon den u-Laut, in Böotien und auf Euböa, wo die Orte Kumi (Κύμη) und Stura (Στύρα) noch heute die Erinnerung daran festhalten. Und zu der örtlichen Verschiedenheit kommt die zeitliche. Von Homer bis etwa Justinian reichen „die" alten Griechen: natürlich hat sich in diesem anderthalb Jahrtausend gar mancher Wandel vollzogen. Daß z. B. der Attiker älterer Zeit αι nicht nach neugriechischer Weise wie ä ausgesprochen haben kann, lehrt u. a. die Krasis in

Fällen wie κλαυ = καὶ ἐ, κλαυτ = καὶ ἐτ. Dionys von Halicarnaß bezeugt die alte Aussprache noch für die augusteische Zeit; wenn die Römer *ae* für *e* schreiben, so spricht das nur für die ursprünglich i-artige (geschlossene) Aussprache des zweiten Teiles ihres Diphthongen. Etwa vom zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit ab wird aber *ae* (wie auch lateinisch *ae*) allerdings auch im Munde der Gebildeten monophthongisiert sein und wie unser *ä* geklungen haben. Der Grammatiker Ἀθήναιος, der kurz vor 200 schrieb, wird vermutlich seinen eignen Namen schon *Athenaios* gesprochen haben. Man sieht, wie „die" alten Griechen sprachen, dieses zu fragen verrät den Laien, der von dem wissenschaftlichen Problem keine Ahnung hat. Die Wissenschaft kann auch hier nur alles im Wandel und Wechsel historischer Entwicklung zeigen, und den wirklichen Tatbestand in diesem Sinne (mit einzelnen Lücken) zu ermitteln ist ihr durch geschickte Benutzung des verschiedenartigsten Materials auch wirklich gelungen (Schlüsse aus dem Lautwandel, aus der Orthographie; Proben von ungebildeten Schreibern, die nur nach dem Gehör schreiben; Transskription in andere Sprachen usw.). Es sei verwiesen auf Fr. Blaß, Über die Aussprache des Griechischen. 3. Auflage. Berlin 1888 und Seelmann, Die Aussprache des Lateinischen. Heilbronn 1885. Ganz anders steht es mit der Frage: wie soll sich die Praxis dazu verhalten? Wollte man, wie es vielfach gefordert wird, auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufbauen, so führt das zu absonderlichen Konsequenzen. Man müßte tatsächlich nebeneinander von Platons *Phaidros* und vom Grammatiker *Athenaios* reden, ja man müßte dasselbe Wort bei einem alten und bei einem späten Schriftsteller verschieden aussprechen. Bei Cicero würden wir *justitia* mit t-Laut, bei einem Autor des fünften Jahrhunderts aber justitzia zu sprechen haben. Wird, um das zu vermeiden, eine willkürliche Norm durchgeführt, etwa die Sprechweise des gebildeten Atheners um 400, des gebildeten Römers in augusteischer Zeit, so ist das an und für sich gerechtfertigt, aber den Tatsachen tut es ebenso Gewalt an, wie etwa die konsequente reuchlinische, oder auf lateinischer Seite die humanistische Aussprache. Auch diese schlagen alles über einen Leisten, nur daß sie die Spätzeit als Norm ansetzen; was aber prinzipiell dasselbe ist, als wenn ich Homer und die Kirchenväter à la 400 ausspreche. Dazu kommt, daß feinere Einzelheiten beim „wissenschaftlichen" Verfahren schließlich doch nicht erfaßt oder inkonsequent behandelt werden. Es ist Willkür, auf die k-Aussprache des c und auf die t-Aussprache von ti Wert zu legen, während man die Qualitätsnuancen der Vokale höchst unvollständig durchführt und durchführen kann. Ist denn die konsonantische Qualität wichtiger als die vokalische? Und glaubt man, daß unser (zumeist behauchtes) deutsches k lateinisch c wirklich deckt, namentlich auch dessen Verschiedenheiten vor dunklem und vor hellem Vokal? Auf griechischer Seite wird wohl niemand so weit gehen, in der Praxis auch φιλοσοφία wie πιλοσοπῖα zu sprechen. Wollte man ferner in der noch sehr problematischen Aussprache des ζ sich Blaß anschließen, so müßte man Ζεύς mit *Sdeus* wiedergeben. Endlich, was hülfe selbst die genaueste

Reproduktion der richtigen Laute, wenn doch ein so wesentliches Element der Aussprache, wie der Akzent, der im älteren Griechisch musikalisch war (hoch und tief), bei uns aber exspiratorisch sich äußert (stark und schwach), für uns überhaupt unerreichbar ist? Es zeigt sich eben, daß bei einer toten Sprache die Aussprachenfrage nur ein Gegenstand der Wissenschaft sein kann; die Praxis ist, wenn sie die wissenschaftlichen Resultate aufnehmen will, zu Dutzenden von Kompromissen genötigt. Wenn sie nicht wegen des Zusammenfallens vieler Laute so unpraktisch wäre, so wäre es schließlich am besten, man nähme im Griechischen die byzantinisch-neugriechische (reuchlinische) Weise einfach wieder an und ließe die Halbheiten des sogenannten erasmischen Systems kurzweg fallen. Auf lateinischem Gebiete erscheint es, ähnlich wie in der schon S. 63 erwähnten Frage, mir wenigstens am besten, bei der alten Humanistentradition zu bleiben, schon aus Gründen der historischen Kontinuität. Es ist auch wunderlich genug, wenn ich „qua philologus" meinen Kindern vom *Kirkus maximus* der Römer erzähle, während ich sie „qua pater" in den *Zirkus* führe, wenn der Lehrer dem Schüler von der Bedeutung der römischen *Kensura* spricht und ihn, paßt er schlecht auf, gleichzeitig mit einer schlechten *Zensur* bedenkt. Die ganze Frage ist, bei einer toten Sprache, praktisch von so geringer Bedeutung, daß man durch Versuche, „die alte" Aussprache durchzuführen, nicht verwirrend wirken sollte. Natürlich werden besondere Fälle, wie wissenschaftliche Übungen über altgriechische Dialekt- und über altlateinische Inschriften oder über Plautus, besonders zu behandeln sein; hier handelt es sich um die Schulpraxis und um das Latein als Gelehrtensprache. Gegenwärtig halten es nicht nur verschiedene Anstalten in ihrer Praxis ganz verschieden, sondern oft selbst die einzelnen Klassen derselben Anstalt. Manche akademische Lehrer legen leider Wert auf diese Dinge, oft steht neben ihnen ein andrer, der es nicht tut. Diese Verwirrung ist unerfreulich genug. Man entscheide sich so oder so, führe dann aber seinen einmal gewählten Standpunkt auch durch. Der öfter begegnende Mischmach, wie Kaesar fezit usw., ist ganz unerträglich.

6. Die Schrift. Die Lehre von der Schrift verteilt sich auf die zwei Disziplinen Epigraphik und Palaeographie. Doch umfassen diese nicht nur den Schriftduktus und seine Entwicklung sondern im weitesten Umfang das Inschriftenwesen einerseits, das Buchwesen anderseits. Die sogenannte Diplomatik, die Lehre vom Urkundenwesen, ist auf beide Gebiete verteilt, wie denn überhaupt die Grenze zwischen beiden flüssig ist. Es gibt auch Werke entschieden literarischen Charakters auf Stein (so wurden 1884 im kleinasiatischen Oenoanda umfängliche Reste von philosophischen Schriften entdeckt, die eine Mauer bedeckt haben, als eine zu Nutz und Frommen seiner Mitbürger von einem Epicureer Diogenes errichtete Stiftung), umgekehrt greift z. B. im „Epigramm" oder der „Aufschrift" das Inschriftenwesen ins literarische Buchwesen hinüber. Auch das private Alltagsschreibwerk drängt sich gelegentlich in das epigraphische Gebiet; wenigstens rechnen wir diesem die sogenannten Sgrafitti zu, Wandkritzeleien, wie sie

besonders aus Pompeji reichlich bekannt sind und uns die Ansicht von flüchtigen, aber echten Augenblicksbildern aus den niedrigsten Sphären der antiken Lebenswirklichkeit eröffnen. Das geht hinunter bis zu den Wänden der öffentlichen Latrine Ephesus). — Epigraphik und Palaeographie gehören zu den Gebieten, mit denen eigene Vertrautheit sich während der Studienzeit zu erwerben unerläßlich ist, auch durch Selbststudium, wenn etwa in Vorlesungen und Übungen die besondere Gelegenheit dazu nicht geboten werden sollte. In der Epigraphik handelt es sich zunächst um einen Einblick in die Entstehung des aus dem Phoenicischen abgeleiteten und heute noch Europa beherrschenden griechisch-lateinischen Schriftsystems (nur das griechische Cypern mit seiner Silbenschrift steht abseits). Wie sich die griechischen Alphabete in zwei große, landschaftlich getrennte Typen gliedern, mit besonderen Entwicklungen im einzelnen und dem allmählichen Siege des ionischen (in Attica 403/2 unter dem Archon Euclides); ferner wie das lateinische mit dem westgriechisch-chalcidischen Spezialalphabet zusammenhängt, lehrt eins der klassischen Bücher unsrer Wissenschaft, dessen baldiges Studium für jeden Philologen verbindlich ist: Ad. Kirchhoff († 1908), Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets. 4. Auflage, Gütersloh 1887. Aber die Epigraphik ist keineswegs nur aus diesem Gesichtspunkt so wichtig. Die zahllosen Inschriftenfunde liefern auch nach Sprache und Inhalt die wichtigsten Zeugnisse vergangnen Lebens, Zeugnisse, die den großen Vorzug besitzen, Originalurkunden darzustellen und nur sehr selten durch andre als mechanische Ursachen entstellt zu sein. Auf dem Gebiete der Sprache ist namentlich die Dialektologie überhaupt erst durch die Inschriften auf ein sicheres und ausreichend breites Fundament gestellt worden, so daß der Bestand und die landschaftliche wie zeitliche Gliederung der Dialekte die wichtigsten sprachlichen wie auch historischen Schlüsse erlaubte. Aus Kreta, dessen Staatseinrichtungen die politischen Denker der Griechen so lebhaft beschäftigten, kennen wir jetzt ein ausgiebiges Stück alten Rechtes im Original. Ganze Strecken der Geschichte, namentlich innerhalb der Kaiserzeit, erhalten ihre wissenschaftliche Grundlegung erst durch die Inschriften. Ein unterhaltsames Bild davon, was die Inschriftenfunde (namentlich in Verbindung mit andern Ausgrabungsergebnissen) leisten, empfängt man z. B. aus dem hübschen und hoffentlich zu energischer Vertiefung in dieses Gebiet lockenden Büchlein von E. Ziebarth „Kulturbilder aus griechischen Städten (Leipzig 1907). — In ähnlicher Weise wie die Epigraphik, weit über ihren nächsten Gegenstand, die Schrift der Inschriften, hinausgehend, zu einer vieles umfassenden Disziplin sich entwickelt hat, will gegenwärtig ein Gebiet sich auswachsen, das von Haus aus nur als das erste Kapitel der Paläographie zu betrachten war, die Papyrologie. Der schier unerschöpfliche Reichtum der namentlich in den letzten Jahrzehnten in Ägypten gefundenen Schätze von literarischen und urkundlichen Papyri bedingen diese Entwicklung. Ihr dient bereits eine besondere Zeitschrift, das Archiv für Papyrusforschung, herausgegeben von Ulrich Wilcken, seit 1900. Namentlich wer an der S. 160 empfohlenen

Koine-Forschung sich beteiligen will, muß sich notwendigerweise in dieses Gebiet einarbeiten, das als ein im Werden und lebhafter Entwicklung begriffnes überhaupt noch viele und besonders auch wohlgeschulte, jugendliche Mitarbeiter brauchen kann. Es bietet auch die Annehmlichkeit, daß das Arbeitsfeld öfter als in anderen Bereichen eine „terra virgo" darstellt. (Daß es als besonders „modern" erscheint, sollte freilich kein Motiv für die Mitarbeit daran abgeben). Die Verwaltungs- und Rechtsurkunden haben sich zugleich als ein neues und hoffnungsreiches Band zwischen Philologie und Jurisprudenz erwiesen; denn auch die römische Rechtsgeschichte empfängt durch sie die nachhaltigste Bereicherung, die u. a. die römische Originalität auch auf dem Gebiete der Rechtsschöpfung einzuschränken berufen ist. Aber ganz allgemein, in fast alle Lebensgebiete, greift die Fülle dieses an Unmittelbarkeit mit den Inschriften wetteifernden Materiales ein. Erfreulicherweise hat sich übrigens die Überzeugung durchgerungen, daß im Interesse der Ausbreitung dieser Studien (in denen das in Ägypten heimische England naturgemäß, aber auch kraft bewunderuswürdiger Leistungen eine gewisse Führung hat) es nicht zweckmäßig wäre, die Papyrusschätze zu zentralisieren. Man sorgt ausgiebig für deren Verbreitung, so daß es auch an kleineren Universitäten an Studien-Material nicht mangelt. Um einen Begriff von der Wichtigkeit der Sache zu bekommen, lese man etwa die Vorträge Wilckens, Die griechischen Papyrusurkunden (Berlin 1897) und Der heutige Stand der Papyrusforschung, in Ilbergs Neuen Jahrbüchern VII (1901) S. 677 ff.

Der eigentlichen Paläographie liegt es ob, die Geschichte des antiken Buch- und Schriftwesens durch das Spätaltertum und alle Folgezeiten weiterzuführen bis auf die Gegenwart; denn im Grunde ist es ein ganz äußerlicher Abschluß, den man mit der Einführung des typographisch hergestellten Buches in dieser Disziplin eintreten läßt. Leichter als früher, wo man die Vertrautheit mit diesem Gebiete eigentlich nur im Verkehr mit den Handschriften selber lernen konnte, ist es gegenwärtig dem Studierenden gemacht, vom Buchwesen und den zeitlich und (teilweise) auch landschaftlich verschiedenen Schriftzügen sich eine auf Anschauung gegründete, ausreichende Kenntnis zu erwerben. Dies danken wir der immer größer gewordnen technischen Vollendung der bildlichen Reproduktionsmethoden, wofür auf den schon S. 156 genannten lehrreichen Aufsatz von Krumbacher verwiesen sei. Die dort aufgezählten sehr kostbaren Faksimilewerke, inzwischen schon beträchtlich vermehrt, sind in großen Bibliotheken meist in ausreichender Zahl zugänglich; kleinere, direkt für Unterrichtszwecke bestimmte Sammlungen wie Franz Steffens Proben aus Handschriften lateinischer Schriftsteller (18 Tafeln zur ersten Einführung in die Paläographie; Trier 1908) und das Lateinisches wie Griechisches berücksichtigende Album Palaeographicum von de Vries (Leiden 1908) werden auch auf Instituts- und Seminarbibliotheken zur Verfügung stehen. Diesen Werken ist eine recht fleißige (aber auch sorgsam schonende!) Benutzung zu wünschen, nament-

lich auch im Zusammenhang mit kritisch-interpretatorischen Vorlesungen und Übungen. Es gewährt einen hohen Reiz und reiche Belehrung zugleich, die Handschriften, deren Zeugnisse uns beschäftigen, wenn auch nur in Proben, gleichsam von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Oft greifen übrigens die Probleme des Buchwesens, auch abgesehen von der Schrift, tief nicht nur in textgeschichtliche, sondern auch in literarhistorische Fragen ein. Die gegenwärtig mehrfach erforschte Buchillustration, der Übergang von Papyrus zu Pergament und weiterhin zum Papier, aber auch von der Rolle (Volumen) zum heutigen Buch (Codex, eigentlich ein *Stoß* von Blättern) sind Fragen von größter Wichtigkeit, die gleichfalls durch die Papyrusfunde mannigfaltige Aufklärung erfahren haben. Vortrefflich ist die ungemein sachkundige, knappe Darstellung von Wilh. Schubart, Das Buch bei den Griechen und Römern (aus den Handbüchern der königlichen Museen zu Berlin, 1907; leider ohne Stellennachweise).

7. Metrologie, Numismatik, Chronologie, Kalenderwesen. Daß Zahlen, Messen und Wägen für die Kulturentwicklung sehr wichtige Funktionen sind, sahen wir schon früher. Die hierher gehörigen Fächer haben deshalb auch keineswegs nur den Zweck, für die Interpretation einzelner Autorenstellen das Material zurecht zu legen. Sie haben eine große Eigenbedeutung. Trotzdem wird der Studierende, wenn er nicht geradezu diese Gebiete zum dauernden Spezialstudium erwählt, sich mit soviel Kenntnissen begnügen dürfen, daß er für Einzelfälle mit kritischem Verständnis die Hilfsmittel zu benutzen vermag. Namentlich gilt das für die Metrologie. Gewiß ist diese Disziplin sehr wichtig. Sie gibt Aufschlüsse über alte Völkerbeziehungen, Handelswege, wirtschaftsgeschichtliche Zusammenhänge; sie ist lehrreich schon hinsichtlich der Entstehung des ganzen Systems aus „Naturmaßen" (ποῦς, πῆχυς, *siliqua* usw.) und aus Anleihen bei fremden Systemen; es zeigt sich ein zähes Nachleben auch dieser antiken Kulturschöpfung, die nicht einmal durch das moderne Dezimalsystem mit seiner willkürlich gewählten Basis (Meter) sich ganz hat überwinden lassen. Aber der Gegenstand fordert mehr wie andre, wenn sein Reichtum wirklich erschlossen werden soll, die Hingabe eines Spezialisten. Der Metrolog müßte von Rechts wegen auch wirtschaftsgeschichtlich gebildet sein; er muß in der antiken Fachschriftstellerei, er muß aber auch in Ägypten und in Babylon selbständig Bescheid wissen; er muß ferner auch archäologisch soweit geschult sein, daß er die Maße von richtig datierten Gebäuden und die Gewichte von richtig bestimmten Münzen sowie antiken Gewichten und ähnliches mit eignem Urteil zu verwenden vermag. — Für den Normalbedarf bietet sich als erster Anhalt die knappe Darstellung von Nissen in Iwan Mullers Handbuch (I^2).

Für die Numismatik gilt nur teilweise das gleiche, wie für die Metrologie, obwohl sie mit dieser nach den der Prägung zugrunde liegenden Maßeinheiten zusammenhängt. Die Verhältnisse liegen hier doch etwas anders und günstiger, schon wegen des großen Reichtums der noch erhaltenen Münzbestände. Auch ist die Münze als historische Urkunde an sich noch reichhaltiger: zu den wirtschaftsgeschichtlichen treten in größerer Zahl als

bei der Metrologie auch wichtige Schlußfolgerungen auf politischem Gebiet (Dynastenreihen, namentlich in peripherischen Gegenden, aber auch vieles andre). Dazu kommt noch die Beziehung vieler aufgeprägter Embleme und Figuren zu religiösen Vorstellungen oder auch zu bestimmten Kulten. Endlich ist auch das kunstarchäologische Interesse gar groß, und dieses wiederum berührt sich nahe mit dem historischen, z. B. wenn es sich um Porträts handelt (Ikonographie). Ein umfassendes Corpus nummorum, von der Berliner Akademie unternommen, ist im Entstehen; über seine Ziele orientiert ein Aufsatz v. Fritzes in der (Zeitschrift für alte Geschichte) Klio VII (1901) S. 1 ff. Das Selbststudium des Faches ist schwierig, Anleitung fast unentbehrlich. Wenn sie in selbständigen Vorlesungen nicht geboten wird, so findet sich doch zumeist von der archäologischen Seite her ein Zugang, der wenigstens das Unentbehrlichste zu vermitteln pflegt, das für einen Durchschnittsgang der Studien auch genügt.

In höherem Maße dagegen erfordert die Chronologie und das Kalenderwesen, seit Scaliger in ihrer Bedeutung erkannt, eine allgemeine Vertrautheit mit den oft freilich sehr schwierigen und astronomische Kenntnisse voraussetzenden, zum Teil auch heute noch heiß umstrittenen Hauptproblemen. Insonderheit aber muß man sich eine genügende Kenntnis der wichtigsten Aeren verschaffen, von denen die heute übliche, die aera vulgaris, erst im sechsten Jahrhundert entstanden ist und sich nur sehr langsam durchgesetzt hat, für die Zeit vor Christi Geburt sogar erst im achtzehnten Jahrhundert. Fortwährend ist der Philologe genötigt, historische Daten umzurechnen, in der politischen wie in der Literaturgeschichte, aber auch bei Handschriften, die etwa nach byzantinischer Weltära datiert sind. Ohne Bescheid mit diesen Dingen zu wissen, vermag er z. B. ein so wichtiges Hilfsmittel wie die Chronik des Eusebius überhaupt nicht richtig zu benützen. Zum mindesten darf man ein genaues Studium des Abschnittes verlangen, den C. Wachsmuth diesen Fragen gewidmet hat, in seiner trefflichen Einleitung in das Studium der alten Geschichte (Leipzig 1895) S. 287 ff. Auch sei auf die ebd. S. 176 stehende Anweisung hingewiesen, wie man Eusebs Ansätze umzurechnen hat, die ja dem Philologen oft genug begegnen werden. — Die (früher mehr als heute übliche) Philologenunsitte, die antiken Zeitangaben nach Olympiadenjahren und nach der Zählung *ab urbe condita* zu geben, wollen wir ja, soviel wir können, abtun helfen, sofern es sich nicht um eine chronologische Spezialuntersuchung handelt. Es ist besser, die unvermeidlichen Ungenauigkeiten, die sich beim Umrechnen einstellen, in den Kauf zu nehmen, als unübersichtlich zu werden und dem Leser das zeitliche Zusammenschauen der Dinge unnütz zu erschweren. Wachsmuth spricht mit Recht von einer „gelehrten Marotte“ und fügt hinzu: „Es kommt jetzt nicht mehr darauf an, das rationellste System für die Zeitrechnung zu wählen, sondern das nun einmal allgemein adoptierte nicht wieder zu erschüttern.“

8. Antiquitäten. In vieler Hinsicht deckt sich dieser Begriff mit dem, was der Student von der Schule her als Realien zu bezeichnen ge-

wohat war. Ähnlich wie bei der Sprache ist auch hier ein eiserner Bestand des schulmäßigen Wissens unbedingt notwendig und auf alle Weise, namentlich auch während der Lektüre, stetig zu mehren. Größer aber als bei der Sprache ist die Schwierigkeit wissenschaftlicher Vertiefung. Mit dem Begriffe Antiquitäten schleppt die moderne Philologie das Andenken an eine überwundene Systematik und Anschauungsweise weiter. Sie vermag ihn, obwohl sie gegenwärtig über die bloße Stoffsammlung durchaus hinaus ist und überall die historische Beseelung erstrebt, schwer loszuwerden, weil verbreitete und unentbehrliche Handbücher ihn noch immer im Titel führen, auch weil für einzelne Gruppen nicht leicht ein kurzer anderer Name zu finden ist. Wenn man sich das Ganze ansieht (Staatsaltertümer, Rechtsaltertümer, Kriegsaltertümer, gottesdienstliche resp. Sacral- oder Kultusaltertümer, Bühnenaltertümer, Privataltertümer), so sieht man deutlich, wie unorganisch diese Gliederung ist. Da steht z. B. wohl die Totenbestattung unter den Privataltertümern, während sie doch zweifellos richtiger in das Religionswesen gehört. Und ist die Stellung des Sklaven, ist z. B. in Sparta die Erziehung wirklich „privater Natur"? Die Bühnenaltertümer gar sind zu einer so selbständigen Bedeutung nur gelangt wegen des besonderen literarischen Interesses, welches das Drama gefunden hat: ohne diese Rücksicht konnte man ebensogut palästrische und Bäderantiquitäten konstruieren. Wir haben schon gesehen (S. 152), daß die natürliche Gliederung der Dinge ein ganz andres Gesicht zeigen würde. Vor allem müßten dann die großen Gemeinschaftsschöpfungen Staat, Recht, Sitte und Religion, die durch tausend Fäden aufs innigste miteinander verknüpft sind, in dieser ihrer organischen Zusammengehörigkeit aufgefaßt und dargestellt werden. Auf diesem Gebiete eröffnet sich aber für jetzt unsrer Wissenschaft nur ein reiches Programm der Zukunft. Die Vorbedingung dafür ist vor allem eine Horizonterweiterung, die auch hier der Isolierung der antiken Welt ein Ende macht und durch vergleichende Betrachtung die „Methode der gegenseitigen Aufhellung" anwendet. In solchem Sinne existieren aber für Staat, Recht und Sitte erst verheißungsvolle Anfänge. Der „Sitte" insonderheit wendet sich die Wissenschaft der Volkskunde zu. Am weitesten aber erobert von einer vergleichenden (mit der Volkskunde natürlich vielfach verknüpften) Betrachtungsweise ist das Gebiet der Religion. Es besitzt jetzt im „Archiv für Religionswissenschaft", seit dessen Neuorganisation durch Albrecht Dieterich († 1908) vom 7. Bande an (1904), einen erfreulichen Mittelpunkt der Studien (gegenwärtiger Herausgeber: Richard Wünsch). Ausrüstung mit epigraphischen und vor allem auch mit archäologischen Kenntnissen ist für jede Forschung auf diesen Gebieten erforderlich, nicht zuletzt wiederum auf dem der Religion. Aber auch in inniger Verbindung mit der Literaturgeschichte steht dieser in jedem Sinne zentrale Teil des antiken Lebens, schon durch den Zusammenhang zwischen Religionsforschung und Mythologie (die in dem seit 1884 begonnenen und durch gelehrte Gemeinschaftsarbeit jetzt zu zwei Drittel vollendeten „ausführlichen Lexikon der griech. u. röm. Mythologie von W. H. Roscher einen

bei allen natürlichen Schwächen wertvollen Anhalt findet). Freilich liegt es in der Tendenz der neueren Forschung, vor dem Mythus den Kultus zu bevorzugen, der sich als das weitaus weniger wandelbare Element erwiesen hat. Die Religion ist es auch, die wohl am ehesten eine das Altertum umspannende Gesamtdarstellung wird finden können, in der die Umformung und die Zersetzung des Alten und die mehr oder minder individualistischen Neubildungen, teilweise aus fremden Kulturkreisen hineinwachsend in die antike Welt, einschließlich des Christentums ihren rechten Zusammenhang erhalten. Das ausgezeichnete und nicht zu umfängliche Buch von Paul Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum (aus Lietzmanns Handbuch zum Neuen Testament I 2, Tübingen 1907) wird auch den Studenten, wenn er erst etwas fortgeschritten ist, am besten vertraut machen mit dem Geist, in dem jener bedeutungsvolle Zusammenhang zu entwickeln ist. Im übrigen überlasse er sich gerade in diesen Dingen zunächst ganz und gar der Führung seiner Lehrer. Eine Menge trügerischer Adepten treiben nirgend so wie hier den schlimmsten Unfug: die z. T. geradezu paradoxen Versuche, mit einem einzigen Schlüssel auch das Komplizierteste aufzuschließen, gedeihen nirgend besser. Bald soll sich alles astral oder „pambabylonisch", bald meteorologisch, bald allein aus dem (freilich sehr wichtigen) Seelenglauben, bald aus dem Zauberwesen erklären. Ohne sichere Führung begebe man sich in dieses Wirrsal nicht. Stets halte man auch darauf, daß mit der Vergleichung, wie bei der Sprache, Hand in Hand geht die spezifisch philologische Betrachtung, die den Gegenstand zunächst in seiner Verknüpfung mit dem besonderen Kulturgebiet, dem er zugehört, zu erfassen sucht. Die geradezu klassische Darstellung der Religion und des Kultus der Römer von Wissowa (in Iwan Müllers Handbuch V 4) bietet, unter vorläufigem Verzicht auf alle „Vergleichung", ein Muster für solche Forschungsweise, die in Wahrheit der Vergleichung erst den sicheren Boden bereitet. Überhaupt zeigt die (freilich minder komplizierte) römische Seite auf dem Gesamtgebiete der „Antiquitäten", namentlich aber für Staat und Recht, eine Ordnung und Stetigkeit der Forschung, die auf griechischer Seite nicht erreicht ist. Nicht zuletzt wird dies dem Vorbild Th. Mommsens verdankt, der in seinem römischen Staatsrecht (zuerst 1871) eine begrifflich scharfe und strenge Eigenentwicklung ursprünglicher Ideen von imponierender Geschlossenheit durchführte. Daß aber auch Mommsen die „Vergleichung" nicht prinzipiell ablehnte, zeigt u. a. eine von ihm auf verwandtem Gebiete, dem des Strafrechts, veranstaltete Umfrage, die, an verschiedene Sachkenner gerichtet, Gemeinsamkeiten der Kulturvölker ermitteln sollte, darunter auch, aber freilich nicht allein, die religiösen Motive des Strafrechts.

9. Anfänge der Kunst. Homer. Eng mit der Religion sind auch die Anfänge der bildenden wie der musischen Kunst verknüpft, und zwar sowohl psychologisch, denn die Quelle für beide ist die unter den Bedingungen des Gemeinschaftslebens wirkende Phantasie, wie auch historisch,

denn der Zusammenhang tritt in nicht wenig Fällen noch greifbar zutage. Besonders lehrreich hierfür ist der kurze Aufsatz Die Entstehung der Tragödie, den der zu früh vollendete Albrecht Dieterich hinterlassen hat (Archiv für Religionswissenschaft XI. 1908, S. 163 ff.). Durch Vorlesungen über Literaturgeschichte und anderseits durch archäologische wird der Student am besten mit diesen Fragen vertraut. Der Umstand, daß die neueren Ausgrabungsergebnisse in so reichem Maße gerade auch die ältesten Epochen aufzuklären begannen, hat eine engere Verbindung der Archäologie mit der prähistorischen und anthropologischen Forschung erzeugt, die auch der Einsicht in die genannten „Ursprünge" zugute kommt. Zu noch allgemeinerer Grundlegung dient am besten Wundts Völkerpsychologie, namentlich seitdem in der zweiten Bearbeitung der die Kunst behandelnde Teil geschlossenere Gestalt gewonnen hat (III², Leipzig 1908). Das zentrale Problem aber, mit dem der klassische Philologe am zweckmäßigsten alle Studien über die älteste Zeit Griechenlands in Verbindung bringt, ist Homer. Eine, ja wenn etwa von linguistischer und von philologisch-historischer oder auch archäologischer Seite Kollegs angeboten werden, auch mehrere Vorlesungen über Homer soll jeder hören. Die linguistische wie die philologische Kenntnis der griechischen Sprache nimmt hier ihren Anfang. Das homerische Epos ist aber zugleich die älteste und eine umfängliche schriftliche Urkunde über die geschichtlichen Verhältnisse der griechischen Frühzeit. Zu den Monumenten der sogenannten mykenischen und der erst ganz neuerdings in ihrem Reichtum und ihrer Wichtigkeit enthüllten kretischen Kultur zeigt es die merkwürdigsten Beziehungen. Daneben beschäftigt die Forschung noch immer die sogenannte „homerische Frage", die heute jedoch erheblich anders behandelt zu werden pflegt als zu Wolfs und Lachmanns Zeiten. Auch hier hat die „Vergleichung" die entschiedendste Förderung gebracht. Man hat die „Gemeinschaftspoesie" richtiger erfassen können durch Beobachtung bei Völkern, wo sie noch heute lebendig ist (Kirgisen, Serben usw.). Das Unpersönliche der Produktion, die formelhafte Sprache, die stehenden Epitheta, die feste Typik in Motiven und Situationen, das Schweigen des Dichters von sich selbst, all diese Dinge fanden erst aus diesem Gesichtspunkt ihr volles Verständnis. Zugleich aber ward deutlich, daß schon innerhalb des homerischen Epos der schließlich zur Auflösung der alten Dichtungsart führende Prozeß der Individualisierung beginnt. Die jüngeren Partien sind durch nichts so stark wie durch die Fortschritte eben dieses Prozesses gekennzeichnet. Möglich, daß die Zukunft, wozu schon jetzt die Neigung weit verbreitet ist, ganz allgemein bei einer Erneuerung des (freilich modifizierten) Unitarismus anlangen und wirklich in einer historischen Einzelpersönlichkeit Homer wenigstens den Haupturheber der jetzt vorliegenden Ausgestaltung und Zusammenfassung alter und namenloser Gemeinschaftsdichtung erblicken wird. — Eine kurze Orientierung bietet mein Schriftchen über die innere Entwicklung des griechischen Epos, Leipzig 1904.

10. Metrik. Rhetorik. Auch die Hauptversformen gehören zu den Gemeinschaftserzeugnissen, auch sie erweisen sich teilweise kultisch bedingt.

Die vergleichende Metrik, die diese Ursprünge aufzuhellen die Aufgabe hat, steht aber noch sehr in den Anfängen. Auf römischer Seite, wo namentlich das Wesen des alten Nationalverses, des Saturniers, ein vielverhandeltes Problem bietet, verknüpfen sich diese Forschungen mit der komplizierten Frage nach der Natur des lateinischen Akzentes. Der Student hat es natürlich im wesentlichen nicht mit den Ursprungsproblemen, sondern mit dem Formenreichtum der spätren historischen Entwicklung zu tun. Das Studium derselben ist ebenso unerläßlich wie bei der studierenden Jugend gefürchtet, und nicht ohne Grund. Zwar hinsichtlich der gesprochnen Verse erleichtert die Forschung im ganzen durch ruhigen und stetigen Fortschritt seit G. Hermanns Zeiten das Mitkommen, so übergroß auch der Reichtum sein mag an Beobachtungen und Normen, die (namentlich auch nach der prosodischen Seite hin) Gattungs- und Zeitunterschiede wie auch individuelle Besonderheiten im epischen Vers, im Distichon, im Trimeter feststellen. Gefürchtet vor allem sind die metrischen Formen des Liedes, hauptsächlich darum, weil hier Lehrbücher, Herausgeberpraxis wie akademische Lehrvorträge zurzeit auf das stärkste auseinanderstreben. Es kommt gar nicht selten vor, daß der Student alles, was er auf der Schule von der Metrik der Liederverse gelernt hat, als nichtig und wertlos bezeichnet sieht. Der im Gegensatz zu Hermann von Boeckh stärker betonte Anschluß der Metrik an die musikalische und rhythmische Theorie der Alten war durch die in Deutschland lange Zeit sehr einflußreichen Lehren Westphals dermaßen gesteigert worden, daß die Musik, und zwar die neuere, in einer Weise die Führung übernahm, die nichtmusikalische Leute von metrischen Studien fast ausschloß. Dagegen hat sich neuerdings eine namentlich durch v. Wilamowitz' Eingreifen gleichfalls sehr einflußreiche Reaktion erhoben. Sie ist bestrebt, die Metrik wiederum von der Musik zu emanzipieren, verfolgt dabei aber auch den historischen Gesichtspunkt, auf griechischer Seite die Vielheit der Formen in Beziehung zu der Stammesvielheit zu setzen. Leider fehlt es durchaus an einem leicht zugänglichen Handbuch, das die neuen Lehren zusammenfaßte und dadurch zugleich der leider schon wahrnehmbaren Neigung steuerte, daß einzelne bedeutende Metriker sich ein Privatsystem von technischen Ausdrücken bilden, womit sie den Zugang noch mehr erschweren. Soweit nicht durch Vorlesungen, die zu hören unerläßlich ist, für Orientierung gesorgt sein sollte, sei der Abriß der griechischen Metrik von P. Masqueray empfohlen (deutsch von Preßler, Leipzig 1907). Für das Gesamtgebiet ist die besonnene, einen vermittelnden Standpunkt einnehmende Metrik der Griechen und Römer von Wilhelm Christ (2. Aufl. Leipzig 1879) immer noch der brauchbarste Führer. — Die Rhetorik als Kunstlehre der geschichtlich erst spät auftretenden Kunstprosa stellt ein Gebiet dar, das, längst nicht so schwer zugänglich wie die Metrik, gleichwohl vom Anfänger zunächst mißtrauisch gemieden zu werden pflegt. Denn der Deutsche (anders wie der Romane, dem ein natürlicher Sinn für die Kunst der Rede angeboren scheint) vermag ein Moment von Unsachlichkeit, ja von Unredlichkeit, von dem Begriffe rhetorischer Kunst nur schwer zu trennen. Trotzdem ist

genauere Kenntnisnahme erforderlich. Dazu nötigt schon die ungeheure faktische Bedeutung der Rhetorik, die allmählich in die meisten Gebiete des geistigen Lebens erobernd eindringt und damit zu einer Wichtigkeit gelangt ist, die eine volle Analogie nur noch am modernen Journalismus findet. Wie heute die Presse, so ist im Altertum die Rhetorik eine Großmacht, die zu berücksichtigen notwendig ist, wenn anders das zu entwerfende Kulturbild nicht sehr erhebliche Lücken zeigen soll. Dazu kommt, daß diese antike Großmacht (teils aus der Philosophie, teils aus sich selber) zu einer merkwürdigen Theorie ihrer selbst gelangt ist: die Lehrsysteme, zugleich für das antike Bildungswesen von größter Wichtigkeit, liegen in reicher geschichtlicher Entfaltung vor uns, sie bieten überdies eine Fülle lohnender Arbeit auch für den jungen Philologen, der sich durch wissenschaftliche Arbeit seine Sporen verdienen will. — Sollte die Möglichkeit nicht vorliegen, durch eine Vorlesung in diesen Gegenstand eingeführt zu werden, so dürfte es sich empfehlen, statt einer der spärlichen systematischen Darstellungen den Anfang lieber zu machen mit dem Studium von Ed. Nordens Buch Die antike Kunstprosa, vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance (2 Bde. Leipzig 1898).

11. Geschichte. Das Fach der alten Geschichte besitzt heutzutage einen so großen Umfang, daß es fast überall zu selbständiger Vertretung gelangt ist. Es handelt sich hier nicht mehr um Griechenland und Rom allein: das gesamte Mittelmeergebiet einschließlich Ägyptens und des Orients erscheint als eine Einheit (vgl. besonders E. Meyers noch nicht abgeschlossene Geschichte des Altertums), und namentlich die ungeheure Ausgrabungsbeute dieses ganzen weiten Bereiches drängt nach Aufarbeitung und Einbeziehung in den ohnehin gewaltigen Stoff. Die Aufgabe ist umso umfassender, als das moderne Interesse für das Zuständliche auch der Kulturgeschichte gerecht zu werden fordert. In dieser Weise umspannt das Fach der alten Geschichte gegenwärtig auch einen beträchtlichen Teil der „Antiquitäten", darunter namentlich die mit „Staat" und „Recht" in dem S. 152 bezeichneten Zusammenhang stehenden Gebiete des Wirtschaftslebens. Schon für die altren Zeiten fällt das ins Gewicht (vgl. besonders die griechische Geschichte von J. Beloch): von der Zeit des Hellenismus ab kommt aber besonders dazu das für lange Zeit noch unerschöpflich reiche Papyrusmaterial.

Wenn infolge der Expansion des Faches schon in der Lehre eine Trennung hat eintreten müssen, so versteht es sich, daß dasselbe auch gilt, ja in erhöhtem Maße, vom Lernen. Es wird hierbei ins Gewicht fallen, in welcher Weise der Studierende seine Examenfächer zu wählen gedenkt, ob er neben Griechisch und Lateinisch noch eine Philologie (zumeist Deutsch) als drittes Hauptfach betrachten will, oder die allgemeine Geschichte. Von dieser Entscheidung wird es abhängig zu machen sein, in welchem Umfang sich der Einzelne mit dem großen Gebiete der alten Geschichte vertraut machen will. Es muß aber jeder, auch wenn er sich z. B. für Germanistik entscheidet, eine Zahl von solchen Vorlesungen hören,

die größere Zeitabschnitte zur Darstellung bringen. — Die ausgezeichnete Einleitung von C. Wachsmuth ist schon S. 167 genannt. Doch sei bemerkt, daß dies ein umfängliches Handbuch ist, nicht etwa eine kurzgefaßte Übersicht.

12. Archäologie. Dieses Fach ist keineswegs allein die Wissenschaft von der bildenden Kunst der Alten. Es umfaßt das ganze, jetzt so umfänglich gewordene und tagtaglich wachsende Gebiet der monumentalen Überlieferung, ausgenommen die Münzen und Inschriften, obgleich natürlich der Archäologe trotzdem besonders viel Anlaß hat, auch in der Epigraphik Bescheid zu wissen (Vasen-, Bau-, Künstler-Inschriften usw.; von der Numismatik sprachen wir schon, S. 167). Im übrigen erstreckt sich die monumentale Überlieferung, die der Archäologe erforscht, nach allen möglichen Richtungen hin: sie wird wichtig für die von der Volkskunde bearbeitete „Sitte", für das Religionswesen, für das gesamte wirtschaftliche Dasein und seine Erzeugnisse, privaten wie öffentlichen Charakters. Und nicht nur die Überbleibsel selbst von Prunk- und Nutzbauten, Hausgerät, Schmuck usw., auch die bildnerischen Darstellungen von solchen Dingen und weiterhin von Zuständen wie Vorgängen des antiken Lebens überhaupt und im weitesten Sinne, das alles umspannt die monumentale Überlieferung und greift infolgedessen in fast alle Felder des gesamten Altertumsstudiums auf das wirksamste ein. So haben z. B. Vasenbilder wichtige theatergeschichtliche und damit auch literargeschichtliche Folgerungen veranlaßt, und überhaupt gibt es eine nicht geringe Zahl Bildwerke, die in den nächsten Beziehungen zur Literatur stehen, sodaß jeder Philolog mit diesem Material notwendig Bescheid wissen muß. Daß die monumentale Überlieferung methodisch in derselben kritischen und exegetischen Weise zu bearbeiten ist (mutatis mutandis), wie es die Philologie mit der schriftlichen tut, haben wir bereits gesehen. Die Archäologie erscheint geradezu als Monumentalphilologie (vgl. S. 113). Erfordert sie gesteigerte Empfänglichkeit für die bildende Kunst, weil deren Werke unter den Denkmälern vorherrschen, so fordert die Philologie das gleiche für die musische Kunst. Überschreitet dabei der Archäologe, wenn er die höchsten Fragen lösen will, die Grenzen der Wissenschaft und bedarf er selber künstlerischen Sinnes, so teilt er auch dies mit dem Philologen. Seine Analyse des Kunstwerks geht völlig parallel der literarischen Analyse. Aus dem Geiste des großen Künstlers sucht er die Eigenart des Kunstwerkes zu ergründen und geht wie der Philologe davon aus, daß die Persönlichkeit des Künstlers hinter sich und um sich eine komplizierte Kultur und eine reiche Kunsttradition vorfand, die sie in der eigenen Seele schöpferisch verarbeitet hat. Und wie in der Literaturentwicklung ursprüngliche Gemeinschaftserzeugnisse allmählich mit individuellem Leben sich erfüllen und dadurch eine Produktion mit neuen Entstehungsbedingungen und neuen Reizen hervortritt, so trennt die gleiche Unterscheidung auch die Ursprünge der Bildnerei von der spätren Kunstgeschichte, die nun immer mehr Künstlergeschichte wird. Wie die literarischen Gattungsstile die Weiterwirkung des Gemeinschaftsgeistes zum

Ausdruck bringen, so auch die Stiltraditionen der bildenden Kunst; nur sind diese noch sinnfälliger und konstanter, weil die materialen Ausdrucksmittel der Individualisierung und deren Nuancen längst nicht so willig sich fügen wie die geistigen Mittel Sprache und Musik. Zu den reizvollsten und lehrreichsten Beobachtungen gehört es gleichwohl, die weitgehende Übereinstimmung der Stilcharaktere auf beiden Gebieten wahrzunehmen; schon Otfried Müllers Literaturgeschichte verweilt gern dabei. Man stelle z. B. die Kunst der Ara Pacis Augustae mit horazischer Lyrik zusammen; es zeigt sich genau die gleiche Mischung von Alexandrinismus und Klassizismus auf beiden Seiten. Oder man achte darauf, wie sehr in hadrianischer Zeit der Kunstarchaismus mit literarischer Altertümelei Hand in Hand geht. Es liegt zutage, daß bei solcher Sachlage jeder Philologe von der nur aus äußeren Gründen verselbständigten Archäologie soviel er nur irgend kann, sich anzueignen versuchen wird, jedenfalls aber so viel, daß er später im Unterricht von den Anschauungsmitteln verständig Gebrauch zu machen weiß. Auch der so wünschenswerten Reise nach dem Süden muß durch archäologische Studien gründlich vorgearbeitet sein. Nur dann wird sie den vollen Ertrag gewähren und den Einsatz lohnen; die Anschauung des Landschaftsbildes tut's nicht allein. — Das Maß der Beteiligung an Vorlesungen und Übungen wird freilich im allgemeinen sehr verschieden ausfallen. Namentlich sollte während etwaiger Studiensemester in Berlin und München die Archäologie besonders kultiviert werden, immer aber, wenn irgend es angeht, nicht bloß durch Teilnahme an Führungen und Lichtbildervorträgen, die für weitere Kreise berechnet sind, sondern auch durch Beteiligungen an Spezialkollegs und einigen Übungen. Das letztere schon deshalb, damit man sehen lernt. Dies ist den Monumenten gegenüber gar keine so selbstverständliche Fähigkeit. Wenn Lehrs dem Philologen gebot „Du sollst lesen lernen", so gilt für den Archäologen „Du sollst sehen lernen". Eine treffliche Einführung bietet neben dem hoffentlich schon aus der Primanerzeit wohlbekannten 1. Band von Springers Handbuch der Kunstgeschichte (7. Aufl., von Michaelis, Leipzig 1904) das Buch von Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen 2. Aufl., Leipzig 1908). Ferner sei genannt: Baumgarten-Poland-Wagner, Die hellenische Kultur (2. Aufl., Leipzig 1908; mit köstlichem Bildermaterial).

13. Literaturgeschichte. Über diese Disziplin können wir uns, gerade weil sie besonders wichtig ist, ganz kurz fassen. Sie tritt rasch von selber in den Mittelpunkt des Studiums, sie wird dem Studierenden immer und überall nahegebracht, teils durch zusammenfassende Vorlesungen über größere Abschnitte, teils durch Sonderkollegs über einzelne Literaturgattungen, oder auch über einzelne Schriftsteller, über einzelne Werke. Er wird auch bald finden, daß sie nicht so reizlos und seelenlos betrieben wird, wie er es vielleicht nach einem Blick in die tote Gelehrsamkeit gewisser Handbücher zunächst erwartet hatte, zumal ihm gesagt wurde, daß diese Handbücher ihre großen Verdienste haben und als Arbeitsinstrumente

unentbehrlich sind. Aber die Zeiten sind vorüber, wo die altphilologische Literaturgeschichte es für ein Kennzeichen der Wissenschaftlichkeit hielt, „das Ästhetische", wie man wohl sagte, als unnütze Zutat zu ignorieren. Wenn freilich darunter eine subjektive Schönrednerei verstanden werden sollte, die mehr den eignen Geist leuchten lassen will, als den Geist der Literaturwerke ehrlich zu erkennen bemüht ist, wenn (mit den Alten zu reden) nicht πρὸς τὰ πράγματα, sondern πρὸς τοὺς ἀκουστάς gesprochen wird, dann wird unsre Ablehnung heute noch genau dieselbe sein wie früher. Die Wissenschaft kann nur das Objektive erstreben. Das geschieht gegenwärtig, nachdem die Arbeit früherer Generationen durch die grundlegenden Aufgaben, insonderheit durch die Rekonstruktion des Überlieferungsbestandes und durch das Aufzimmern des chronologischen Gerüstes, überreichlich und deshalb einseitig belastet war, in naturgemäßem Fortschritt der Wissenschaft beständig durch das, was wir die Analyse nannten (vgl. S. 148). Stil, Technik und Gehalt der Literaturwerke werden nach fester Methode und ohne die Anwendung fremdartiger Maßstäbe zu ergründen gesucht. Wir empfehlen zur Orientierung die Vorlesung von Richard Heinze, Die gegenwärtigen Aufgaben der römischen Literaturgeschichte (in Ilbergs Neuen Jahrbüchern XIX, 1907. S. 161). — Hier nur ein Wort über das praktische Verfahren, das sich für den Studierenden empfiehlt. Falsch ist es, gründlich falsch, durch systematisch auf die ganze Studienzeit verteiltes Durcharbeiten der bekanntesten Handbücher (Christ und Teuffel oder Schanz) sich die nötigen literarhistorischen Kenntnisse erwerben zu wollen. Vielmehr gründe man diesen Erwerb neben den Vorlesungen (wobei aber sehr zu wünschen, daß bei Vorlesungen über Einzelwerke nicht nur die literarhistorische Einleitung gehört, die Erklärung dagegen geschwänzt wird) in der Hauptsache auf eine quellenmäßige Eigenarbeit, bei der jene Handbücher nur den äußeren Anhalt bieten, indem sie über den jetzigen Stand der Fragen, die Überlieferung, die Ausgaben, die gelehrte Literatur kurz orientieren. In dieser, der sogenannten statarischen Lektüre, die sich zwar langsam, aber sicher und planmäßig ausbreiten soll, liegt das eigentliche Rückgrat aller tieferen Literaturkenntnis. Hier vornehmlich erhält die Arbeit auch schon des Studenten die Weihe wissenschaftlicher Eigenleistung, die das Tagewerk adelt und vornehmlich jene schon einleitungsweise erwähnte Individualisierung der wissenschaftlichen Arbeit herbeiführt, die unser Studium von aller banausischen Einpaukerei grundsätzlich abscheidet. Naturgemäß kann solche individuelle und vertiefte Arbeit, die zudem in den meisten Fällen noch in einen natürlichen Zusammenhang mit irgend einer Spezialuntersuchung (Dissertation u. dgl.) treten wird, nur einen bescheidenen Teil des weiten Gebietes der antiken Literatur erobern. Deshalb muß die statarische noch durch die sogenannte kursorische Lektüre ergänzt werden, in der wir mit leichterem Schritt größere Literaturstrecken durchwandern, am besten mit gleichstrebenden Freunden vereint (Lesekränzchen). Auch so wird das wirklich Gelesene immer noch einen kleinen Ausschnitt des Ganzen darstellen. Deshalb, aber auch um die er-

worbenen Einzelkenntnisse chronologisch zu ordnen und innerlich zu verknüpfen, ist es nötig und gut, daß man gegen Ende des Studiums allerdings einmal einen sorgsamen Gang durch die „Literaturgeschichten" unternimmt. Bei dieser „Inventur", wie man wohl sagen könnte, werden alsdann ordnende Zusammenhänge hergestellt und wenigstens die größten Lücken in den vorhandenen Wissensbeständen ergänzt. Auf dieser Stufe empfiehlt es sich, die großzügigen Darstellungen, die v. Wilamowitz und Leo in der Kultur der Gegenwart (vgl. S. 126) gegeben haben, zugrunde zu legen und daneben das Detail aus den „Handbüchern" zu schöpfen. Wir sind der Ansicht, daß sowohl die v. Wilamowitzsche wie auch die Leosche Darstellung reife Leser voraussetzen. Wer sie als Anfänger zur „Einführung" benutzen wollte, würde sich selber um viel Belehrung und Genuß bringen.

14. Philosophie. Wichtige Teile der griechischen Philosophie (auch bei den Römern kommt ja nur die griechische in Betracht) lernt der Student schon durch seine Lektüre und im Zusammenhang der literarhistorischen Studien kennen, z. B. Platon, die epicureische Lehre in der Dichtung Lucrezens usw. Gleichwohl ist es unerläßlich, auch eine zusammenfassende Darstellung des Ganzen zu hören. Die Versuche zu rationellem Erfassen von Welt und Leben zeigen ihre volle Bedeutung erst dann, wenn man auf ihren Zusammenhang achtet und auf ihre gegenseitigen Beziehungen. Auch die Persönlichkeiten der großen Denker sind ebenso wie diejenigen der Dichter und Künstler, selbst wenn sie die philosophische Tradition, die sie empfingen, sprengten und sich hoch darüber erhoben, doch nur in Verbindung mit der Tradition recht zu verstehen. Die mithin notwendigen Gesamtdarstellungen pflegen nun auf der Universität in doppelter Gestalt sich darzubieten. Geschichte der alten Philosophie wird entweder von Fachphilosophen oder von Fachphilologen gelesen und natürlich in sehr verschiedener Weise. Jedoch für den Philologen wird die eine wie die andre nützlich sein. Im philologischen Kolleg wird er vor allem die Beziehungen der Philosophie zur Gesamtheit der antiken Kultur kennen lernen. Da ist zunächst die Verknüpfung ihrer Anfänge mit den kindlichen und tastenden Versuchen zu einer Weltinterpretation, die schon der Gemeinschaftsgeist in Mythus und Religion hervorbringt. Im Gegensatz dazu erscheint dann als die Hauptleistung der Griechen, daß sie das Denken aus der Umklammerung der Religion (was dem Orient niemals gelungen ist) befreiten und dadurch der Menschheit ein unvergängliches Geschenk hinterließen, den Geist freier wissenschaftlicher Forschung. Allerdings in späteren Zeiten (ja in der gleichsam müde philosophierten Spätzeit mit besonderer Macht) steigen die uralten Vorstellungen in Form von mystischen Lehren aus der Tiefe wieder empor und gehen mit der individuellen Spekulation religiös gestimmter Denker zu wundersamen Mischgebilden zusammen. Tiefinnerliche Bedürfnisse ihrer voraussetzungsreich gewordnen Zeit suchen sie zu befriedigen und bestimmen die Denkhaltung von ganzen Generationen. Nur im vollen kulturgeschichtlichen Zusammenhang wird das alles klar und deutlich. Der Neuplatonismus z. B. mit seiner religiösen und zugleich Kulturmission kann überhaupt

nicht richtig gewürdigt werden, wenn man die neuplatonischen Schriften vom zeitgeschichtlichen Hintergrunde loslöst und nur ihren Lehrgehalt herauspräpariert. Und so ist es durchweg. Deshalb ist eine philologisch-historische Gesamtanschauung von der antiken Philosophie unentbehrlich. Leider werden keineswegs überall umfassende Collegia dieser Art angeboten. Ein leicht zugängliches und knappes Buch, das eine für den Anfänger geeignete „Einführung" in diesem Sinne enthielte, gibt es wohl auch noch nicht. Als Ersatz werden hauptsächlich Collegia über Teile des Gesamtgebietes dienen, z. B. über Plato oder über Ciceros philosophische Schriften, dazu alles, was aus literarischen und historischen Studien sich nebenher ergibt. Selbstverständlich aber ist, daß mit unsrer Betonung der philologisch-historischen Betrachtungsweise keineswegs gesagt sein soll, es lohne sich für den Philologen nicht, das Gebiet der antiken Philosophie auch einmal an der Hand des Fachphilosophen zu durchwandern. Im Gegenteil! Die Philosophie hat wie die eigentlichen Fachwissenschaften darin eine besondere Stellung, daß die Schöpfung der Griechen in durchaus kontinuierlichem Zusammenhang über das Altertum hinaus bis in die Arbeit der Gegenwart hinein lebendig ist. Es gibt eine große Zahl von grundlegenden wie von sekundären Problemen, die noch immer in derselben Weise wie vor mehr als 2000 Jahren den Menschengeist beschäftigen. Die immense Arbeitsleistung der griechischen Denker als Ganzes wie die Bedeutung der Einzelheiten wird darum erst recht verstanden, wenn zu der zeitgeschichtlichen Verknüpfung auch die gleichsam der Längsachse der Entwicklung folgende Betrachtung hinzutritt. Und so sind auch zusammenfassende Collegs dieser Art dem Philologen unentbehrlich und aufs wärmste zu empfehlen. Die Gefahr eines abstrahierenden Konstruierens von Zusammenhängen, wobei die historische Bedingtheit der antiken Denker völlig ignoriert wird, liegt dabei zwar nahe. Ob ein Colleg sich derartig anläßt, wird die Probe bald ergeben. Billigerweise darf auch nicht übersehen werden, daß die historischen Darstellungen sehr wohl in der umgekehrten Richtung unbefriedigend verlaufen können, indem dabei über der zeitgeschichtlichen die weiterwirkende und für die Philosophie selber noch heute bestehende Bedeutung der griechischen Philosopheme gar leicht zu kurz kommen kann. — Die im Iwan Müllerschen Handbuch (V 1^2) enthaltene Geschichte der alten Philosophie von Windelband ist als allgemeiner Anhalt durchaus zu empfehlen.

15. Die Fachwissenschaften. Während früher vom Durchschnitt der klassischen Philologen, insonderheit von den Studierenden, eigentlich nur der eignen Fachwissenschaft, der Grammatik der Alten, wissenschaftliches Interesse zugewendet wurde, daneben noch etwa die Rechtswissenschaft als ein anerkanntes Grenzgebiet zwischen philologischer und fachwissenschaftlicher Bearbeitung betrachtet wurde, das übrige aber (mit rühmlichen Ausnahmen) im ganzen arg vernachlässigt ward, ist in neuerer Zeit gerade die Bearbeitung der antiken Fachwissenschaften als eine Ehrenpflicht unsrer Wissenschaft erkannt und mit Eifer in Angriff genommen worden. Deshalb entfaltet sich jetzt auf diesem Gebiete ein besonders reges Leben; es gehört

zu den vorzüglich zukunftsreichen, wo junge Arbeitskräfte noch in großer Zahl Verwendung finden können. Dieser Umschwung erklärt sich u. a. besonders daraus, daß mit dem Zurücktreten des humanistischen Betriebes unsrer Studien auch die einseitig ästhetische Wertschätzung der Studienobjekte zurücktrat, ferner daraus, daß mit dem Durchbruch der historischen Auffassung die Bedeutung des hellenistischen Zeitalters besser erkannt wurde, in welchem der Geist freier Forschung, den die griechische Philosophie ins Leben gerufen hatte, seine schönsten Früchte trug, sodaß dieser Epoche die Haupttriumphe der griechischen Fachwissenschaften verdankt werden. Mathematik, Astronomie (nebst der Pseudowissenschaft Astrologie), Physik, Geographie und die beschreibenden Naturwissenschaften, vor allem aber auch die „angewandten" Naturwissenschaften, wie die wissenschaftliche Medizin (daneben freilich auch die superstitiösen Anwendungen einer phantastischen Naturwissenschaft) und die bewundernswürdig hoch entwickelte Technik der Alten, darunter z. B. das Belagerungsmaschinen- und Geschützwesen, das alles wird nunmehr eifrig erforscht. Teilweise ist man hierbei schon zu zusammenfassender Darstellung gelangt, wofür als Beispiel das Werk von H. Berger genannt sei, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen (2. Aufl. Leipzig 1903), teilweise steht die Arbeit erst noch bei umfassenden Fundamentierungswerken, wofür die vom Verband der Akademien unternommene wissenschaftliche Gesamtausgabe der griechischen Mediziner als Beispiel dienen mag, oder die von einer privaten Gelehrtengemeinschaft durchgeführte Katalogisierung des noch vorhandenen gewaltigen Bestandes an astrologischen Handschriften (wobei u. a. ein ganzer Autor neu ans Tageslicht gebracht worden ist, Vettius Valens, der auch für die griechische Sprachgeschichte, im Sinne der oben S. 160 erwähnten Koineforschung, von höchstem Interesse ist). So sprießt hier überall neues Leben, und es fehlt nicht an Gelegenheit zu eigner, erfolgreicher Betätigung an Gegenständen, die noch nicht dutzendmal von andern vorher durchpflügt worden sind. Selbstverständlich ist aber auf diesem weiten Felde eine Voraussetzung, daß der Arbeiter bis zu einem gewissen Grade vertraut ist auch mit dem Sachlichen der Fachwissenschaft, an deren Geschichte er mitarbeitet. Die Gefahr besteht hier immer, daß z. B. der Philologe an den historischen Arbeiten der Mediziner den Mangel an philologischer Technik und die unzureichende Verknüpfung des Gegenstandes mit seiner historischen Umgebung zu rügen hat, der Mediziner umgekehrt an philologischen Arbeiten dieser Art das Sachverständnis zu gering findet. Der rechte Ausgleich ist schwierig, aber nicht unmöglich. Wer sich für eins von diesen Arbeitsgebieten entschlossen hat, der wird die niemals wieder in solchem Maß wie auf der Universität sich darbietende Gelegenheit zu einigen Fachstudien nicht ungenutzt lassen. Freilich bedeutet das, wenn es nicht pour le roi de Prusse geschehen soll, den festen Entschluß, auf jeden Fall ein wissenschaftlicher Philologe zu bleiben und das erwählte Arbeitsgebiet auch weiter zu pflegen. — Zur Einführung in den Gegenstand, der einstweilen noch ziemlich selten in besonderen Vorlesungen nahegebracht wird, können am besten die Übersichten

dienen, die in Krolls S. 136 genanntem Buche angesehene Vertreter dieser Forschungen gegeben haben: Heiberg über Mathematik, Mechanik und Astronomie (S. 129 ff.), Wellmann über Griechische Medizin (S. 144 ff.), Ruge über Antike Geographie (S. 371 ff.). Da man sich zu solchen Arbeiten erst entschließen soll, wenn man einige Umsicht und Reife erworben hat, so bedarf es hier keiner näheren Angabe darüber, wo und bei wem man am besten Anregung und Leitung sucht.

Fünftes Kapitel.

Praktische Winke, den Gang und die Einrichtung des Studiums betreffend

Wenn der junge Philologe das vorige Kapitel gewissenhaft gelesen hat, so wird ihm vermutlich der Kopf schwindeln. Bergehoch türmt sich die Wissenschaft vor ihm auf. „Das zwingst du niemals," sagt er sich dann wohl mißmutig und läßt die Flügel hängen. Da ist denn vor allem die Erinnerung daran am Platze, daß die Wissenschaft überhaupt unendlich und ewig ist und daß es sich auf Universitäten in gar keiner Weise darum handeln kann, eine abgeschlossene Summe von Kenntnissen, mit deren Erwerbung man „ausstudiert" hat, zu übermitteln. Wie jeder rechte Gelehrte, so studiert auch der Philologe niemals aus. Ferner ist zu erinnern an das, was wir früher über die individuelle Gestaltung unseres Studiums sagten. Normalerweise wählt sich ein jeder nach seiner persönlichen Neigung und Begabung allmählich (aber nicht zu früh!) ein Sondergebiet aus, das er besonders pflegt und auf dem er durch selbständige Untersuchung die Wissenschaft selbst, wenn auch in noch so bescheidenem Umfange, zu fördern trachten soll. Diese Art zu arbeiten bringt es nicht nur mit sich, daß auch der Examinator ihr Rechnung trägt und die Anforderungen in den verschiedenen Einzeldisziplinen billig abwägt, sie ist auch ohne jede Examensrücksicht innerlich die förderlichste, die man wünschen kann. Denn gerade weil die moderne Auffassung der Philologie darnach drängt, jede Einzelheit in ihrer Verknüpfung mit dem Gesamtbereich aufzufassen, so spinnt eine jede mit eindringendem Ernst geführte Einzeluntersuchung ihre Fäden

weithin durch die Nachbardisziplinen hindurch nach allen möglichen Richtungen hinaus. Dabei wird unvermerkt eine Fülle von Einzelkenntnissen erworben. Bereichert man diese noch durch planmäßige Schriftstellerlektüre und sorgt man für Ergänzung und Ordnung durch die Vorlesungen, vor dem Examen auch durch Zusammenfassung mit Hilfe der Handbücher, so ist es bei normaler Begabung in der Tat nicht allzu schwierig, auch ohne eine ungebührliche Verlängerung der Studienzeit innerlich wie äußerlich die Stufe zu erklimmen, die als Voraussetzung für eine gute Abschlußprüfung betrachtet wird.

Im einzelnen sei noch folgendes bemerkt. Das Studium scheidet sich nach herkömmlichem Verlauf in zwei, natürlich nicht scharf voneinander geschiedene Teile, den auf etwa 4 Semester zu bemessenden Anfang und die höhere Stufe. Der Hauptunterschied ist der, daß den Beginn eine mehr rezeptive Tätigkeit und vorwiegend Übungscharakter tragende Practica ausfüllen, während in den spätren Semestern die mehr produktive Arbeitsweise sich geltend machen wird (was man natürlich nicht so verstehen darf, als müsse nun durchweg gerade mit dem 5. Semester ein engbegrenztes Fachthema in Angriff genommen werden). Bis ungefähr auf die Zeit, wo die Umwandlung der Studienarbeit sich vollzieht, wird man zweckmäßigerweise auch die definitive Entscheidung darüber aufschieben, was man neben der klassischen Philologie noch für andere Fächer so treiben will, daß eine volle oder vielleicht einige halbe Lehrberechtigungen darin erreicht werden können. Es ist nicht gut, obgleich es oft vorkommt, wenn man von vornherein gebundene Marschroute einhält. Ob Begabung und Neigung mehr nach der sprachlich-literarischen oder mehr nach der historischen Seite hinweisen, das wird zwar manchmal, aber keineswegs immer von vornherein feststehen. In den Vorlesungen gewinnt so mancher Gegenstand ein Aussehen, das der von der Schule mitgebrachten Vorstellung nicht völlig entspricht. Deshalb betrachte man sich nicht von vornherein und überhaupt nicht zu zeitig als gebunden. Die spätere Wahl wird dann sehr oft auch innerlich harmonisch und äußerlich praktisch sich vereinigen mit der Wahl eines Sondergebiets innerhalb der klassischen Philologie selbst. Wer neben dieser allgemeine

Geschichte treibt, wird es vorziehen, auch im Bereiche des Altertums selbst geschichtliche Aufgaben in Angriff zu nehmen; wer dagegen für Deutsch oder Französisch sich entschieden hat, wird bei literatur- und sprachgeschichtlichen Arbeiten volle Befriedigung und zugleich auch besondere Förderung durch das Zusammengehen seiner Studien genießen. Da wir übrigens mit unserm Ratschlag schon das Staatsexamen gestreift haben, so möchten wir nebenher eine allgemeine Bemerkung darüber anknüpfen. Dies Examen sollte auf alle Fälle gemacht werden, ganz gleich, ob man die Laufbahn des Mittelschullehrers oder eine andre im Auge hat, etwa die des Bibliothekars, des Museumsbeamten oder die akademische Karriere. Nicht allein wegen des materiellen Rückhaltes, den die erworbnen Lehrberechtigungen gewähren. Auch aus inneren Gründen. Mag auch das Vielerlei, das das Staatsexamen fordert, bis hart an die Grenzen der Leistungsfähigkeit treiben, es bewahrt doch auch vor fachmäßiger Beschränktheit. Dozenten, die sich wegen günstiger Vermögensverhältnisse allein auf Grund ihrer Doktorpromotion habilitiert haben, verlieren gar leicht auch das Augenmaß für das, was Studierende zu leisten vermögen, denen ihre weniger günstige Lage eine so bequeme Konzentration des Studiums nicht gestattet. Das Examensemester ist ja nichts Angenehmes und die Anspannung der Kräfte wirklich groß. Indessen bei vernünftiger und vor allem bei rechtzeitig begonnener Ökonomie der Schlußarbeiten kann jeder gesunde junge Mann sehr wohl „durchhalten" ohne jene nervösen Katastrophen, wie sie leider jetzt so häufig werden, nicht eben zum Ruhme unsrer jungen Generation (für deren körperliche Hygiene nun schon seit vielen Jahren auf der Schule so vieles geschieht, wovon früher keine Rede war). — Weil wir einmal abgeschweift sind, so sei gleich noch eine andere Bemerkung hinzugefügt. Oft ist gerade bei den Besten, in denen durch das akademische Studium der echte wissenschaftliche Geist erweckt worden ist, eine unbegründete Abneigung gegen den spätren Lehrerberuf zu beobachten. Ihr Traum ist ein Gelehrtenleben, ihr Ziel eine Tätigkeit, in der ein rein wissenschaftlicher Charakter stärker sich ausprägt als in der Berufsarbeit des Lehrers, deren Alltagsstaub sie aus eigner Schulerinnerung kennen und von der sie wissen, wieviel kind-

lichen und kindischen Widerstand es da tagtäglich zu überwinden gibt. Da lockt dann wohl vor allem das akademische Lehramt als ein herrliches und heimlich ersehntes Ziel; heimlich, denn man spricht nicht gern davon, weil die Kommilitonen scheel dreinsehen möchten über das Höherhinauswollen. Nun schadet es freilich nichts, wenn die Jugend sich hohe, vielleicht zu hohe Ziele steckt. Indessen, ehe man in dieser Hinsicht feste Entschlüsse faßt, prüfe man sich sehr gründlich. Die akademische Laufbahn setzt normalerweise pekuniäre Unabhängigkeit voraus. Wer diese nicht besitzt, der wird, falls seine Begabung nicht geradezu turmhoch emporragt, einen harten Weg zu wandern haben, der durch Mühsal und Entsagung einem keineswegs gesicherten Ziele zustrebt. Darum ist es am besten, man wartet ab, ob man von einem seiner Lehrer geradezu aufgefordert wird, sich zu habilitieren. In diesem Falle pflegen sich wohl auch Mittel zu finden, die die Bahn wenigstens erleichtern (Assistentenstellen, Stipendien). Jedesfalls tue man keinen Schritt ohne eine vertrauensvolle Aussprache mit den zuständigen oder sonst mit erfahrenen Männern, denen die akademischen Verhältnisse genau bekannt sind. Daß man nicht schon als Fuchs mit solcher Anfrage zu seinen Lehrern kommt, sondern erst, wenn man sich durch seine Leistungen dazu legitimiert hat, versteht sich als eine Sache des Taktes eigentlich von selbst. So ohne weiteres „ergreifen" wie ein beliebiger andrer läßt sich nun einmal der besondersartige Beruf des Hochschullehrers nicht. Diese Einsicht ist es denn auch, die manchen, dem es die Wissenschaft angetan hat, an ein Bibliotheksamt oder eine ähnliche Auskunft denken läßt; nur an die „Schule" möchte er nicht, um keinen Preis. Das ist sehr töricht und pflegt sich in den meisten Fällen erfreulicherweise auch noch rechtzeitig wieder zu geben. In Wahrheit ist der Beruf eines Gymnasiallehrers, richtig aufgefaßt und angefaßt, einer der herrlichsten, die es geben kann. Der Verfasser dieses Buches hat eine lange Reihe von Jahren neben dem akademischen diesen Beruf im Hauptamt ausgeübt und darf erklären, daß er ihm zu jeder Zeit eine Quelle tiefer Befriedigung gewesen ist, daß trotz fortwährender Vergleichung beider Tätigkeiten die gymnasiale ihm niemals als minderwertig erschienen ist. Daß

auch in diesem Amte Muße genug bleibt für ernste philologische Weiterarbeit, ist unbestreitbar. Zierden unsrer Wissenschaft wie A. Meineke, F. Hultsch u. a. haben ihm angehört, und ihre wissenschaftlichen Leistungen haben ihren inneren und äußeren Erfolgen im Lehramt keinen Eintrag getan. Aus Gründen, die wir schon öfter berührt haben (vgl. S. 10, 133), sind wissenschaftlich gesinnte Lehrer gegenwärtig nötiger als jemals; eine besonders ernste und hohe Mission haben gerade sie zu erfüllen.

Wir kehren zurück zur Einrichtung des Studienganges, wobei wir nunmehr, wie unser Buch es erfordert, von den Nebenfächern ganz absehen. Was zunächst die vorhin im allgemeinen abgegrenzte Anfangsstrecke angeht, so dürfen folgende Direktiven aufgestellt werden: Man lege in diese frühen Semester alles, was nicht dem allerengsten Fachkreise angehört, schon deshalb, weil man später, durch Seminarleistungen und eigne Arbeiten in Anspruch genommen, die Zahl der zu hörenden Collegia aufs äusserste herabzumindern genötigt sein wird. In den ersten Semestern ist man in dieser Hinsicht freier. Hier wird man also zweckmäßigerweise unterbringen, was man nicht aus Fachinteresse, sondern zum Zwecke allgemeiner Bildung treiben will, z. B. Kunstgeschichte u. dergl. mehr. Die nie wieder im Leben so wie auf der Universität sich bietende Gelegenheit zu solcher geistigen Erweiterung des ganzen Menschen soll man ja ausnützen. Es schadet auch nichts, wenn man etwaige Zwischenstunden dazu benutzt, gelegentlich einen Blick in einen ganz fremden Bereich zu tun und auch bei Juristen oder Theologen einmal zuhört. Ein wenig Irrlichtelieren verträgt namentlich das erste Semester sehr wohl, und man soll die allgemeine Orientierung und Horizonterweiterung, die es mit sich bringt, nicht deshalb gering anschlagen, weil positive Einzelerträgnisse ausbleiben. Zu den „Bildungskollegien" tritt dann weiter die Beschäftigung mit Fächern, die vom examenmäßigen Standpunkt aus nur mittelbar zum Fachstudium gehören, deren Kenntnis aber nach der gegenwärtigen Lage unsrer Wissenschaft unentbehrlich ist: Sprachwissenschaft und Archäologie. Auch da müssen die ersten Semester zielbewußt ausgenützt werden, wenn es überhaupt zu der wünschenswerten Vertiefung kommen soll. Wenn mithin in den ersten Semestern das

Kollegienhören ziemlich umfänglich eingerichtet werden soll, so muß man anderseits dabei gewisse Grenzen auf keinen Fall überschreiten. Namentlich an grossen Universitäten, wo das dargebotene Menu verführerisch reichhaltig zu sein pflegt, da die große Menge jüngerer Dozenten gern interessante Spezialvorlesungen mit einladend kleiner Stundenzahl anbietet, kommt es vor, daß unberatene Anfänger in ungemeßnem Wissensdrange sich in geradezu grotesker Weise übernehmen. Man halte sich an die Regel, daß die Zahl der Wochenstunden auch in den Anfangssemestern die Ziffer 20 nicht (oder doch keinesfalls erheblich) übersteigen soll. Die Aufnahme der belegten Kollegien geschieht am besten so, daß man nachschreibt. In der hierbei fortwährend herantretenden Nötigung, Wesentliches und Unwesentliches zu sondern, liegt bereits ein wertvolles Hilfsmittel der stofflichen Aneignung, weshalb auch vollständiges Nachstenographieren viel weniger zu empfehlen ist. Das früher öfter betriebene häusliche Ausarbeiten der Nachschriften hat fast gar keinen Wert. Die darauf verwendete Zeit kann viel ergiebiger ausgenutzt werden. Anderseits ist aber bloßes Zuhören auch nicht das Rechte. Wenn sich der Philologiestudierende auch keine Examenskompendien, die man memoriert, aus den Vorlesungen wird holen können, so findet er doch an einer verständigen Nachschrift manch wertvollen Anhalt, wenn eigne Arbeiten auf den betreffenden Gegenstand zurückführen. Auch ist es sehr gut, in den Ferien einmal ein ganzes Heft sorgfältig durchzunehmen. Natürlich ist bei alledem zwischen den Vorlesungen zu unterscheiden. Namentlich bei systematischen und historischen Darstellungen ist die zusammenhängende Nachschrift angezeigt; bei Interpretationen wird man sich einzelne Notizen machen; in sogenannten Publica, die für einen größeren Kreis bestimmt sind und mehr anregen wollen als in die wissenschaftliche Einzelarbeit hineinführen, genügt es meist aufmerksam zuzuhören. — Außer den Vorlesungen kommt, und zwar vom ersten Semester ab, die Teilnahme an den Proseminarübungen in Betracht. Regelmäßige und energische Mitarbeit ist dabei ganz unerläßlich. Neben lateinischen und griechischen Stilübungen handelt es sich hauptsächlich um die praktische Einführung in die grundlegende kritisch-exegetische Methode.

Wir sahen schon, es wird niemand ein Philologe, der dies Organon unsrer Wissenschaft nicht zu handhaben gelernt hat, und man lernt das nur durch eine zweckmäßig geleitete Praxis. Oft sind auch kleine Ausarbeitungen damit verbunden: kurze Referate, Vergleichung paralleler Berichte und dergleichen Anfängerübungen mehr, von denen man gar nicht genug mitmachen kann. Erst durch erfolgreiche Proseminarbetätigung wird man befähigt, Seminarmitglied zu werden und damit an die Stelle zu gelangen, wo man die nachhaltigste Förderung erhält. Meist sind die Proseminarabteilungen hinsichtlich der Mitgliederzahl unbeschränkt. Es genügt dann gewöhnlich die bloße Meldung beim Dozenten. Diese bildet normalerweise auch die erste Gelegenheit zu einer vertraulichen Aussprache, die man bei Zweifeln und Unklarheiten oft erneuern wolle. Dazu sind die Sprechstunden da, die man nicht ungenützt lassen soll.

Neben Kolleg und Proseminar tritt als dritte Hauptleistung die Schriftstellerlektüre. Ihren Umfang unablässig zu mehren, muß man während des ganzen Studiums überhaupt auf das ernsteste bemüht sein. So wichtig das gelehrte Drum und Dran ist, die Hauptsache bleiben doch immer die Schriftsteller selber. Sie selber lesen ist viel, viel nötiger als über sie lesen. Davon lasse man sich durch gar nichts abbringen. Nicht Kenntnis der Literaturgeschichte, Kenntnis der Literatur ist Mark und Kern und Stern jeder gesunden Philologie. Und wiederum sind es die durch eigne produktive Arbeit noch wenig belasteten ersten Semester, in denen dieser Teil der Studien mit Hochdruck betrieben werden kann und soll. Hierbei benutze man den im Proseminar traktierten Autor zur statarischen Lektüre, indem man versucht, so gut es gehen will, die dort geübte Weise der Behandlung auf andre Partien desselben Textes selbständig auszudehnen. Daneben treibe man, am besten im Verein mit Freunden, nach festem Plan unermüdlich die kursorische Lektüre (vgl. S. 175). Und zwar knüpfe man hierbei einfach an die Schule an, ergänze zunächst die dort angefangenen Autoren und lese fürs erste ganz in derselben Weise weiter, wie man es von der Schule her gewöhnt ist, nur daß man immer Bedacht darauf nimmt, einen guten Kommentar zur Hand zu haben, der den Lehrer ersetzt (Auskunft erteilen die

Dozenten gern bei den vorhin erwähnten Besuchen. Als praktisch hat sich bewährt, daß man bei Aufstellung des Lektüreplanes für ein ganzes Semester im Eifer guter Vorsätze nicht zu hoch greift und etwa zu große Tagespensen ansetzt. Ihre Nichtbezwingung ruft alsbald Unlust und allgemeines Versagen hervor. Kleinere Abschnitte, auf deren Erledigung dafür mit eiserner Konsequenz bestanden wird, fördern viel besser. Sie summieren sich rasch, man sieht den Erfolg, die Stetigkeit dieser Arbeit hält alles übrige mit im gleichmäßigen Gange. Nur darf es eben auch an der Konsequenz nicht fehlen; deshalb ist es zweckmäßig, die Rationen so zu bemessen, daß selbst ein Stiftungsfest oder dergleichen keinen Vorwand abgeben kann, die geringe Leistung unerledigt zu lassen. Man wird sich wohl dabei fühlen und die ehrlich verdienten Erholungsstunden nur desto freudiger genießen. Schließlich noch eins! Es pflegen in Verbindung mit dem Seminar größere Handbibliotheken zu bestehen (auch „Institute für Altertumswissenschaft" oder ähnlich genannt), die den Studierenden die ausgiebigste und freieste Arbeitsgelegenheit bieten und ihnen Bücherschätze z. T. in einem Umfang zur Verfügung stellen, wie sie auch die Professoren in ihren Hausbibliotheken nur selten besitzen. Meist bestehen dabei natürlich, schon wegen des Raumes, Beschränkungen hinsichtlich der Zahl der Benutzer. Selbstverständlich sind es besonders die Anfänger, die entweder gar nicht oder nur zeitweise Zutritt erhalten, etwa zur Benutzung des Apparates, der für den im Proseminar traktierten Schriftsteller in Frage kommt. Diese Einschränkung braucht nicht weiter schmerzlich empfunden zu werden. Die ungehemmte Benutzung namentlich sehr großer Bibliotheken kann anfangs nicht nur verwirrend, sondern geradezu schädlich wirken, indem sie zu prunkendem Zitatenwust anreizt und den Glauben erweckt, es sei schon was, wenn man ein vielgenanntes Buch einmal in die Hand genommen und ein wenig darin herumgespürt habe. Bücherkenntnis ist etwas sehr Schönes und Unentbehrliches, wird aber nur im Zusammenhang mit zielbewußter Arbeit richtig erworben, nicht im Spazierengehn.

Wir wenden uns nun zum zweiten Studienabschnitt, der durch das stärkere Hervortreten der produktiven Arbeit gekennzeichnet ist. Normalerweise wird er, etwa im vierten bis fünften

Semester, eingeleitet durch Aufnahme ins Seminar (doch sei bemerkt, daß Frequenz und pädagogische Rücksichten an vielen Orten eine reichere Gliederung erzeugt haben, derzufolge sich zwischen die Anfängerübungen und das eigentliche Seminar Oberkurse des Proseminars oder Unterkurse des Seminars einschieben können, deren Folge und Benutzung der natürliche Fortschritt der Semester von selbst ergibt). Wohl durchweg erfolgt die Aufnahme auf Grund einer Bewerbungsarbeit, über deren Thema man sich zweckmäßigerweise vor Schluß des voraufgehenden Semesters Rates erholt. Die Zahl der Teilnehmer ist überwiegend eine geschlossene (meist 12); gewöhnlich sind Stipendien mit einem Sitz im Seminar verknüpft, natürlich auch eine bevorzugte Benutzung der Seminar- oder Institutsbibliothek, innerhalb deren die Sodales Ordinarii einen Arbeitsplatz mit verschließbarem Gelaß zu besitzen pflegen. Anschläge geben Termin und Bedingungen der Bewerbung kund. Man verpflichtet sich fast überall auf mehrere Semester (zwei bis drei). Da die Teilnehmerzahl, um die volle Wirkung der Übungen zu sichern, beschränkt bleiben muß, so ist es nicht immer und überall leicht, Seminarmitglied zu werden. Oft wird wiederholte Bewerbung nötig. Die Bewerbungsaussichten werden öfter auch beim Wechsel der Universität den Ausschlag geben müssen. Denn wünschenswert bleibt der Eintritt unter allen Umständen; die außerordentliche Mitgliedschaft, die manchmal ermöglicht wird, bietet nie den vollen Ersatz, da der Sodalis Extraordinarius zumeist schon deshalb ziemlich passiv bleibt, weil die Sitzungen bei kurzen Semestern oft kaum für die ordentlichen Mitglieder ausreichen. Meist leiten zwei Professoren je eine lateinische und griechische Abteilung: Interpretationen und gegenseitige Kritik der eingereichten Abhandlungen durch die Mitglieder bilden den Hauptinhalt; denn zu den Abhandlungen der Neueintretenden treten Semesterarbeiten der verbliebenen Sodales. Hier entfaltet sich nun das innerste Leben unsres Studiums aufs reinste und reichste: der Geist freier Prüfung, die strenge Zucht rationellen Denkens wird in lebendiger Zwiesprache zwischen Lehrern und Schülern gepflegt und geübt. Da gilt keine andre Autorität als die des überlegenen Wissens und Könnens. Auch der Lehrer verlangt Zustimmung nur für das, was er beweist. Im Feuer der Kritik

gewissenhaft erarbeiteter Ansichten läutert sich das Urteil, erstarkt die Fähigkeit zu wissenschaftlichem Denken und Arbeiten. Im Seminar pflegten die großen Philologen ihre stärksten Wirkungen zu erzielen, ihre „Schule" zu gründen; die Seminarerlebnisse bleiben auch in der Erinnerung für immer der Mittelpunkt der Studienjahre. Bei solcher Wichtigkeit ist es ein großer, aber leider schwer zu beseitigender Übelstand, daß der numerus clausus, ohne den nun einmal die intensive Wirkung nicht zu erzielen ist, namentlich an großen Universitäten immer eine Zahl von Aspiranten ausschließt, die an sich die Aufnahme wohl verdienten. Denn in zu späten Semestern will man nicht mehr ins Seminar, weil dann der Abschluß der Studien ungebührlich hinausgeschoben wird. Wohl gibt es Auskunftsmittel, um den Übelstand zu mildern; ganz kann ihn die große Universität kaum jemals beheben. Wer davon getroffen wird, muß sich damit abfinden, so gut er kann. Er tröste sich damit, daß die Mitgliedschaft denn doch keine conditio sine qua non ist; mancher hat ordentlich abgeschlossen und ist ein tüchtiger Philolog geworden, dem sie versagt blieb. Als Ersatz muß vor allem fleißiger Besuch von Interpretationskollegien dienen und die eigne statarische Lektüre, die für die Sodales während ihrer Seminarsemester naturgemäß in den Hintergrund tritt. Unersetzlich bleibt die seminaristische Behandlung der schriftlichen Arbeiten, die gleichwohl besonders wichtig ist. Denn der Seminarleiter wird die Themata auf irgend einer Stufe, sowie sich hinreichender Fortschritt zeigt, so zu gestalten suchen, daß die Arbeiten, um es kurz auszudrücken, „entwicklungsfähig" sind. Sie sollen sich zu größeren Untersuchungen auswachsen, die dann in der schon S. 180 beschriebenen Weise während der Schlußsemester den natürlichen und fruchtbaren Mittelpunkt der Studien bilden. Eine Dissertation oder auch zunächst die Examensarbeit ist dann das redlich gewonnene Ergebnis; denn der Examinator wird sich stets bereit finden lassen, dem gründlichen Arbeiter das Thema so zu stellen, daß es in den Zusammenhang seiner Studien sich bequem eingliedert. Hiermit gelangen wir zu einer letzten praktischen Frage (auf die Lektüre und die Pflege der Grammatik brauchen wir nach dem früher Bemerkten nicht mehr zurückzukommen; vgl. insonderheit S. 157 f.): Soll man überhaupt, soll man vor oder nach dem Staatsexamen

promovieren? Die erste Frage ist sehr wesentlich auch von pekuniären Verhältnissen abhängig. Die Kosten sind nicht gering; in der Regel muß der Doktorand auch für die Drucklegung seiner Dissertation einstehen. Das entscheidet bisweilen auch die zweite Frage, indem mancher, erst wenn er auf eignen Füßen steht, mit selbsterworbenen Mitteln die akademische Würde erwirbt. Es gibt mithin keine allgemeine Norm. Äußere Vorteile hat beides: geht die Promotion voran, so wird die Dissertation wohl überall von der philologischen Hausarbeit des Staatsexamens befreien; geht dieses voran, so pflegt das mündliche Doktorexamen eine abgekürzte Form zu erhalten, und normalerweise kann sich aus der Hausarbeit eine Dissertation entwickeln, der es dann auch zugute kommt, daß ein Teil die fachmäßige Beurteilung schon passiert hat. Noch ein anderes Moment spielt bei der Entscheidung mit, die Länge der Studienzeit, die fast stets sich etwas ausdehnen wird, wenn man vorher promoviert. Wenn daher junge Männer, die wissen, daß ihr Studium den Angehörigen große Opfer auferlegt, das Bestreben haben, diese Zeit der Sorgen abzukürzen und möglichst bald auf eignen Füßen zu stehen, so wird das jeder billig Denkende nur loben. Wo die Notwendigkeit zu raschem Abschluß nicht vorliegt, sollte man allerdings ein Semester mehr gern zugeben, ohne ängstliche Rücksicht auf die spätere amtliche Anciennitätsliste. Denn alles in allem scheint es schließlich doch der günstigste Gang, wenn die Vertiefung in die selbständige Forscherarbeit einer Dissertation noch im Zusammenhang des Universitätsstudiums, mit dessen Hilfsmitteln und in beständiger Fühlung mit einem nahestehenden Lehrer stattfindet. Oft treten nach Verlassen der Universität ungünstige Umstände ein, wie Mangel an Büchern und manches andre, und der Fall ist nicht selten, daß angefangene Arbeiten infolgedessen verschoben und immer wieder verschoben und schließlich aufgegeben worden sind. Anderseits ist, wenn man sich entschließt, vor dem Abgang von der Universität zu promovieren, vor jenen Dissertationen zu warnen, die den Umfang einer solchen Leistung ungebührlich überschreiten. Es ist fast ein Unfug zu nennen, wenn die Dissertation, die noch bei manchem unsrer größten Meister ein sehr bescheidnes Heftchen war, wie es neuerdings öfter geschieht, zu einem dickleibigen Buche anschwillt, dessen Fertigstellung das

Studium gelegentlich um Jahre verlängert. Solche Verlängerung ist selbst dann zu widerraten, wenn die Geldmittel keine Rolle spielen. Mitte der zwanziger Jahre sollte bei jedem jungen Mann das Bedürfnis nach berufsmäßig begründeter Selbständigkeit voll entwickelt sein und energisch den Abschluß herbeiführen. Nach 15 und mehr Semestern — solche Zahlen kommen gerade bei fleißigen Leuten gelegentlich vor — ist man einfach zu alt zum Studenten, und in die Freude an der wissenschaftlichen Arbeit mischt sich allerlei Mißmut, schon infolge des Bewußtseins, daß andere, vielleicht sehr Nahestehende, diese Ausdehnung des Studiums nicht verstehen und mißbilligen. Viel besser werden, wenn die Mittel dazu vorhanden sind, diese Semester zu ausgiebigem Aufenthalt im klassischen Süden verwendet. Man sieht leicht, daß, um die zuletzt gekennzeichneten Schwierigkeiten zu vermeiden, viel, ja alles auf die rechte Wahl des Themas ankommt, die natürlich auch sonst von entscheidender Bedeutung ist. Ist aber einmal ein sehr umfangreicher Gegenstand gewählt, so entschließe man sich nach Vereinbarung mit seinem Professor, zum Zweck der Promotion ein Specimen oder eine Particula einzureichen. Man hüte sich ferner vor Aufgaben, die gar zu sehr peripherischer Natur sind und den Bearbeiter auf einem abgelegenen Winkel des Altertums festhalten, von wo aus jenes Umsichgreifen nach allen Richtungen hin nur unvollkommen stattfinden kann, das doch die Studien dieser letzten Semester ganz besonders reich und fruchtbar gestalten soll. Am besten sind zweifellos Themata, bei deren Bearbeitung irgend eine bedeutungsvolle Einzelheit, z. B. ein dichterisches Motiv, eine Einrichtung, ein philosophischer Gedankenkomplex, eine Spracherscheinung, die Nachwirkung eines Schriftstellers u. dergl., durch weite Strecken des Altertums hin verfolgt wird. Das nötigt zu umfänglicher Lektüre in beiden Sprachen und zur Beschäftigung mit den verschiedenartigsten Zeiten und Gegenständen.

Wir brechen an dieser Stelle ab. Möge die Muse der Philologie jeden redlichen Jünger auch ferner so beglücken, wie sie schon vielen Generationen hold und segensreich gewesen ist. Quod Deus bene vortat!

Register

Akademie, platonische 38. 100; florentinische 57; die modernen 99
Alexandria, Bibliotheken von 24
Analogie und Anomalie 33
Analyse 148. 175
Antiquitäten 70. 97. 152. 167
Archäologie 87. 113. 124. 152. 154. 169. 173. 183 (archäolog. Institute 99)
Aristarch 28
Aristophanes von Byzanz 28
Aristoteles 23. 44. 52. 53. 56
Aurispa 58
Aussprache des Griechischen und Lateinischen 73. 161

Bentley 77
Bœckh 96
Bopp 93
Buchdruck 48. 64. 73. 165
Byzanz 39

Callimachus 25
Carolingische Zeit 49
Casaubonus 69
Chronologie 67. 151. 167
Conjecturalkritik 108. 146
Cyriacus v. Ancona 60

Deutschland 72. 83
Dionysius Thrax 32
Dissertation 188

Emendatio 46. 59. 106. 109. 143
Engländer 74
Entwicklungsbegriff 92
Epigraphik 60. 97. 112. 163 (siehe auch Inschriften)
Eustathius 45
Evolutionismus 92
Examen 181. 189
Exegese (siehe auch Textkritik) 24. 147

Fachwissenschaften, die antiken 122. 154. 177
Franzosen 63

Geographie 155. 178
Geschichte 153. 172
Geschichte der Philologie 18 (Altertum 21. — Mittelalter 39. — ital. Renaissance 55. — französ. Philologie 63. — engl.-niederl. Philologie 74. — deutsche Philologie 83)
Geschichte und Philologie 124
Geschichtswissenschaft und Humanismus (reine und angewandte Philologie) 18. 69. 81. 82. 83 ff. 92. 102. 111. 131 ff.
Großbetrieb wissenschaftl. Arbeit 65. 99

Habilitation 182
Handschriftensammler im Altertum 24. 25; in der Renaissance 47. 58. 73
Hellenismus 132. 160. 178
Herder 88. 91
Hermann, Gottfried 102
Hilfsmittel, enzyklopädische 135
Homer 170
Humanismus und Geschichtswissenschaft (angewandte und reine Philologie) siehe Geschichtswissenschaft

Inschriften 60. 68. 76. 98. 163
Interpretation: siehe Exegese
Italiener 55

Jahn, Otto 112
Jahresberichte 136
Jotazismus 41

Kalender 151. 167
Klassizismus 84. 94. 114. 123
Klöster 38. 48 ff.
Kongenialität 130
Kritik, höhere 148
Kunst, Anfänge der 169

Lachmann 105. 139
Landeskunde 76. 155
Lateinschreiben und -Sprechen 115
Lateinische Wiedergabe griechischer Namen 62
Latinismus 62. 70
Lehramt 181
Lehrberechtigungen 180
Lektüre 175. 185
Lexikographie 65. 99
Linguistik: siehe Sprachwissenschaft
Lipsius, Justus 71. 130
Literaturgeschichte 154. 174

Methodologie 4. 5. 90. 118. 149. 155
Metrik 152. 170
Metrologie 151. 166
Mittelalter. Auffassung des Altertums 51
Mommsen, Th. 120
Muller, C. Ottfried 101
Mythologie 168

Nachschreiben 184
Neuhumanismus 63. 84
Niederländer 70. 81
Numismatik 151. 166
Organon der Philologie 137

Paläographie 165
Papyri 160. 164
Pergamener 24. 29
Persönlichkeiten 128
Petrarca 53
Philologie, Wortbedeutung 21; als selbständiges Studium 84; Begriffsbestimmung und Gliederung 119. 150; Verhältnis zur Geschichte 124
Philosophie 88; die antike 152. 154. 176
Photius 42
Photographie 155. 165
Platonismus 44. 47. 52. 53. 56. 57
Poggio 58
Probus, M. Valerius 35
Proclus 26
Proseminar 142. 184
Psychologie 119; in d. Textkritik 108. 143 f.

Rationalismus 79. 108
Realien 96. 103. 167 (siehe auch Antiquitäten)
Recht 122. 152. 165. 168. 169
Reformation 62. 63. 67. 69. 72
Reisen nach dem Süden 156. 190
Religionswissenschaft 114. 115. 168
Renaissance 55
Recensio 106. 139
Rhetorik 34. 152. 171
Rohde 114
Romantik 91

Scaliger 66
Schrift 151. 163
Semester, die ersten 183
Seminar 185. 187
Sprachkenntnis, philologische 120. 144. 157. 159
Sprachwissenschaft im Altertum 31; moderne 93. 103. 158. 183
Stephanus, R. und H. 65
Subskriptionen 37
Suidas 26. 43

Textgeschichte 106. 140
Textkritik und Exegese im Altertum 27. 37; spätbyzantinische 46; der Italiäner 59; der Niederländer 70; Bentleys u. seiner Nachfolger 77. 82. 102; Lachmanns 106; Prinzipielles 137
Theologie 114. 169
Topographie 76. 155
Tzetzes 45

Übersetzungen 149
Universitätseinrichtungen 1
Universitätswechsel 2
Usener 100. 113. 115. 125

Valla, Lorenzo 61
Varro 30
Vereine und Verbindungen 6
Vergleichung 93. 114. 115. 120
Volkskunde 112. 168
Vorrenaissance in Byzanz 45
Vulgärsprachen 36. 48. 54. 160

Welcker 101.
Winckelmann 87
Wolf, F. A. 84. 95

Zeitschriften 136.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

BINDING DEPT. AUG 16 1962

PA
74
I4

Immisch, Otto

Wie studiert man klassische Philologie?

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY